Max Planck Research Group
Epistemes of Modern Acoustics

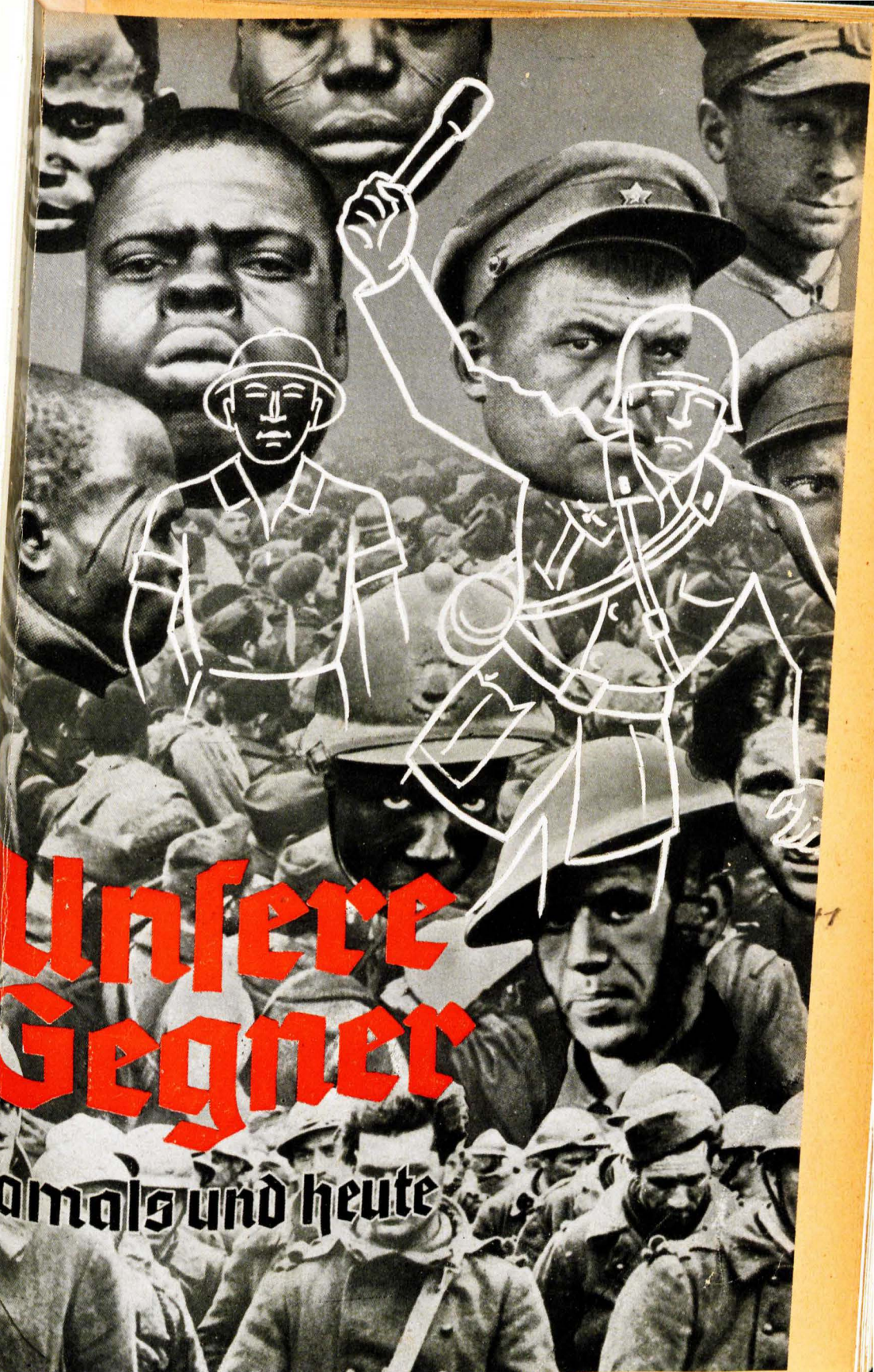
# Sound & Science: Digital Histories

Doegen, Wilhelm. Unsere Gegner damals und heute. Berlin Lichterfelde: Verlag Oskar Franz Hübner, 1941.

https://acoustics.mpiwg-berlin.mpg.de/node/1302

Scan licensed under: CC BY-SA 3.0 DE | Max Planck Institute for the History of Science

MAX PLANCK INSTITUTE
FOR THE HISTORY OF SCIENCE


Unsere
Gegner
damals und heute

# Unsere Gegner

## damals und heute

Engländer und Franzosen mit ihren europäischen und fremdrassigen Hilfsvölkern in deren Heimat, an der Front und — in deutscher Gefangenschaft im Weltkriege und im jetzigen Kriege

— Großdeutschlands koloniale Sendung —

Veröffentlichungen nach amtlichen Aufzeichnungen und mit eigenen Originalaufzeichnungen mit 100 Bildern

von

**Prof. Wilhelm Doegen**

unter Mitarbeit von

Hans-Henning Freiherr Grote, Franz Hübner, Georg Bullrich

Preußische Staatsbibliothek Berlin

voraussichtlich im Juli 1941

Verlag Oskar Franz Hübner, Berlin-Lichterfelde

Krieg 1939-886

Weltkrieg 281,419 4°
P 1941 5025

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1941 by Verlag Oskar Franz Hübner, Berlin-Lichterfelde
Nachdruck, auch auszugsweise, verboten
Druck: Paß & Garleb, Berlin W 35

# Inhaltsangabe


Vorwort und Einführung:
Deutschland im Weltkriege / Großdeutschlands Kampf 1939/41 um seinen Lebensraum / Millionen von Kriegsgefangenen / Von deutscher Kulturarbeit und Organisation / Großdeutschlands koloniale Sendung. 9

Der eine einzige Krieg . . . . . 13
Allgemeine Übersicht der kriegsgefangenen Völker, mit denen Großdeutschlands Frontkämpfer 1914/18 und 1939/41 gerungen haben . . . . . 15
Polen und die polnischen Kriegsgefangenen aus dem Septemberfeldzug 1939 . . . 17
Norweger und Niederländer, unsere Gegner 1940 . . . . . 21
Frankreichs weiße und farbige Soldaten 1914/18 und 1939/40. Die schwere Schuld französischer Regierungen. Der deutsche Sieg . . . . . 23
Die mannigfaltigen Mundarten der Franzosen . . . . . 26
Das iberische Urvolk — die Basken von der Südwestecke Frankreichs . . . . . 28
Überblick über die Geschichte der europäischen Kolonisation in Afrika . . . . . 30
Farbige und Neger Afrikas erkennen und bewundern Deutschlands Stärke . . . . 36
Die Neger-Völker des Sudan . . . . . 42
Ein Kongoneger gibt die Trommelsprache Afrikas . . . . . 43
Was deutsche Gelehrte von den Madagassen erfahren . . . . . 46
Ureinwohner von Neukaledonien berichtet (Französische Kolonialmethoden) . . . . 48
Kreolen aus Martinique und Guadeloupe . . . . . 49
Die Belgier: Flamen und Wallonen auf der Völkerstraße im Göttinger Gefangenenlager 52
Die Engländer — als unfreiwillige Gäste in Deutschland . . . . . 56
Englische Kolonialvölker aus Indien: Das Wesen der Inder in Religion und Kaste / Die mongolischen Inder: Die Gurkhas / Die arischen Inder: Die Radschputen / Die Sikhs, die indischen Löwen / Die indischen Mohammedaner 71
Afghanen und Belutschen werden über Deutschland aufgeklärt . . . . . 72
Die Heldenlieder und Dudelsackklänge der Serben. Das Völkergemisch in Jugoslawien . . . . . 74
Die vielrassigen Neugriechen . . . . . 75
Von Geist und Kultur, Krieg und Sieg auf dem Balkan . . . . . 77
Die Seele der Rumänen . . . . . 78
Die Russen in den deutschen Kriegsgefangenenlagern . . . . . 80
Die Völker des Kaukasus . . . . . 82
Tataren aus Ufa und Orenburg und der Krim singen exotische Chöre . . . . . 83
Die finnisch-ugrischen Stämme im europäischen Rußland . . . . . 84
Ein Mordwine erzählt ein Märchen: Der Dummkopf . . . . . 85
Wolgalied der russischen Kriegsgefangenen . . . . . 86
Deutsche Germanisten entdecken Pfälzer Bauernkolonisten im alten Rußland . . . 88
Litauer singen Dainos . . . . . 89
Koreaner aus dem östlichen Rußland singen wehmütige Klagelieder . . . . . 92
Italiener aus Norditalien, Neapel und Sizilien erzählen und singen ihre berühmten Volkslieder . . . . . 94
Großdeutschlands koloniale Sendung auf kulturellem Gebiet während des Weltkrieges in den Kriegsgefangenenlagern: a) Seelenkultur; b) Seelsorge; c) Körperkultur

Anhang und Ausklang 106
Das Oberkommando der Schutztruppen und vom Dienst unserer Kolonialsoldaten . 107
Deutschlands Kolonialreich zu Beginn des Weltkrieges . . . . . 112
Die Gouverneure und Reichskommissare in unseren Kolonien und dem Schutzgebiet 112
Kulturelle Streiflichter aus deutschen Kolonien . . . . . 116

# Verzeichnis der Bildtafeln

(Die in Klammern gesetzten Buchstaben beziehen sich auf die Rechte (Copyright) an den Bildern; siehe Fußnote)

Tafel

I Französische Matrosen, Engländer, Belgier, Franzosen und Tunesier. 3 Bilder (W, A, W)
II Ur-Australier, Mischling, Tahitier, Sikh, Neger. 5 Bilder (D, A, D, D, A)
III Polen aus dem September-Feldzug 1939. 2 Bilder (P-B)
IV Polen. 3 Bilder (P-B)
V Norweger. 2 Bilder (Ho, S)
VI Niederländer. 2 Bilder (S)
VII Franzosen 1940 und 1915. 2 Bilder (Ho, R)
VIII Kolonialfranzosen, Madagasse, Marokkaner, Baule-Neger. 5 Bilder (H, D, D, D)
IX Kolonialfranzosen 1940. 2 Bilder (S, W)
X Gefangene Neger aus dem Sudan im Weltkriege. 9 Bilder (sämtl. D)
XI Orient im Wünsdorfer Sonderlager. 2 Bilder (D, D)
XII Berber, Algerier, Tunesier, Marokkaner, Albaner. 4 Bilder (sämtl. D)
XIII Kongoneger-Trommelsprache, Neucaledonier, Schotte, Australier. 4 Bilder (sämtl. D)
XIV Polnische Russen, Inder, Gefangenen-Gruppe, Franzosen, Grieche. 5 Bilder (H, H, H, H, D)
XV Anamiten und Madagassen. 4 Bilder (sämtl. D)
XVI Komoren und Creolen. 2 Bilder (D, D)
XVII Amerikaner (USA) und Engländer. 2 Bilder (R, D)
XVIII Südfranzosen, französ. Baske, Flame, Cambodschaner. 4 Bilder (sämtl. D)
XIX Engländer in Norwegen, Engländer und Kanadier. 2 Bilder (Ho, R)
XX Engländer nach ihrer Niederlage in Flandern. 2 Bilder (S, Ho)
XXI Gurkhas (Hindus). 2 Bilder (D, D)
XXII Gurkhas beim Fest und Vorsingen. 2 Bilder (D, D)
XXIII Afghanen, Belutschen, Sikhs, Radschputen. 2 Bilder (D, D)
XXIV Gurkhas aus Nepal und Russen. 2 Bilder (D, D)
XXV Antropologische Messungen in Eger, Rumäne, Sprachaufnahme in Gießen. 3 Bilder (D, H, D)
XXVI Russisches Balalaika-Orchester, Instrumente. 2 Bilder (D, D)
XXVII Awaren vom Kaukasus, Kaukasier. 2 Bilder (D, D)
XXVIII Lagerschule in Theresienstadt, Russen in einer Gefangenen-Werkstatt. 2 Bilder (D, D)
XXIX Armenier, Tschuwasche, Mordwine, Baschkire und Tatare. 6 Bilder (sämtl. D)
XXX Koreaner, Großrussisches Theaterorchester. 2 Bilder (D, D)
XXXI Russischer Chor, serbischer Dudelsackbläser. 2 Bilder (D, D)
XXXII Karrikaturen eines Russen. Deutsche Nähschule für Eingeborene in Afrika. 2 Bilder (D, H)
XXXIII Jugoslawische Soldaten und Serben, Britisch-australischer Offizier, 3 Bilder
XXXIV Griechische Gefangene, Englische Gefangene australischer, indischer und kanadischer Herkunft an der nordafrikanischen Front. 2 Bilder (S)

A = Atlantic Photo-Verlag Dr. F. K. Herrmann, Berlin SW 68; D = Prof. Wilh. Doegen, Berlin-Zehlendorf; H = Oskar Franz Hübner, Berlin-Lichterfelde; Ho = Presse-Illustrationen Heinrich Hoffmann, Berlin SW 68; P-B = Presse-Bild-Zentrale Braemer u. Güll, Berlin SW 68; R = Reichsarchiv, Potsdam; S = Bilderdienst, Berlin SW 68; W = Weltbild G. m. b. H., Berlin SW 68.

# Vorwort und Einführung

Deutschland im Weltkriege / Großdeutschlands Kampf 1939/41 um seinen Lebensraum / Millionen von Kriegsgefangenen / Von deutscher Kulturarbeit und Organisation / Großdeutschlands koloniale Sendung

Deutschland hat vor dem Weltkriege den Beweis erbracht, daß es seine Kolonien musterhaft, und zwar in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht, entwickelt und verwaltet hat. Die Liebe und getreue Anhänglichkeit der Deutschland anvertrauten fremden Völker wurden am stärksten im Weltkriege erwiesen. Die militärischen Führer haben mit ihren Kolonialsoldaten viele Siege errungen und unter noch nie dagewesenen Schwierigkeiten gegen eine unerhörte Übermacht heldenmütig gefochten. Diese in die deutsche Geschichte eingegangenen Taten werden heute wieder unserer Jugend als heroische Vorbilder vor Augen geführt, sie sind im ganzen deutschen Volke hochgeachtet und in der Welt anerkannt. Was in der gleichen Zeit damals auf deutschem Heimatboden in den Kriegsgefangenenlagern an Kolonialarbeit sogar bei den uns immerhin feindlich gesinnten vielfarbigen Völkern aus aller Welt erfolgreich geleistet wurde, ist im deutschen Volke bisher nicht genügend bekannt und in der Zeit nach dem Weltkriege überhaupt nicht gewürdigt worden.

In diesem Zusammenhang sei hier schon im Vorwort darauf hingewiesen, daß sich schließlich die Millionen von Gefangenen fast aller Völker der Erde — man hatte Exoten aus den entferntesten Teilen der Welt ausgebildet, bewaffnet und gegen Deutschland geführt — in 176 Gefangenenlagern in Deutschland, d. h. im Altreich, zusammenfanden. (Von den Gefangenen des Krieges 1939/41 ist an anderer Stelle die Rede.)

Alle Hautfarben, alle Stufen der Zivilisation, alle Religionen der Erde gaben sich in der deutschen Gefangenschaft ein Stelldichein. Erst in den Gefangenenlagern konnte man plastisch ersehen, mit wem die Mittelmächte Krieg zu führen hatten: *Mit der Macht der Verbündung der ganzen Welt.* Wohl konnte man im Frieden an Kasernen, Festungen und Truppenübungsplätze als Gefangenenlager denken und ihre hygienischen Maßnahmen, die Möglichkeiten ihrer Nahrungszufuhr und ihre Möbel und Einrichtungen, für die neuen Bewohner bereitstellen — aber unmöglich konnten die deutschen Militärbehörden auf so neuartige Aufgaben gefaßt sein, daß völlig neue Städte in kürzester Frist zu erbauen waren, um eine Masse wehrfähiger Männer, deren Menge der Gesamtbevölkerung eines größeren deutschen Bundesstaates gleichkam, schnell und sicher unterzubringen! Man stelle sich unbefangen vor die ungeheure Aufgabe, welche der Weltkrieg an Deutschland in bezug auf seine Kriegsgefangenen stellte: mehrere Millionen Menschen der verschiedensten Himmelsstriche und Lebensgewohnheiten, Menschen von verschiedenster Reinlichkeit und körperlicher Gesundheit, doch alles wehrfähige Männer, müssen inmitten eines furchtbaren Krieges, der an allen Grenzen des Reichs tobt, gehütet und genährt, gekleidet und beherbergt, beschäftigt und entlohnt werden! Sie sind zu ernähren — obwohl Deutschland fast von allen Lebensmittelzufuhren abgeschnitten war und durch die Hungerblockade aufs äußerste bedroht wurde. Sie waren zu kleiden — und doch wurden alle Rohstoffe zur Bekleidung von Deutschland nach Möglichkeit ferngehalten. Pflege

und Disziplin waren zu leisten — und doch wurden die Wehr- und Arbeitskräfte Deutschlands auf drei gewaltigen Kriegsschauplätzen gebunden und vermindert. Wir sollten für ihre Gesundheit sorgen — obwohl diese Gefangenen zum Teil Völkerstämmen angehörten, für die das Klima unseres Landes Gift war, und die auf Kulturstufen standen, die den Begriff der Reinlichkeit zum Teil kaum ahnten, geschweige denn mit deutscher Sauberkeit vertraut waren.

Ein einziges Mittagessen von 1¼ Liter je Kopf bedeutet beispielsweise für 2 Millionen Menschen 10 Eisenbahnzüge mit je 30 Wagen an Gewicht. Denn wenn von einem einzigen Stoffe nur 100 Gramm auf jeden Gefangenen geliefert werden sollten, so bedeutete das für das Ganze bereits 4000 bis 5000 Zentner. Um den Fleischbedarf sämtlicher Kriegsgefangenen in den deutschen Lagern damals an einem einzigen Tage zu decken, waren 800 Schlachtrinder erforderlich. Und bei 1000 Gramm Kartoffeln auf Kopf und Tag, als der Grundlage der Kriegsgefangenenernährung, ergab sich die Notwendigkeit von täglich 40 000 bis 50 000 Zentnern. Und dennoch hat die deutsche Organisation diese unerhörten Leistungen vollbracht, wie solche kein anderes Volk jemals aufzuweisen hatte.

Deutschland hat aber auch die ihm anvertrauten Kriegsgefangenen in seinen zahlreichen Lagern bis an die Grenzen seiner Kraft gerecht und human behandelt, auch geistig betreut und geschult.

Hierfür haben wir die Beweise in großem Umfange, ebenso tausende Belege in Form von Briefen der Gefangenen und von Vertretern neutraler Völker, beglaubigten Kommissionen und in den Besuchsprotokollen der Gesandtschaften aus allen Perioden des Weltkrieges. Es war eine soziale und koloniale Großleistung von unvorstellbaren Ausmaßen!

Das deutsche Volk soll deshalb erfahren, daß sowohl in den deutschen Kolonien, wie auch in der deutschen Heimat, unsere Berufung, Kolonialarbeit nach jeder Richtung hin zu leisten, im In- und Ausland immer wieder ins rechte Licht gerückt werden muß. Diesem Zweck soll das vorliegende Buch dienen.

Der Führer hat in seinem, im klassischen Stil gehaltenen Bericht über den deutschen Siegesfeldzug in Frankreich auf dem Reichstag in Berlin am 19. Juli 1940 ausgeführt, daß der Vertrag von Versailles durch den denkwürdigen Waffenstillstandsvertrag von Compiègne am 22. Juni 1940 in allen seinen Teilen endgültig ausgelöscht wurde. Die Gewaltverträge von Versailles und St. Germain sind durch das siegreiche Deutschland zerrissen.

Damit hat Adolf Hitler zugleich alle die Ehre Deutschlands beleidigenden Paragraphen und Bestimmungen dieser Schandverträge, sofern sie die gerechte Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland betreffen, zwangsläufig beseitigt.

In der Note vom 10. Mai 1919 an die Entente hatte die damalige deutsche Regierung die Erwartung ausgesprochen, daß billigerweise eine Gegenseitigkeit in bezug auf die beiderseitigen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten gefordert werden könnte. Aber damals, 1919, haben die verbündeten Mächte die Wehrlosigkeit des deutschen Volkes ausgenützt und es in schamloser Weise für angemessen erachtet, „wegen der Behandlung, welche ihre eigenen in Deutschland während des Krieges gefangenen Staatsangehörigen zu erleiden gehabt haben" das verlogene Urteil zu prägen: „Da keinerlei Vergleich zwischen der Behandlung der Kriegsgefangenen durch die deutsche Regierung einerseits und durch die alliierten und assoziierten

Mächte andererseits möglich ist, so kann in dieser Hinsicht keine Gegenseitigkeit gefordert werden."

Die urkundliche Denkschrift von Wilhelm Doegen, die im amtlichen Auftrage zu Beginn des Jahres 1918 verfaßt und später herausgegeben wurde, und zwar unter dem Titel: „Der Kriegsgefangenen Haltung und Schicksal in Deutschland" hat eindeutig bewiesen, daß das oben gefällte Urteil der Entente durchaus der Wahrheit widersprach. Weiter wurde in der Anlage I des Versailler Vertrages der Friedensbedingungen der alliierten und assoziierten Mächte zu dem VI. Teil 1. Abschnitt über Kriegsgefangene (Artikel 214 bis 224) unter Bezugnahme auf Artikel 232, Deutschland in Ziffer 4 *ersatzpflichtig* erklärt für „die Schäden, die durch irgendeine Art schlechter Behandlung den Kriegsgefangenen zugefügt worden sind". Dazu kam in Ziffer 6 „*die Kosten der Unterstützung*, die den Kriegsgefangenen, ihren Familien oder den Personen, denen sie Unterhalt gewährten, durch die Regierungen der verbündeten und assoziierten Mächte geleistet worden ist". (Die vorstehenden Abschnitte des ausgelöschten Schandvertrages wurden erwähnt, damit wir sie nicht vergessen!)

Der oben angeführten Doegen-Denkschrift erwuchs somit neben der zuerst gekennzeichneten *moralischen* Aufgabe eine nicht minder bedeutungsschwere Aufgabe auf *finanziellem* Gebiet. Diese gedoppelte Leistung war zugleich eine unerhörte Beleidigung der deutschen Ehre. Wenn auch die Denkschrift bewiesen hat, daß die deutsche Regierung im Weltkriege alle billig an sie zu stellenden Erwartungen mit unbeflecktem Gewissen nachgekommen ist, so wurden doch erst *praktisch durch des Führers befreiende Tat* die Ehre und die Rechtslage Deutschlands auch auf dem Gebiete des deutschen Kriegsgefangenenwesens im Weltkriege endgültig hergestellt.

Das vorliegende Buch hat sich zur Aufgabe gestellt, den Beweis dafür zu erbringen, daß bei den Kriegsgefangenen-Nationen nicht nur ein Verständnis für den damaligen großen Verteidigungskrieg Deutschlands, sondern auch hohe Achtung vor Deutschlands Recht und Kultur geweckt wurde.

Deutsche Gelehrte, dies wird in Bild und Wort gezeigt, haben, wie Vertreter der gefangenen Völker ausdrücklich geäußert haben, die *Arbeit von Missionaren* geleistet.

Somit wird das Buch in den einzelnen Abschnitten von der großdeutschen Kolonialarbeit illustrierend erzählen, und zwar so, wie sie mit etwa 30 verschiedenen Völkerstämmen erlebt wurde.

Es ist selbstverständlich, daß hierbei die Rassenmerkmale, Charakter und soldatische Tüchtigkeit, kulturelle Eigenheit, kurz der Volksstamm als Ganzes gesehen, dem großdeutschen Volksgenossen näher gebracht wird. Auch werden kurze, anziehende Zeitgeschichten und Erzählungen, von den fremdländischen Völkern selbst vorgetragen, das charakteristische Seelenleben und ihre Denkungsart trefflich beleuchten.

In diesen Kapiteln erlebt der deutsche Mensch in Wort und Bild die Völkerstämme, die während des Weltkrieges und während des Feldzuges des Dritten Reiches zur Sicherung seines Lebensraumes Großdeutschlands unfreiwillige Gäste gewesen sind. Er lernt, was geleistet und geschaffen wurde, um den fremdländischen Völkern die Gefangenschaft so leicht wie möglich zu machen, indem man ihnen ihre kulturellen Einrichtungen schuf und ihnen eine nützliche Beschäftigung gab.

Man muß sich darüber klar sein, daß der Krieg von 1939/41 nichts anderes bedeutet als die Fortsetzung des Weltkrieges nach einer Atempause von 20 Jahren, soweit der westliche Kriegsschauplatz (die alten Hauptgegner: Engländer und Franzosen) in Frage kommt.

Nachdem heute der 1918 unterdrückte Wehrgedanke durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Großdeutschland und erst recht im jetzigen Kriege wieder Wirklichkeit geworden ist, ist die Zeit gekommen, zurückzuschauen auf eine Epoche, wo etwa 3¼ Millionen Kriegsgefangene nach Großdeutschland zwangsläufig gebracht wurden, und zwar von unserer ruhmreichen großdeutschen Armee, von der der Führer selbst sagt: „Mögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Heldentum reden und sagen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken. Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden, nicht wankend und nicht weichend, ein Mahnmal der Unsterblichkeit. Solange aber Deutsche leben, werden sie bedenken, daß dies einst Söhne ihres Volkes waren ..."

Das gilt auch in vollem Umfange für den jüngsten Krieg, der infolge Habsucht, Neid und Heuchelei Deutschland aufgezwungen wurde und in dessen Verfolg wiederum Millionen von Kriegsgefangenen eingebracht wurden.

Dieses Mahnmal der Unsterblichkeit wird urkundlich immer lebendig belegt und erhalten bleiben durch die Stimm- und Lichtbilder, die in vollständiger Auswahl mit rund 1600 Schall-, Sprach-, Musik- und Photoaufnahmen von den Millionen Kriegsgefangenen in ihren Volksstämmen erzählen werden, welche von den deutschen Frontkämpfern damals in vielen oft erbitterten Schlachten als Siegesbeute nach Deutschland gebracht wurden.

Die alten und die jungen Frontkämpfer, denen zu Ehren dieses Buch herausgegeben wird, werden deshalb besondere Erinnerungen erleben, die junge großdeutsche Generation aber, die im Weltkriege noch gar nicht geboren war, lernt all die Völkerrassen kennen, mit denen die Väter erfolgreich gerungen haben und erlebt die Völker, welche unsere heutige herrliche Wehrmacht besiegt hat.

Im Hinblick auf die Auswahl der einzelnen Kapitel über unsere Kolonialarbeit an den Kriegsgefangenen wird bemerkt, daß sie hauptsächlich auf eigenen Aufzeichnungen des Prof. Doegen beruhen; in Verbindung mit den kulturellen Arbeiten von Sprachaufnahmen wurden die Rechtsanschauungen der Gefangenen studiert. Ferner wurden auf Veranlassung des Herrn Prof. von Luschan (†) anthropologische Studien und Messungen von ihm selbst und von seinen Schülern Prof. Pöch (†) und Prof. Weninger von der Wiener Universität in großdeutschen Lagern, wie z. B. Eger, Theresienstadt u. a. veranstaltet.

Als Herausgeber danke ich Herrn Oberst der Schutzpolizei Bullrich und Herrn Major Hans Henning Freiherr Grote für ihre das Buch ergänzenden wertvollen Arbeiten; dankend zu erwähnen ist die rührige Mitarbeit meiner beiden Söhne Rolf und Siegfried Doegen.

Besonderer Dank gebührt dem Verleger, Herrn Franz Hübner, Oberlt. a. D., Herausgeber der Traditionszeitschrift „Die Garde", für seine reichen Anregungen und intensive Mitarbeit am Aufbau des Textes.

Berlin-Zehlendorf, im Frühling 1941. Wilh. Doegen.




# Der eine einzige Krieg

von Hans Henning Freiherr Grote




Wir Älteren wissen es noch, und es lebt jung in unseren Herzen, als ob es erst gestern gewesen sei.

Wie ein Blitzstrahl, der aus heiterem Himmel herniederzuckt, und alsobald stehen Wälder und Felder in loderndem Feuerbrand, wurde Europa am Ausgang des Juni 1914 von der Kunde eines scheußlichen Mordes ereilt. Zu Serajewo hatten fanatische Serben das Thronfolgerpaar der mit Deutschland verbündeten österreichisch-ungarischen Monarchie hinterrücks gemordet, und es bleibt kein Geheimnis, daß gewisse offizielle serbische Stellen hinter dem so erfolgreichen Attentat an den äußersten Grenzen des Habsburgerreiches gestanden hatten. Zu der allgemein menschlichen Teilnahme, die man vor allem dem greisen Kaiser Franz Joseph entgegenbrachte, gesellte sich eine brennende Sorge um die nahe Zukunft.

Es war selbstverständlich, daß Österreich für diesen Mord an seinem Thronfolger, dem Erzherzog Ferdinand und seiner Gemahlin Sophie von Hohenberg, von dem ewig unruhigen Serbien Sühne heischen mußte. Hinter diesem kleinen Staate aber erhob sich wie ein drohender Schatten das russische Riesenreich; schon aus innerpolitischen Gründen, die sich im russisch-japanischen Kriege deutlich offenbart hatten, zu ihrer Verdeckung und Beruhigung drängte dieses nach einem neuen Kriege. Brach dieser aus, so war das Deutsche Reich an seine Bündnispflicht gehalten; auch würde der russische Massenansturm kaum an seinen Grenzen haltmachen. Was aber taten dann Frankreich und England? Man wußte: das erstere hatte keinen Augenblick lang von seiner Revancheidee für das 1870/71 ihm entrissene Elsaß-Lothringen gelassen; diese bedeutete ihm eine Art Lebenselexier für Staat und Volk. Und England? Seitdem eine reiche deutsche Handelsflotte die schwarzweißroten Farben über alle Meere trug, geschützt von den Kriegsschiffen des Großadmirals v. Tirpitz, und deutsche Zuverlässigkeit und Arbeit in der ganzen Welt den englischen Krämern im friedlichen Wettstreit den Rang abliefen, wartete das anmaßende Inselreich nur auf die Gelegenheit, um über Deutschland herfallen und den verhaßten Rivalen erledigen zu können. Mit dem 28. Juni 1914, dem Tage des Meuchelmordes von Sarajewo, schien diese gekommen zu sein.

Das Deutsche Reich lebte damals äußerlich in einer wirtschaftlichen Blüte, einer beinahe behäbigen Sattheit von jedermann, der nur irgendwie sich bemühte, Hirn und Hand zu rühren. Ein Krieg konnte nur zerstören, was der Fleiß eines vierundvierzigjährigen Friedens eingetragen hatte. Deutschland liebte diesen Frieden mit ganzer Inbrunst. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche. So mußte die Diplomatie seiner zahlreichen Neider und Feinde, voran die Großmächte England, Frankreich und Rußland, die sich längst in einem Bündnis, der

sogenannten „Entente", zusammengefunden hatten, alles daransetzen, um nach der erfolgten Einkreisung das Spiel so weiter zu führen, daß schließlich Deutschland als Angreifer vor aller Welt dastand.

Und der verderbliche Vorsatz gelang. List bis zum Betrug, Lüge und Verleumdung, alle Mittel waren recht, um das verbrecherische Ziel zu erreichen, ein friedliebendes Volk, das aus dem Kriege nichts, aus der Erhaltung des bisherigen Zustandes aber alles gewinnen konnte, als den Störenfried der Menschheit darzustellen, der deshalb ausgerottet werden mußte. Gegenüber diesem Meer von Niedertracht und Schmutz aber blieb die damalige deutsche Staatsführung ohnmächtig und untätig, sei es aus Unvermögen, sei es auch aus einer ideologischen Weltfremdheit heraus, wie beides vornehmlich auf den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg zutraf. Als schon die ersten russischen Truppen die deutsche Grenze überschritten hatten, als auf beiden Seiten Tote und Verwundete zu verbuchen waren, ohne daß das angreifende Rußland etwa eine offizielle Kriegserklärung übersandt hätte — es hatte aus der eigenen Geschichte seit dem japanischen Überfall auf Port Arthur gelernt —, genügte das dem Herrn v. Bethmann-Hollweg nicht. Sein formales Denken verlangte nach einer aktenmäßigen Klärung des derzeitigen russisch-deutschen Verhältnisses, das durch den Donner der Kanonen in der Tat doch wohl genug gekennzeichnet war. Er ließ deshalb die damals vorhandenen Professoren für das Völkerrecht in Berlin versammeln, damit sie sich als Fachleute über dieses „Problem" äußerten. Naturgemäß konnten die ehrenwerten Männer zu keinem anderen Urteil gelangen, als daß Krieg eben Krieg sei. Und so zog denn dieser seltsam unpolitische Reichskanzler den Schluß aus diesem Gutachten, daß also nunmehr das Deutsche Reich an Rußland eine formelle Kriegserklärung abzugeben habe.

So geschah es demnach: Deutschland erklärte dem Zarenreich den Krieg. Im Lager der Feinde rieb man sich die Hände. Das große Spiel war gelungen. Indem Deutschland den kriegerischen Überfall der Russen mit einer formellen Kriegserklärung beantwortete, wies es sich aktenmäßig selbst als den Angreifer aus. Schon jetzt genügte der Entente diese Tatsache, um den eigenen Völkern dartun zu können, daß die Deutschen „angefangen" hätten, — der erste und wichtigste Baustein für den künftigen Frieden von Versailles war herbeigetragen durch Schuld und Ungeschick der damaligen deutschen Staatsführung.

In seiner Reichstagsrede vom August 1914 tat dann Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg noch ein Übriges. Er entschuldigte sich förmlich für den aus strategischen und politischen Gründen gebotenen deutschen Einmarsch in Belgien, das nachweislich schon lange mit der Entente geheime militärische Abmachungen getroffen hatte; bei der Besetzung Brüssels bewiesen das eindeutig die dort vorgefundenen Aufzeichnungen des belgischen Baron Greindl. Und bei seiner Entschuldigung versprach Bethmann noch eine „Wiedergutmachung". Wörtlich sagte er: „Das Unrecht — ich spreche offen, das Unrecht, das wir mit dem Einmarsch tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist." Welche Früchte dieses unselige Wort getragen hat, der Versailler Frieden hat es die Deutschen gelehrt. Auf der alleinigen Kriegsschuld Deutschlands wurde das Schanddokument aufgebaut, und die „Wiedergutmachung" drückte sich in jenen über ein Jahrzehnt sich dahinstreckenden Kontri-

butionen aus, wie härter und unsinniger sie noch niemals einem Volke in der Geschichte aller Zeiten auferlegt wurden.

Vielleicht ist es den Vätern von Versailles niemals klar geworden, daß sie mit ihrem sogenannten Frieden den Kriegszustand geradezu verewigten. Sie selbst gehörten satten und reichen Völkern an, die sich daran gewöhnt hatten, auf die Kosten anderer zu leben und Pfund auf Pfund zu legen, während diese anderen dafür darben mußten. Zwar schien das nach dem verlorenen Weltkrieg von 1914/18 hervorgegangene „neue" Deutschland alle Voraussichten zu bieten, daß es in Zukunft sich mit einem Helotendasein abfinden würde. Hatten die feindlichen Völker vergessen, daß die herrlichste Armee aller Zeiten der vielfachen Übermacht vierundeinhalb Jahre nicht nur erbitterten Widerstand geleistet hatte, sondern oft genug Sieg an Sieg an ihre Fahnen heftete, von denen mancher nahe genug an einen Endsieg heranreichte — wenn nicht schließlich noch immer viele Hunde des Hasen Tod sind?

Deutschland vergaß sich zwar, wie es schien, auf eine zeitlang völlig und ganz. Aber selbst in seinen schlimmsten Niedergangszeiten, als der Bruderkrieg durch seine Lande hetzte, geschahen doch allenthalben Zeichen, die von seiner ewigen Jugend kündigten und dem Wissenden die Gewähr gaben, daß noch nichts verloren sei. Der Krieg ging weiter: ob er sich im Bruderkampf offenbarte, ob er im Innern sich im widerwärtigen Parteienstreit offenbarte und von außen durch ständig wachsende wirtschaftliche Bedrückungen sein Gesicht erhielt, trotz langer und hochtrabender Systemreden, trotz „Silberstreifen am Horizont" — es war und blieb der eine einzige Krieg. Ungeheuerlich in ihrem Ernst, unabänderlich in ihrer Schicksalhaftigkeit stand das Reich vor einer einzigen Frage, wie sie die Feinde durch Weltkrieg und Versailles gestellt hatten: Sieg oder Untergang — denn was zwischen diesen beiden geschah, jene Wanderung der vierzehn Jahre von Weimar zwischen Scylla und Charybdis, war schon der Weg in den Abgrund.

Und war doch auch ein Weg der Besinnung und der Einkehr. Das Fronterbe des Weltkrieges lebte in den Männern weiter, die durch Jahre als Wall von Stahl und Eisen die Heimat so geschützt hatten, daß kaum ein Feind sie jemals betreten konnte. Aus den ehemaligen Soldaten der alten Armee wuchs der neue Geist, der immer mehr sich Bahn schuf und in einem einzigen Manne, von Gott den Deutschen gnadevoll geschenkt, aus Wille und Vorstellung zur befreienden Tat erwuchs. Die vierzehn Jahre der Schmach und fortdauernden Unterdrückung des einen einzigen Krieges bedeuteten nur den notwendigen Umweg, der dem Reiche und der Nation auferlegt wurden, um endlich sich voll und ganz zu finden. Die deutsche Kraft verhielt, um neue und verdoppelte Kraft zu sammeln, auf daß der Krieg zum guten Ende geführt wurde. So konnte der 30. Januar 1933 heraufsteigen.

Dieser Tag, den die Spätergeborenen nur mit den wenigen ganz großen Daten der tausendjährigen deutschen Geschichte nennen werden, schenkte dem Reiche den Befreier und Vollender. Mit der gesammelten Kraft des deutschen Volkes, das ihn wie einen Herzog auf seinen Schild hob, trat Adolf Hitler, der Führer und Reichskanzler, den neuen Weg in die größere Zukunft an, nach seinen eigenen Worten, über die er der ganzen Welt keinen Zweifel ließ, entschlossen, die

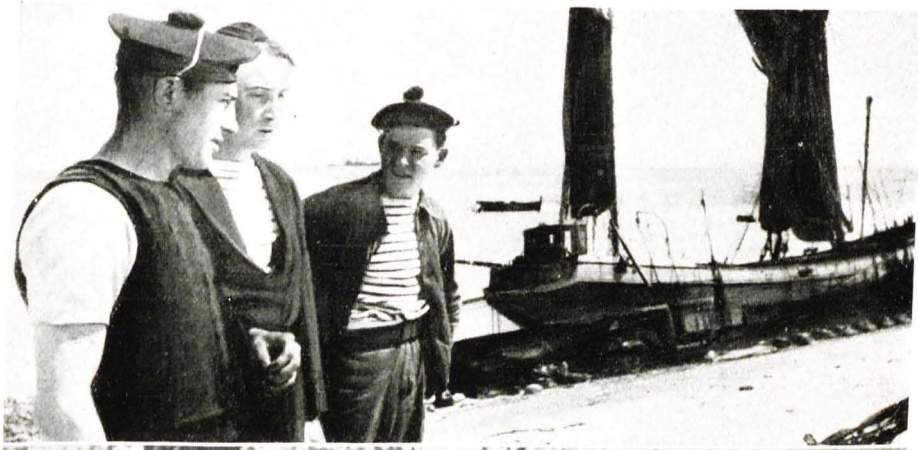
Fesseln von Versailles zu lösen und seinem Volke friedlich jenen Lebensraum zu verschaffen, den ihm auch jeder einsichtsvolle Feind niemals verwehren konnte. In wenigen Jahren geschah aus dem Wirrwarr von Weimar, daß viele Millionen Arbeitsloser zurückgelassen hatte, der sinnvolle und gewaltige Aufbau des Dritten Reiches. Im Jahre 1938 kehrten Deutsch-Österreich und Böhmen und Mähren in das Deutsche Reich zurück. Machtvoll vollendete sich, was der allgemeine Blutstrom schon lange verlangt hatte: das Natürliche sprengte künstliche Hindernisse und vereinte sich mit dem größeren Leben, um selbst leben zu können.

Dabei geschah dies alles ohne einen Schwertstreich. Die Gelegenheit war gekommen, daß selbst der verbohrteste Gegner nun endlich einsehen konnte: hier zimmerte ein Volk sein Leben nach Geboten, wie sie ihm kraft göttlichen Rechtes gegeben waren. An den ehemaligen Gegnern des Weltkrieges lag es, den einen einzigen Krieg nunmehr zu liquidieren und damit der ganzen Menschheit eine Epoche zu bescheren, von der jedes Volk seinen Nutzen ziehen konnte.

Das Gegenteil davon geschah. England, der Sklavenhalter der Welt, konnte es nicht verwinden, daß Deutschland ohne seine ausdrückliche Erlaubnis sein natürliches Recht in Anspruch nahm. Das alte Spiel der Einkreisung begann, aber diesmal führte kein Bethmann-Hollweg die deutschen Geschicke. Der Führer der Deutschen sprengte den Ring der deutschen Fesselung, wie er schon das Schanddokument von Versailles zerrissen hatte. Als im August 1939 England und Frankreich dem Großdeutschen Reiche den Krieg erklärten, standen sie allein. Rußland und Italien waren aus dem Ring von 1914/18 ausgeschoren und erwiesen sich darüber hinaus als verläßliche Freunde. Gegenüber der neuerlichen Herausforderung der westlichen Welt, die für die Herrschaft einer schrankenlosen Plutokratie ihre Völker aufs neue an die Schlachtbank führen will, trat eine in sich geschlossene, einmütige deutsche Nation, deren militärische und politische Führung in einer einzigen starken Hand ruht. Und während England und Frankreich nichts gelernt und nichts vergessen haben, und mit dem alten Phrasenschatz des Weltkrieges, den sie nun auch wieder militärisch fortzusetzen sich entschlossen, für das längst versunkene Ideal bestimmter Kasten in der Welt zu werben meinen, erhob sich in dem nationalsozialistischen Großdeutschland die neue Idee Europas überhaupt. Noch niemals aber in der Geschichte hat eine Reaktion das Neue überwinden können. So besiegten einst zusammengewürfelte französische Revolutionsheere die disziplinierten Armeen eines dynastischen Europa, weil die neue Idee mit ihnen war.

Vor dem Großdeutschen Reich des Nationalsozialismus aber steht die stärkste Wehrmacht der Welt. Sie verbürgt sich mit ihrem Blut für das Wort des Führers, das er am Heldengedenktag 1940 sprach. Der eine einzige Krieg wird sein Ende finden durch den „glorreichsten Sieg der deutschen Geschichte".









Oben: Die drei Überlebenden eines französischen Zerstörers am Hafen von Dünkirchen. — Mitte: Gefangene Engländer aus den Kämpfen bei Arras und Dünkirchen. — Unten: Bildausschnitt von einer Gefangenensammelstelle von vielen Tausenden Belgiern, Franzosen und Tunesiern.

**Farbige Hilfsvölker der englisch-französischen Kriegshetzer — damals und heute.**

II Oben: Australischer Ureinwohner (Weltkrieg). — Mitte: (von links nach rechts): Französischer Kolonialsoldat 1940. Farbiger Mischling von der Grenze der Sahara. — Tahitier (Polynesier von der französischen Insel Tahiti im Pazifik (Weltkrieg). — Sikh (Weltkrieg). Sikh, indisch-Jünger, um 1500 gegründete Hindusekte. — Unten: Gefangene von den zahlreichen Kolonialtruppen Frankreichs, die von der siegreichen deutschen Wehrmacht im Mai und Juni 1940 eingebracht wurden.











# Allgemeine Übersicht der kriegsgefangenen Völker, mit denen Großdeutschlands Frontkämpfer 1914–1918 und 1939–1940 gerungen haben.

Kurze Zeit nach Ausbruch des Weltkrieges kam Prof. Wilhelm Doegen der Gedanke, den unfreiwilligen Aufenthalt der in Deutschland untergebrachten Kriegsgefangenen für lautliche Sprachaufnahmen und kulturelle Studien zu benutzen, nachdem er bereits seit 1912 unermüdlich dafür gekämpft hatte, ein staatliches Stimmenmuseum in Berlin zu schaffen.

Das Kriegsministerium, vornehmlich die Abteilung des Kriegsgefangenenwesens, die damals unter der Leitung des weitsichtigen Generals Friedrich stand, brachte ungewöhnlich reiches Verständnis dem Doegen-Antrag entgegen. Auf Doegens Anregung ernannte der damalige preußische Ministerialdirektor Schmidt, der spätere Kultusminister Schmidt-Ott, eine Lautkommission, die die Aufgabe hatte, alle Stimmen und Sprachen der Volksstämme, welche die Kriegsgefangenenlager in Deutschland bargen, auf die Schallplatte zu bannen, und zwar in Verbindung mit den dazugehörigen Texten. Der wissenschaftliche Vorsitzende wurde Prof. Stumpf, Doegen wurde als Lautfachmann und weiter als Kommissar und Geschäftsführer mit der praktischen Organisation und Durchführung der Schallplattenaufnahmen in den Gefangenenlagern betraut.

Unabhängig von den Arbeiten dieser Kommission wurden nach ganz bestimmten, von Wilhelm Doegen aufgestellten ethnographischen Grundsätzen fast sämtliche Sprecher und Sänger im Rassenbild (von vorn und von der Seite photographiert) festgehalten. Ebenso wurden eine große Anzahl Arbeitsbilder, die die Kolonialarbeit in den Kriegsgefangenenlagern verkörpern, geschaffen. Die in diesem Buche besonders bezeichneten Bilder sind Originalaufnahmen und persönliches Eigentum von Wilhelm Doegen.

In der vorliegenden Darstellung werden all die Völkerstämme und Gruppen in Bild und Wort so aufgeführt, wie sie während des Weltkrieges und in dem jetzigen durch England herbeigeführten Krieg in den großdeutschen Kriegsgefangenenlagern erlebt wurden. In Einzelrassenbildern, aber auch in Gruppenbildern, wo die deutschen Gelehrten mit den Völkern zusammensitzen, ihre Geschichten, ihre Heimatlieder anhören, erleben wir kulturelle Zeitgeschichte.

Es wurden erlebt: Von den indogermanischen Völkern aus Europa die Briten, keltische Gälen aus Nordschottland, Waliser, Iren und Manxleute von der Insel Man.

Von den Belgiern die heißblütigen Wallonen und die den Deutschen verwandten biederen Flamen.

Aus Frankreich temperamentvolle Nord- und Südfranzosen in allen Schattierungen heimatlicher Mundart; keltisch sprechende Bretonen und stattliche Basken aus der Südwestecke Frankreichs. Französische Kreolen aus Guadeloupe und Martinique.

Sangesluſtige Italiener, die bei der großen politiſchen Umgruppierung im letzten Jahrzehnt unſere Bewunderer und Freunde geworden ſind, damals aus allen Bezirken der Apenninhalbinſel einſchließlich der fremdländiſchen Sarden und Korſen. Auch einige Portugieſen!

Weiter: die rumäniſchen Völker und ihre Schattierungen.

Von den ſlawiſchen Völkern die raſſigen Serben (jetzt Jugoſlawen) und die ſangesfreudigen Kleinruſſen, ſchwerfällige und gutmütige Groß- und Weißruſſen. Dazu die leicht erregbaren Polen, über die aus dem jetzigen Krieg ergänzend berichtet wird.

Von den baltiſchen Völkern, die muskulöſen Litauer und die aufgeweckten Letten. Dazu die bunte Mannigfaltigkeit von Fremdvölkern aus dem ruſſiſchen Reich: Koloniſtendeutſche aus Saratow und Samara an der Wolga, ferner Eſten, Finnen, Karelier, Mordwinen, heidniſche Tſcheremiſſen, ſyrjäniſche Bauern, Permjaken und Wodjaken aus Sibirien, Tataren aus Kaſan, Ufa und Orenburg, rohe Kirgiſen, kriegeriſche Baſchkiren aus den weiten Steppen des Uralfluſſes, tſchuwaſchiſche Bauern.

Von den kaukaſiſchen Völkern: Georgier, Inguſchen in heimatlicher Tſcherkeſſentracht, Mingrelier und Armenier.

Dann die Völker der mongoliſchen Raſſen: gleichmütig lächelnde Japaner, ernſte Koreaner, brave annamitiſche Bauern.

Von den indogermaniſchen Völkerraſſen aus Indien: die aus Nepals Grenzen kommenden mongoliſchen Gurkhas, die mohammedaniſchen Inder und die ariſchen Inder: Brahmanen, Sikhs, ſtattliche Thakurs, kleine Hindus; Afghanen und Belutſchen aus dem Iran.

Die vielſtämmigen Völker Afrikas in allen Schattierungen der braunen Hautfarbe: mohammedaniſche nordafrikaniſche Semiten, gelbe Spahis, tätowierte Marokkaner, ſtreitbare Tuneſier, erregbare Algerier und Tripolitaner.

Dunkelfarbige Hamiten: Berber, Somali und ernſte Fulbe, kraushaarige Bantuvölker: Suaheli, Xoſa mit eigentümlichen Schnalzlauten, Komoren von ſämtlichen vier Komoreninſeln.

Breitnaſige, wulſtlippige Sudanneger in reicher Auswahl; Kruneger, Bambara, Dahome, Ewe, Gurro und Ibo; Bogomänner mit Einſchnitten auf den Wangen, das Stammeszeichen, ſeltene Moſi mit dem Pfefferkornhaar, Yorubaneger, Wandala, Woloff und viele andere. Insgeſamt waren, wie auch heute wieder, etwa 90 verſchiedene Negerſtämme vertreten!

Aus Madagaskar: die Madegaſſen in ihren verſchiedenen Kernſtämmen; wir lernen aber auch gefangene Malaien, Neukaledonier und einen Urvertreter aus Auſtralien kennen.

Als neue Gegner ſind im jetzigen Krieg hinzugekommen Norweger und Holländer. Die weitaus größte Anzahl an Gefangenen des Krieges 1939—40 ſtellt jedoch das von der deutſchen Wehrmacht vollſtändig beſiegte franzöſiſche Heer.

---

# Polen und die polnischen Kriegsgefangenen aus dem Septemberfeldzug 1939

Das von der Entente des Weltkrieges künstlich geschaffene Polen von Versailles ist zusammengestürzt, das mit politischen und militärischen Zielen gegen das Deutsche Reich errichtete, besonders von Frankreich dauernd geförderte polnische Staatswesen wurde durch die geballte deutsche Kraft in wenigen Wochen ausgelöscht.

Die Geschichte Polens ist ein wildes Auf und Ab des Polentums. Glanzzeiten ihrer Geschichte erlebten die Polen immer nur unter fremden Fürsten.

Polen heißt: Feld oder Wald- und Feldland, und das Volk: Polanen, Feldbewohner. Wann die Polen in die Gebiete der Weichsel eingewandert sind, oder ob sie überhaupt immer da gesessen haben, ist noch nicht völlig geklärt. Nach der Sage soll ein einfacher Landmann namens Piast um die Mitte des IX. Jahrhunderts sich zum Herzog von Polen ausgerufen haben. Jedenfalls gilt er als der Stammvater der ältesten polnischen Herrscherfamilie: der Piasten. Fünf Jahrhunderte lang haben die Piasten Polen regiert. Die bewährtesten aus dieser Linie sind Mscislaw I., Boleslaw der Kühne, Wladislaw Ellenlang und Kasimir III. Mscislaw vereinigte als erster die zahlreichen polnischen Gemeinden zwischen Weichsel und Oder zu einem gemeinsamen Staatswesen. Als Kasimir III. im Jahre 1370 starb, heiratete seine Tochter Hedwig, die letzte aus dem Stamme der Piasten, im Jahre 1399 Jagelow, den Großfürsten von Litauen. Von nun an regierten fremde Herrscher in Polen.

Der polnische Adel hat es stets verstanden, die Macht in der Hand zu behalten und damit immer das Schicksal des Landes zu beeinflussen bis auf unsere Tage. Jeder Adlige hatte sein Veto recht, wodurch eine unglaubliche Korruption entstand, weil jeder Thronbewerber für alle seine Wähler zahlen mußte. Dadurch wurde Polen ein dauernder Herd der inneren Kämpfe des Adels. Nach dem Jagelonen Sigismund (1572) wurde König Heinrich III. von Frankreich König von Polen. 1586 wurde der schwedische Prinz Sigismund zum König gewählt. Auch August II., der Starke, von Sachsen war eine Zeitlang König in Polen. Von ihm stammen die glänzenden Bauten in diesem Lande. Nach Augusts Tode 1733 versuchte Stanislaus mit französischer Hilfe den Thron, den er kurze Zeit vorher innegehabt hatte, wieder zu gewinnen, aber Rußland und Österreich setzten ihre Macht zugunsten August III. ein.

Es folgten dann die bekannten Teilungen Polens (1772 erste, 1793 zweite, 1795 dritte Teilung). Bei der dritten Teilung wurde Polen aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen. Erst Napoleon I. versuchte dann 1807 ein selbständiges, aber von französischer Gnade abhängiges Großherzogtum Warschau zu schaffen; doch schon auf dem Wiener Kongreß 1815 wurde in der sogenannten vierten Teilung Polens beschlossen, daß mit Ausnahme von Posen und Westpreußen, die wieder an Preußen zurückfielen, das Königreich Polen als Kongreß-

polen im russischen Reich aufging. — Westpreußen und Posen blühten unter der preußischen Verwaltung wirtschaftlich und kulturell bald empor. —

Polen ist bis zum Ende des Weltkrieges bei Rußland verblieben, als unter Pilsudski durch die Gnade Englands und Frankreichs der uns allen bekannt fragwürdige polnische Staat erstand.

Selbst der englische Ministerpräsident des Weltkrieges, Lloyd George, hatte seinerzeit erkannt, daß dieses aus den verschiedensten Völkerstämmen: Deutschen, Polen, Juden, Litauern, Weißrussen, Ukrainern, Slowaken bestehende Gebilde nicht von langer Dauer sein konnte. Der Größenwahn der Polen allein oder besser der Größenwahn des immer noch mächtigen alten Adels, ein großes Ost-Reich in Europa aufzurichten („... noch ist Polen nicht verloren") trugen in erster Linie Schuld an dem Zusammenbruch des Staates. Aber auch wesentlich andere Charakterzüge der Polen: Halsstarrigkeit, Jähzorn, verbunden mit brutaler Grausamkeit, nachtragend, Unzuverlässigkeit, ohne jegliches Organisationstalent, andererseits verbunden mit Milde, Kraft und brutaler Gewalt waren durchaus nicht geeignet, daß dieses Völkergemisch eine führende Stellung als Staatswesen beanspruchen konnte.

Allgemein ist bekannt, daß die Volkspolen aller Bevölkerungsschichten noch niemals schöpferisch hervorragende Leistungen vollbracht haben. Sie sind eben ein Beispiel von Anmaßung, Unfähigkeit und Desorganisation. Als Beweis der in dem vorstehenden Absatz aufgeführten schlechten Eigenschaften des Polenvolkes wollen wir von vielen Beispielen gerade in der neueren und in der allerneusten Geschichte nur an ein für den Volkscharakter sehr aufschlußreiches erinnern: die Massenmorde an Volksdeutschen in einer nicht wiederzugebenden Entartung. Amtlich und wissenschaftlich ist aus zahlreichen Einzeltatsachen der sadistische Charakter dieser Morde erwiesen. Alle polnischen Volkskreise waren hieran beteiligt.

Diesem verbrecherischen Treiben der verhetzten Polen machte der bisher beispiellose Sieg der deutschen Wehrmacht, der den vollständigen Zusammenbruch des polnischen Heeres zur Folge hatte, ein Ende.

Mehrere hunderttausend Kriegsgefangene innerhalb eines einzigen Monats zeugen von der überragenden Führung, Organisation und vor allem dem tapferen Zupacken der deutschen Wehrmacht.

Nach dem siegreichen Septemberfeldzuge des Jahres 1939 ordnete das Oberkommando der Wehrmacht an, daß von den über 600 000 polnischen Gefangenen zunächst 300 000 in der Hauptsache der deutschen Landwirtschaft und zu einem kleineren Teil industriellen Betrieben als Arbeitskräfte zugeführt werden. Durch diese für alle Teile segensreiche Einrichtung wird damit ein doppelter Zweck erreicht: Bewahrung der Gefangenenseele vor Gemütskrankheit und Langeweile sowie Gewinn zahlreicher Kräfte für das deutsche Wirtschaftsleben.

Durch Zusammenarbeit von Wehrmacht, Reichsnährstand und Arbeitsämtern werden die Gefangenen als wertvolle Arbeitskräfte geführt, betreut und eingesetzt.

Es sei hier noch an das Völkergemisch, aus welchem sich der Versailler Polenstaat zusammensetzte, erinnert. Dort lebten, hauptsächlich in den ehemals deutschen





**Die deutsche Wehrmacht schlug zu! — Nach 18 Tagen war der polnische Staat verschwunden.**

O b e n : Die Polen auf dem Marsch nach Deutschland 1939 — allerdings anders, als sie es sich gedacht hatten; sie marschieren in ein Gefangenen-Sammellager.

U n t e n : Zufriedene gefangene Polen in ihren Wohnbaracken im Gefangenenlager.







Oben: Polen, welche schon am ersten Tage gefangengenommen wurden (1939).
Unten: Polnische Gefangene arbeiten in der deutschen Landwirtschaft.

Gebieten, nach der Vertreibung unserer ostdeutschen Volksgenossen, noch weit über eine Million Deutsche, ferner rund 6—7 Millionen Ukrainer, etwa 2 Millionen Weißrussen und weit mehr als 3 Millionen Juden, dazu etwa 300 000 Litauer, Slowaken, Tschechen, Kaschuben und Großrussen — also über 13 Millionen fremde Nationalitäten und Rassen bei rund 20 Millionen Polen!

Die sehr zahlreichen Ukrainer und Weißrussen, die nur widerwillig in der polnischen Armee dienten, mieden in den deutschen Gefangenenlagern den Umgang mit den Polen. Diesen verständlichen Gefühlen hat die deutsche Heeresverwaltung Rechnung getragen, indem sie den Ukrainern bis zu deren nach etwa neunmonatiger Gefangenschaft erfolgten Entlassung manche Erleichterung verschaffte und sie über das Weltgeschehen und über ihre Heimat auf dem laufenden hielt durch eine eigens für sie in ihrer Sprache herausgegebene Zeitung „Die Stimme". In gleicher Weise wurde für die Weißrussen in den Gefangenenlagern gesorgt; sie erhielten die für sie herausgebrachte Zeitung „Die Morgenröte", welche sogar in zwei Schriftarten erschien: lateinisch (Antiqua) und für die ältere Generation in russischen Typen.

Im Weltkriege kämpften die Polen als polnische Russen. Sie wurden in den deutschen Gefangenenlagern entsprechend ihrer damaligen Staatszugehörigkeit als „Russen" geführt. Wie einleitend hier erwähnt, entstand Polen mit Hilfe und zugleich als Vasallenstaat der Engländer und Franzosen.

---

# Norweger und die Niederländer, unsere Gegner 1940

## von Franz Hübner

**Eiserne Schläge unserer Wehrmacht im Norden und im Westen. Die Kampfkraft der Norweger und Niederländer.**

Im Jahre 1922 hielt ich in Oslo Vorträge gegen den Versailler Schandvertrag und erlebte hier die aufrichtige Bewunderung der Leistungen des deutschen Volkes im Weltkriege, besonders für den sieghaften Angriffsgeist, für die heroischen Opfer und das zähe Standhalten der deutschen Frontkämpfer. Ob Universitätsprofessor, hoher Staatsbeamter, Soldat, Arbeiter oder Wirtschaftsführer, hier gab es nur eine Meinung über die organisatorischen Fähigkeiten und über das Heldenringen der Deutschen gegen eine Welt von Feinden! Es war die gleiche ehrliche Achtung und das gleiche höchste Lob für das deutsche Soldatentum im jahrelangen Kampf gegen eine ungeheure Übermacht an Menschen und Material, die gleiche Auffassung und Hochachtung, wie ich solche vorher in Dänemark und später in Spanien erlebte.

Norwegen stand während des Weltkrieges unter verstärktem englischen Einfluß, was zur Folge hatte, daß die öffentliche Meinung, d. h. hauptsächlich die Presse, zugunsten Englands einschwenkte. Aber trotz der vielen Bindungen der

norwegischen Regierung in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht mit England war man im Volke durchaus nicht begeistert über den für uns unglücklichen Ausgang des Weltkrieges; man war, wie mir von Norwegern immer wieder versichert wurde, „vor den Kopf gestoßen", denn die Ausbeutungspolitik der Hauptgegner Deutschlands, England und Frankreich, in den Jahren nach dem Weltkriege, hatte den einsichtigen Norwegern die Augen geöffnet. Die norwegische Regierung aber blieb weiter im englischen Fahrwasser, so daß die flagrante Verletzung der norwegischen Neutralität im Frühjahr 1940 durch britische Seestreitkräfte ohne ernste Gegenmaßnahmen Norwegens möglich war. Der Ausführung der Pläne der Westmächte, auf dem Wege über Norwegen und Dänemark Deutschland abzuriegeln und anzugreifen, kam Deutschland durch eine einheitliche Aktion des Heeres, der Luftwaffe und der Kriegsmarine, beginnend am 9. April 1940, zuvor.

Es waren kühne Unternehmen zur Besetzung der wichtigsten strategischen Stützpunkte in Dänemark und Norwegen, welche über große geographische Räume hinweg nur durch das vorbildliche Zusammenwirken aller drei Wehrmachtteile ermöglicht wurden. Unvergessen bleiben in der Geschichte neben vielen anderen Großtaten die Kämpfe im Oslo-Fjord, ferner um Andalsnes, Namsos, Hartstadt, Drontheim sowie beiderseits des Rombakken-Fjords und an der Erzbahn, immer abwechselnd gegen englische Eliteregimenter, polnische Gebirgsschützen, französische Alpenjäger und starke norwegische Kräfte. Besonders hell strahlt nach einem Wort des Führers der Name „Narvik" als herrliches Zeugnis des Geistes der Wehrmacht des nationalsozialistischen Großdeutschen Reiches.




Während im hohen Norden noch heftige Kämpfe um Narvik tobten, schlug auch für die deutsche Westfront die Stunde des Großangriffs. Feindliche Aufmärsche und Umgruppierungen und andere untrügliche Anzeichen ließen darauf schließen, daß eine Offensive der Westmächte durch Belgien und Holland in Richtung auf das rheinisch-westfälische Industriegebiet bevorstand. So trat das deutsche Westheer im Morgengrauen des 10. Mai 1940 in breitester Front zum Angriff an. Die feindlichen Grenzbefestigungen wurden durchbrochen, das hochmoderne belgische Fort Eben-Emael an der holländischen Grenze wurde durch deutsche Fallschirmjäger überwältigt. Damit war der Einbruch in das Festungssystem von Lüttich gelungen. Die holländische Yssel-stellung, die Grebbe-Linie und die Peel-Stellung wurden durchbrochen. Nach Einnahme dieses zeitgemäß ausgebauten Stellungssystems, der starken „Festung Holland", und nach schnellem Durchstoß auf Rotterdam am 13. Mai mußten die Niederlande als Trabant Englands am 14. Mai vor der siegreichen deutschen Wehrmacht kapitulieren. Am 15. Mai rückten die deutschen Truppen in Haag und in Amsterdam ein, am 16. wurde die Maginot-Linie in Breite von 100 km durchbrochen, am 17. Mai in Brüssel einmarschiert und Löwen und Mecheln genommen. Am 18. Mai wurde die belgische Festung und Stadt Antwerpen, nahe der holländischen Grenze, gestürmt und damit die Abschnürung der Niederlande vollzogen. Schon am 19. Mai war die blutgetränkte Sommegegend er-

reicht, und in den dann folgenden Tagen und Wochen klangen in schneller Reihenfolge viele vertraute Namen von Kampfstätten und Schlachtorten des Weltkrieges im Gebiet von Flandern und Artois, in der Picardie, nach Süden im Raum vom Argonnerwald und von den Vogesen auf; Calais war gefallen, Dünkirchen nach der Flucht der völlig geschlagenen Engländer am 4. Juni genommen. In Norwegen wurden die Kämpfe abgeschlossen mit dem vollen Sieg in Narvik am 9. Juni 1940. In Frankreich wurde die Weygand-Linie in ganzer Front durchbrochen, Paris war in deutscher Hand, Verdun gefallen, u. a. Le Havre, Cherbourg, Brest, Straßburg genommen, Lyon erstürmt, und einige Tage später standen unsere siegreichen Truppen an der spanischen Grenze. Die größte Vernichtungsschlacht aller Zeiten war geschlagen.

Die beiden Deutschland stammverwandten Völker Norwegens und Hollands mußten ihre schweren politischen Fehler büßen; auch sie waren durch die überlegene deutsche Führung besiegt.

Über die Kampfkraft der Norweger und Niederländer schreibt Herr Leutnant Kiekheben-Schmidt in der Zeitschrift „Die Garde" (Berlin, März 1941):

„Gemessen an den Streitkräften, die die deutsche Führung in beiden Ländern einsetzte, stand diesen sowohl in Norwegen, wie auch in Holland eine ebenso zahlenmäßig, wie an Waffenstärke mindestens gleichwertige, zum großen Teil aber auch überlegene Truppenmacht gegenüber.

In Norwegen waren beim Beginn der Kampfhandlungen mobil: 16 Infanterie-Regimenter, 3 Artillerie-Regimenter, 3 Kavallerie-Regimenter, 3 Gebirgsartillerie-Bataillone, sowie eine Reihe von Spezialverbänden, wie insbesondere Skiläufer-Kompanien, Pionier-Abteilungen u. dgl. In den Niederlanden standen nach den eigenen Angaben der Holländer etwa 10 Divisionen unter den Waffen, also rd. 200 000 Mann, zu denen noch die gleiche Anzahl kurzfristig ausgebildeter Ersatzreservisten hinzuzurechnen ist. Beide Heere hatten eine Ausrüstung zur Verfügung, die, wenn auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten höchst modern, so doch an Zahl die Bewaffnung der ihnen gegenüberstehenden deutschen Truppen übertraf: Gewehr und Karabiner sind bestimmt nicht schlechter als die deutschen, die Maschinengewehre sind meistens englischer Herkunft, die Granatwerfer entsprechen den deutschen, die Geschütze der Heeresartillerie sind in der Hauptsache 7,5-, 10,5-, 12- und 15-cm-Kanonen oder -Haubitzen, deren größere Kaliber beispielsweise in Norwegen die dort von der deutschen Artillerie verwendeten noch übertrafen. Was die deutschen Truppen lediglich an Waffen mehr besaßen, waren Panzerwagen, deren Aktionsradius jedoch sowohl in dem Felsengebirge Norwegens wie in den wasserlaufreichen Landschaften Hollands beschränkt blieb.

Die sonstige Ausrüstung der Norweger und Niederländer war ebenfalls nicht schlechter als die deutsche. Ihre Soldaten waren bestens gekleidet, Pferde und Fahrzeuge, Kraftwagen und Betriebsstoff standen ihnen ausreichend zur Verfügung; die Eisenbahnen im Innern des Landes waren in ihrer Hand, ebenso wie die Hauptmunitions- und Waffenfabriken bzw. -depots.

Schließlich hatten sie auch in vollem Umfang und mit Unterstützung der Bevölkerung alle sonstigen Versorgungsquellen in weitestem Maße zur Verfügung — alles Dinge und Umstände, die den deutschen Truppen zum großen Teil versagt und verschlossen blieben.

Und das Wichtigste: das norwegische und das holländische Heer kämpften im eigenen Land. Auf den Truppenübungsplätzen und in Manövern geübt und gedrillt, in jedem Winkel der Berge bzw. der inselreichen Provinzen zu Hause, mit jedem Weg und Steg bekannt, konnten der norwegische wie der holländische Soldat ihrem Gegner bestens vorbereitet entgegentreten, während die deutschen Truppen sich erst mühselig und ungewohnt der Geländeverhältnisse in beiden Ländern — in Skandinavien der unwegsamen Gebirge, in Holland des an Kanälen, Strömen und Inseln reichen Tieflandes — ihren Weg suchen und über unzählige Hindernisse bahnen mußten, wobei im Norden noch erschwerende klimatische Bedingungen hinzutraten. An offene Feldschlachten gewöhnt, mußte sich der deutsche Soldat in Norwegen auch erst mit der von seinem Gegner sehr talentiert geübten Form des „Kleinen Krieges" (Hinterhalte, Überfälle, Sperren, Sprengungen, Nachschubstörungen usw.) vertraut machen. Die sehr flinken und wendigen Ski-Patrouillen der Norweger waren von nicht zu unterschätzender Bedeutung, ebenso wie die allgemein gute Schießausbildung des norwegischen Soldaten. Ähnliche Hindernisse legten sich den deutschen Truppen in Holland in den Weg, wo äußerst bewegliche Radfahreinheiten (Holland ist bekanntlich das Land der Radfahrer) einen unangenehmen Kleinkrieg führten.

In beiden Ländern, vor allem aber in den Niederlanden, bestanden zahlreiche Befestigungsanlagen, die erst unter Einsatz härtester Mittel überwunden werden konnten, wie beispielsweise in Norwegen die starken Küstenbefestigungen und einige Bergfesten, in den Niederlanden die hochmodern angelegte „Festung Holland" bei und südlich Amsterdam, ganz zu schweigen von den durch die Natur begünstigten Berganlagen im Norden und Inseln an der Rhein-Schelde-Mündung.

Alles in allem traten den deutschen Truppen in Norwegen und in Holland unter besten Widerstands- und Verteidigungsbedingungen stehende Gegner entgegen. Und dennoch mußte sowohl die norwegische wie die holländische Armee weichen, und weder Franzosen noch Engländer, die bekanntlich nach beiden Ländern sogenannte Hilfs- oder Expeditionskorps entsandt hatten, konnten ihnen helfen. Ihre Bataillone brachen unter der Wucht des deutschen Vormarsches und vor dem vom Bewußtsein einer gerechten Sache beseelten und erhärteten Angriffsgeist der deutschen Soldaten zusammen. Entscheidend für den deutschen Sieg ist die Überlegenheit des deutschen Soldatentums und nicht die Abwägung technisch-militärischer Hilfsmittel, ebensowenig wie man zur Urteilsfindung die Ausrede kriegerischer Unerfahrenheit und mangelhafter Ausrüstung als mildernden Umstand gelten lassen kann.

Deutsche einerseits und Norweger und Holländer andererseits haben die Klingen gekreuzt. Das norwegische und das niederländische Heer unterlagen, mußten unterliegen vor dem bewährten deutschen Heer — nicht zuletzt auch, weil

ihre höchsten Befehlshaber — hier der König, dort die Königin — sie nicht in eigener Sache aufriefen, sondern weil sie hoffnungslos in fremdem Sold, bewußt oder unbewußt im Dienste Englands kämpften."

Im englischen Krieg gegen Deutschland sind die Kämpfe im englandhörigen Norwegen und die Schläge gegen das im feindlichen Lager stehende Holland geschichtliche Großtaten aller Waffengattungen des Heeres und der Luftwaffe, die in vielen Fällen erst ermöglicht wurden durch den heldenhaften Einsatz unserer Kriegsmarine.

Die englischen Machtansprüche und das britische Intrigenspiel sind auch in Nordeuropa verbannt durch den Kampf und Sieg der deutschen Wehrmacht.

---

## Frankreichs weiße und farbige Soldaten 1914/18 und 1939/40. Die schwere Schuld französischer Regierungen. Der Deutsche Sieg

Der französische Soldat war im Weltkriege ein tapferer, geschickter und zäher Gegner, ein vortrefflicher Verteidiger von Ortschaften und Wäldern, die ihm oftmals meterweise abgerungen werden mußten.

Gerade der weiße Franzose begeisterte sich durch hochtönende Befehle, er war äußerster Kraftanstrengung fähig, getrieben durch seinen hervorragenden Nationalstolz. Bei Rückschlägen und Enttäuschungen, die im Kriege niemals ausbleiben, versagte er häufig, wie es sich bei der deutschen Offensive im Jahre 1940 für alle Welt sichtbar erwiesen hat.

Frankreich hatte in steigendem Maße farbige Truppenverbände aufgestellt, um infolge der schwindenden Volkskraft im Kriegsfalle einen zu starken Aderlaß zu verhindern. Diese für Frankreich kämpfenden farbigen Soldaten waren durchweg militärisch gut ausgebildet, was sie vielfach nicht daran hinderte, eine bestialische Kampfesweise anzuwenden, zumal man ihnen eingeredet hatte, daß die Deutschen jeden gefangenen Neger „schlachten" würden — eine typisch französische Propagandamethode.

Gegen den Einsatz von Farbigen in einem europäischen Krieg und besonders gegen die erwiesenen häufigen Grausamkeiten hat schon Bismarck im Kriege 1870/71 durch Telegramme über neutrale Regierungen protestiert. Der damalige Bundeskanzler Graf von Bismarck hatte Grund auch gegen die Gefangenenmißhandlungen, wie wir sie in dem Weltkriege und in dem jüngsten Kriege in Hunderten von Fällen erfahren haben, zu protestieren. — Am 9. Januar 1871 geißelte Bismarck von Versailles aus die schimpfliche Verwendung farbiger Truppen: „Vertreter der europäischen und amerikanischen Presse haben beobachtet und bezeugen, wie der deutsche Soldat Tapferkeit und Menschlichkeit zu paaren weiß.

Auch der größten und ausdauerndsten Wahrheitsentstellung wird es nicht gelingen, die Tatsache zu verdunkeln, daß die Franzosen es sind, welche diesem Kriege den Charakter gegeben haben, den ein jeder Tag tiefer und breiter ausprägen muß: die französischen Truppen haben das allgemeine Völkerrecht, sowie die besonderen Abmachungen, an denen Frankreich teilgenommen hatte, grundsätzlich mißachtet. Sie haben wiederholt, man darf fast sagen regelmäßig, auf unsere Parlamentäre geschossen, sowie gegen Ärzte und Ambulanzen vertragswidrige und rohe Feindseligkeiten verübt."

Es ist erwiesen, daß sich an den Gefangenenmißhandlungen in Frankreich damals und heute Soldaten und Zivilisten gemeinsam beteiligt haben, eine schwere Schuld der verschiedenen französischen Regierungen! Die Bestialitäten mancher farbigen Truppen sind ebenfalls eine Blutschuld der französischen Regierungen von 1870 bis 1940, denn die unmenschlichen Gewohnheiten mancher Stämme ihres Kolonialreiches waren ihnen seit 1870/71 sehr wohl bekannt. Trotzdem wurden Turkos und andere grausame Kreaturen Afrikas im Weltkriege und auch 1939/40 gegen Deutschland an die Front gebracht. Sie hatten sogar Aussicht, das französische Bürgerrecht zu erwerben und damit die Fähigkeit Offiziere oder Beamte der grande Nation zu werden, völlig gleichgestellt mit den weißen Bewohnern des Mutterlandes.

Die Mannschaftsbestände der Kolonialtruppen wurden 1939 um mehr als die Hälfte erhöht, in wenigen Monaten wurden in französischen Kolonien mehr Soldaten mobil gemacht als dies während des ganzen Weltkrieges geschah.

Wie im Weltkriege, so wurden auch jetzt wieder die Massen der französischen Kolonialtruppen als „Kanonenfutter", dieses Mal zusammen mit ihren weißen Kameraden, ausschließlich für Englands Interessen verbraucht. Die farbigen Soldaten dienten wieder wie damals den nachfolgenden weißen Regimentern als deren Kugelfang. Sie haben sich oft zu Tausenden an einem Tage abschießen lassen, bis ihre Sturmwellen früher oder später zusammenbrachen, je nachdem die weißen Offiziere oder auch Unteroffiziere standhielten, denn der Kampfwert dieser schwarzen und braunen Franzosen hing immer entscheidend von der weißen Führung ab.

Weiße und farbige Franzosen, mit denen sich die deutschen Frontkämpfer innerhalb von 25 Jahren in zwei großen Kriegen haben messen müssen, sollten die überragenden Leistungen der tapferen deutschen Soldaten am eigenen Leibe erfahren. Gewaltige Schlachten wurden in diesen Kriegen geschlagen, unvergessen bleibt für alle Zeiten das Heldenringen der deutschen Frontkämpfer 1914/18, hier besonders der gewaltige, verbissene, ruhmreiche Kampf Deutscher gegen Franzosen, — unvergessen, wie wir noch bis zum letzten Tage des Weltkrieges in Frankreich kämpften, unbesiegt in französischen Provinzen, — unvergessen bleibt für alle Zeiten der Heldenkampf um die Freiheit und Zukunft der großdeutschen Nation, und hell erstrahlt der deutsche Sieg über Frankreich nach zwei beispiellosen Vernichtungsschlachten im Mai und Juni 1940, vom Beginn des Vormarsches über die deutsche Westgrenze, über Holland und Belgien bis zum Erreichen der spanischen Grenze in genau 50 Tagen, ein Feldzug ohnegleichen, der das deutsche Schicksal unter dem Führer und Feldherrn Adolf Hitler neu gestaltet hat.

Der größte Aufwand an Waffen und Material (u. a. Maginot-Linie), die skrupelloseste Presse- und Rundfunkhetze und vor allem die geballte militärische Kraft an Menschen aus Frankreich und seinem unerschöpflichen Reservoir in Afrika haben es nicht verhindern können, daß die herrliche deutsche Wehrmacht 1940 in 21 Tagen den gewaltigsten Sieg der Geschichte errang und neben einer unabsehbaren Beute an Kriegsmaterial 1,9 Millionen weiße und farbige Franzosen, also in Frankreich allein fast 2 Millionen Soldaten, in deutsche Gefangenschaft gerieten. Mit diesem Sieg hat das erwachte, freie und geeinte Großdeutsche Reich vor der Welt und vor der Geschichte seine große und schwere Probe bestanden und zugleich seine Mission in der Welt als Kulturnation ersten Ranges bewiesen.

Franz Hübner.

---

# Die mannigfaltigen Mundarten der Franzosen

Wenn wir heute Frankreich besiegt haben, dann möchte man eindringen in die Wesensart der Franzosen: ihre Rassen und Mundarten.

Die ganze Geschichte Frankreichs spiegelt sich in den Palästen, Schlössern und Museen des von unseren Truppen eroberten Landes wider. Wie in allen Ländern der Erde, werden auch in Frankreich die Ursprachen (Baskisch, Keltisch) und die mannigfaltigen Mundarten erlebt.

So wurden schon vor 25 Jahren von deutschen Gelehrten bei französischen Gefangenen besonders anziehende Feststellungen gemacht.

An einem Winterabend war eine große französische Vorstellung im Theater des Kriegsgefangenenlagers Dyrotz, westlich von Berlin, anberaumt. In Scharen strömten die lebendig gestikulierenden Franzosen aus den Baracken zu der Veranstaltung. Gelehrte waren vom Kommandanten eingeladen, um die künstlerischen Fähigkeiten der Franzosen auf der Bühne zu bewundern. Der Vorhang war bemalt mit allerlei schönen Mädchenköpfen, die man ja im Lager sonst nicht hatte. Kriegsgefangene französische Offiziere saßen in der rohgezimmerten Loge da oben im ersten Rang. Sie tuschelten mit lächelnder Miene hinter dem Theaterprogramm und machten sich offenbar über den deutschen beleibten Kürassierkommandanten des Lagers lustig. Es war ein eigentümlicher, langgestreckter Theaterraum, ganz schwarz von Franzosen, die in ihren Mundarten lebendig das Haus durchschwirrten. Die Glocke rief zum Anfang. Der Vorhang ging hoch, und ein Franzose, lustig verkleidet, mit aufgesetzter Nase, sang ein Liebeslied: Ma bergère (Meine Hirtin). Das Lied wurde in der Mundart der Provence vorgetragen, wo bekanntlich das Minnelied entsprossen ist. Der Inhalt übersetzt lautete etwa: Kennt ihr meine Hirtin? Sie ist schön wie der Morgenstern. Seht!

Das war der Auftakt für die kulturelle Arbeit der Fachgelehrten im französischen Gefangenenlager Dyrotz.

Aus einer Übersicht ergab sich, daß etwa über ½ Million französischer und belgischer Gefangener in etwa 125 Lagern vorhanden waren, so daß die Mundarten von Nord- und Südfrankreich und des wallonischen Belgiens reichlich studiert werden konnten.

Es sei hervorgehoben, daß überall bei den Franzosen das größte Entgegenkommen gefunden wurde. Sobald aber den Leuten auseinandergesetzt wurde, daß es sich um eine kulturelle Angelegenheit handelte, daß alle militärischen Gesichtspunkte dabei wegfielen, wurden die Leute nach mehrtägigem Zusammensein bald zutraulich; freilich, hier und da wollten einige Stimmen Mißtrauischer nicht schweigen, die in dem Ganzen irgendeine militärische Organisation vermuteten. „Camarades, ça n'a rien à faire avec la défense nationale!" (Kameraden, das hat nichts mit der Nationalverteidigung zu tun.) Diese Aufklärung seitens der Verständigen öffnete überall die Tore und die Herzen.

Die Völkerschaften Frankreichs hatten Nordfranzosen, Südfranzosen, Franko-Provenzalen, Wallonen und Katalanen in die Lager entsandt. Bei den Nordfranzosen fiel sehr häufig ein blonder, normannisch-picardischer Typus auf, der im schärfsten Gegensatz stand zu der dunklen wallonischen Rasse.

Das echt mundartliche Volkslied ist in Nordfrankreich heute auf weiten Strecken nicht mehr vorhanden. An seine Stelle getreten sind literarische, zum Teil recht künstliche Machwerke, wie sie die einzelnen Vereinigungen und die Rezitatoren auf Volkstheatern und bei öffentlichen Festen zu kolportieren pflegen. Ländliche Lieder in provinzialfranzösischer Form waren häufiger. Sowohl in der Normandie als auch in der Pikardie gibt es eine ganze Reihe lokaler Vereine und literarischer Klubs, die wieder mit kleinen mundartlichen örtlichen Provinzblättern in enger Verbindung stehen. Aus diesen Kreisen wurde manches Gedicht festgehalten, so z. B. die bekannte Menagerie-Schilderung („Chez Barnum") des bekanntesten Dichters der „Rosatis Picards", Seurbat, aus Amiens; unter diesem Pseudonym verbirgt sich der als Volksdichter beliebte Rechtsanwalt Vasseur von Amiens.

Ganz gering war die Ausbeute im Zentrum Frankreichs; nur in den westlichen Departements, im Poitou und südlicher in den Weingegenden konnte man landwirtschaftliche und Winzerlieder feststellen.

Reich an Volksliedern ist der gebirgige Osten Frankreichs, Burgund und Savoyen. Aus den Bergen Hoch-Savoyens wurde uns eines der schönsten Säemannslieder dargebracht, das wir hier in einer Übersetzung, die den kraftvollen Rhythmus nachahmen möchte, wiedergeben wollen:

Wenn mein Großohm den Hafer säte,
So sät er das Stroh und säte das Korn,
Er stampft mit dem Fuß,
Dann hob er die Hand:
Ach, Herrgott, hilf dem schönen Hafer,
Daß er gedeihe!





Oben: Ein deutscher Fliegeroffizier im Gespräch mit gefangenen Norwegern in der Nähe von Oslo. — Unten: Gefangene Norweger erfahren zum ersten Male die Wahrheit über die Ereignisse in Skandinavien. — Diese Norweger, die soeben gefangengenommen wurden, dürfen die eingetroffenen neuesten Zeitungen lesen und erfahren mit sichtlichem Erstaunen und mit Verbitterung, wie sehr sie der britische Nachrichtendienst bisher belogen hatte und, wie die Lage in Norwegen tatsächlich ist.

24/1





Oben: Die ersten holländischen Gefangenen aus der soeben eroberten Peelstellung (Mai 1940) werden nach hinten gebracht, auch Fremdrassige sind dabei. — Unten: Völlig verschiedene Rassen in der gleichen Truppe! Unter den später gefangenen Holländern befinden sich ebenfalls zahlreiche Farbige.

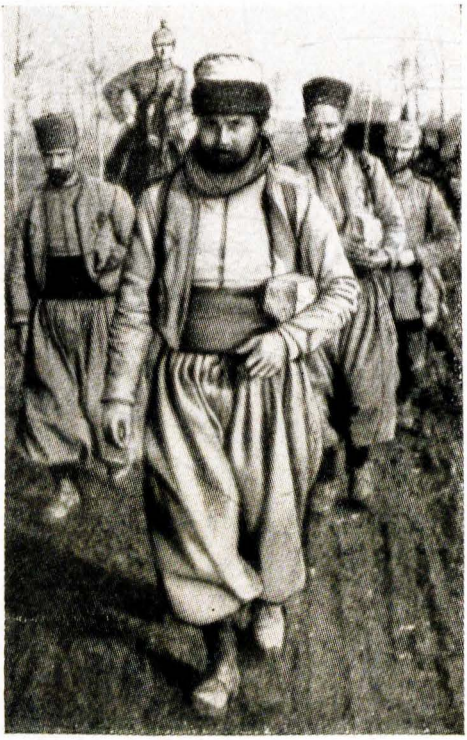




Oben: Zehntausende gefangener Franzosen fielen bei dem großen Durchbruch im Westen 1940 an manchen Tagen in unsere Hände.

Unten: Die ersten gefangenen Franzosen mit neuem Stahlhelm 1915

2412



Gefangene französische Kolonialsoldaten 1914/18

Im Weltkriege wurden — wie auch im Kriege 1939/41 — afrikanische Völker, darunter auch Massen von Stämmen niedrigster Unkultur, von Briten und Franzosen gegen Deutschland in den Kampf geführt — und von den Deutschen geschlagen.



Madagasse



Meßbild eines Marokkaners



Baule-Neger mit künstlich gefeilten spitzen Schneidezähnen

Wenn mein Großohm Kartoffeln pflanzte,
So steckt er sie hier und steckte sie da.
Er stampft mit dem Fuß,
Dann hob er die Hand:
Ach, Herrgott, hilf der schönen Erdfrucht,
Daß sie gedeihe!

Wenn mein Großohm zum Trinken ging,
Ein goß er den Wein, dann schmiß er das Glas,
Er stampft mit dem Fuß,
Dann hob er die Hand:
Ach, Herrgott, hilf dem schönen Tropfen,
Daß er gedeihe!

Volkskundlich interessant ist dabei die begleitende Gebärde, das Erheben der Hand zum Zeichen der Anrufung der himmlischen Gewalten und das Stampfen mit dem Fuße als Mahnung an die Unterirdischen.

Sehr sangesfreudig waren die Lyoneser, von denen eine große Kolonie im Lager von Chemnitz vereinigt war. Sie zeigten alle Eigenheiten der lebhaften, südfranzösischen Gattung. Ihre Lieder, von einzelnen begabten Sängern gesungen, bewegten sich in den bekannten Formen.

Südfrankreich ist noch immer, wie seit den Zeiten des Minnesanges, eins der liederreichsten Gebiete der französischen Republik. Liebeslieder, Tanzlieder, Neckstrophen, alle die uns geläufigen Formen volkskundlicher Literatur traten entgegen.

Eine eigenartige Erscheinung bildete ein alter Bauer, tief aus dem Zentralgebirge der Auvergne. Er führte ein Tanzlied, eine Bourré d'Auvergne auf, ein im wildesten Tanzschritt ungeheuer lebhaft vorgetragenes Stück, das begleitet wird von markanten Strophen. Man hatte den Eindruck, daß hier noch einer jener uralten Gesänge der Urbevölkerung Frankreichs sichtbar und hörbar wurde. Die Leidenschaft und das Fremdartige dieser Tarantella erinnerten an afrikanische Vorbilder.

Sehr anziehend waren die vielfach zutage tretenden Wirkungen des kirchlichen Lebens auf das Volkslied, der fast priestermäßige Gesang in einfachen Ackerliedern, aber auch in Liebesliedern aus den Hochpyrenäen; die Vortragenden waren meist Typen mit charaktervollen Zügen, verschlossene Gesellen, südlichste Franzosen aus den Tälern der Pyrenäen, aus der Gegend von Lourdes, die in sehnsüchtigen Liedern von den Bergen ihrer Heimat sangen, alles ernste, schwermütige, volkstümliche Gesänge. Ganz anders heiter klangen demgegenüber Lieder und Erzählungen der unteren Rhone, aus der Gegend von Avignon und südlicher von der Mündung und dem Delta der Rhone. Lustig waren auch die Lieder, die uns die Sänger aus der unteren Garonnegegend brachten, überströmend an Lebenslust und reichlich unanständig. Wir stellten mit Freude einen Reichtum wundervoller Lieder in den Gegenden fest, wo einst Jasmin seine unvergleichlichen Dichtungen schuf. Aus der Gegend von Agen stammt auch das Lied über den unglücklichen Ehemann mit seiner grotesken Komik, dem einzigen Beispiel eines Mal-marié-Liedes.

Eine Abteilung für sich bilden die entzückend graziösen Lieder, die eine lebensfrohe Gesellschaft von Nizzarden zum besten gab. Frische, trotz ihrer Gefangenschaft nicht niedergedrückte junge Leute, Sänger aus der Stadt Nizza selbst und aus den Bergen der Umgebung traten auf und offenbarten sowohl durch ihre Gebärden als auch durch den Ton ihrer Lieder unzweifelhaft die italienische Mischung in ihrem Blute.

Besonders geeignet für die Darstellung volkskundlicher Typen erschienen uns die Catalanen aus der Südostecke Frankreichs. Hochgewachsene, kräftige Leute, die an ihrem eigentümlichen Idiom mit großer Zähigkeit festhielten. Sie rühmten ihre kriegerische Tüchtigkeit, indem sie darauf hinwiesen, daß der General Joffre, „le premier soldat de France", aus dem Roussillon stamme.

---

## Das iberische Urvolk – die Basken von der Südwestecke Frankreichs

Wohl das stärkste Interesse innerhalb der französischen Lager war dauernd jenem einzigartigen Volke, das als Rest eines iberischen, vielleicht sogar europäischen Urvolkes seit einem Jahrhundert die Völkerkunde stark beschäftigt hat, den Basken, zugewandt. Dieser Volksstamm sitzt heute an den Nordabhängen der Pyrenäen und südlich davon, tief nach Spanien hinein, an den Ufern des Adour um Bayonne herum. (Bei dieser Betrachtung kommen natürlich nur die französischen Basken in Frage.) Daß ihr Herrschaftsgebiet früher auch auf französischem Boden größer gewesen ist, darüber wird es kaum einen Zweifel mehr geben können. Sie haben vermutlich einmal bis an das Mittelmeer, ja vielleicht bis an die Ufer der Rhone ihre Sitze ausgedehnt. Aus sprachlichen Gründen werden sie als letzte Abkommen eines iberischen Urvolkes angesehen. Auch sollen in ihnen die letzten Überbleibsel jenes rätselhaften Ligurervolkes vorhanden sein, das im Altertum große Strecken Oberitaliens, Südfrankreichs und auch Spaniens besiedelt hat. So viel darf man gewiß mit Sicherheit aussprechen, daß in ihnen starke Anzeichen einer gemischten Rasse vorhanden sind. Man sah kleine, geschmeidige, die katzenartig und lebhaft waren, andererseits aber auch große, breitschultrige Gestalten von stillerem Temperament im Lager. Jedenfalls ließ sich deutlich erkennen, daß der Küsten-Baske von St. Jean de Luz einen anderen Typus darstellte als der Vertreter des bergischen Hinterlandes, der Soule und des Bas-Navarrais. Vielleicht hätte sich der Eindruck über die körperliche Gestaltung dieser Basken schärfer ausgeprägt, wenn man eine größere Anzahl spanischer Basken zum Vergleich hätte heranziehen können. So war man auf die Vertreter der drei Hauptmundarten Frankreichs, des Labourdischen, des Nieder-Navarrischen und des Soulischen, beschränkt. Die beiden ersteren Mundarten sind einander näher verwandt. Das Soulische, der östliche Zweig der französischen Basken, zeigt eine eigenartige Selbständigkeit in der Entwicklung ihrer Sprache, weist Altertümlichkeiten auf, wiederum eine größere Beeinflussung durch die umgebenden provenzalischen Mundarten als der Westen.

Besondere Eigenheiten in der Bekleidung, in den Gewohnheiten, in dem täglichen Betragen dieser Leute konnten bei der soldatischen Einförmigkeit nicht entdeckt werden. Vielleicht wären Besonderheiten stärker aufgefallen, wenn man diese Leute unter sich und nicht durchmischt mit allen Volksstämmen Frankreichs hätte beobachten können. Daß in ihrer ganzen Anschauungsweise, in ihren Gewohnheiten und Sitten, z. B. in den eigenartigen Verhältnissen der landwirtschaftlichen Arbeit, in Dienstverhältnissen und Familiensitten, allerlei Eigentümliches sich im baskischen Lande erhalten habe, ließ sich aus den Erzählungen dieser Leute unschwer erkennen. Bei einer Befragung über die seit langem ihnen zugeschriebene Sitte eines „Männerkindbettes" lachten sie verstohlen.

Was nun die volkstümliche Literatur der Basken anbetrifft, so muß gesagt werden, daß die große Anzahl von Texten, von Märchen, Liedern, Sprüchen, freien Erzählungen nicht eigentlich den Eindruck erweckten, als ob die Volksliteratur dieses Stammes eine originelle sei.

Im wesentlichen waren Liebeslieder hier und da vertreten, und zwar handelte es sich um komische Beschreibung irgendeines Haustieres, so z. B. die rührend grob-komische Darstellung der mule du charbonnier, die zum Schatten abgemagert ist, oder die komische Schilderung des kleinen Hundes Chourico.

Gefunden wurden ferner erzählende Lieder, die an irgendeine komische Szene innerhalb des Dorfes, an den Streit zweier Dörfer, an Szenen bei einem Hochzeitsfeste anknüpfen. Groß war die Anzahl der Märchen. Es fanden sich darunter viele aus der französischen und spanischen Märchendichtung bekannte Stoffe, so die Erzählung von der Kindheit Rolands und andere Rolandsagen, die Erzählung vom ewigen Juden und weitere.

Eine Abteilung für sich beanspruchten in der baskischen Literatur die Volksschauspiele, die noch zahlreich im Volksmunde lebendig sind. Es handelt sich dabei nicht um originelle Stoffe, sondern um solche, die aus der französischen Sagenliteratur herübergewandert sind. Wir haben uns wohl vorzustellen, daß solche Volksschauspiele mit Hilfe der Geistlichen bei den kirchlichen Festen zur Darstellung gelangt sind. Nur wenige sind bisher veröffentlicht worden.

Eigenartig war die Musik der Basken. Einem echt baskischen Liede wird man sofort seine Herkunft anhören; diese Melodien bewegten sich in kleinen Intervallen und hatten, abgesehen von den albanischen Liedern, wohl mit keiner anderen europäischen Musik irgendwelchen Zusammenhang. Die Basken besaßen ihr ganz besonderes Musikinstrument, die sogenannte Chirolla, eine Hirtenflöte, die Ähnlichkeit wieder mit einer Hirtenflöte bei den Albanen aufweist. Diese Zusammenhänge mit einem rätselvollen balkanischen Urvolk sind noch durchaus ungeklärt.

So nahmen wir von diesem merkwürdigen Völkchen der Basken Abschied, indem wir bedauern, daß wir nicht auch einen Kanon von den spanischen Basken besitzen, die ihre Eigenart wie ihre Brüder und Schwestern in Frankreich durch die Jahrhunderte bewahrt haben.

# Überblick über die Geschichte der europäischen Kolonisation in Afrika

## bis zum Weltkrieg

Farbige und Neger waren aus allen französischen und englischen Kolonien, im besonderen aus Afrika, als Kriegsgefangene heute wie damals vertreten. Es ist zu beachten, daß Frankreich mit seinen etwa 40 Millionen Bewohnern die rund 47 Millionen Farbige und Neger aus seinen Kolonien als neue gewaltige Kraftquellen benutzen konnte.

Bevor die heute wie im Weltkriege gefangenen farbigen Rassen behandelt werden, wird ein kurzer Überblick über die Geschichte der europäischen Kolonisation bis zum Weltkriege willkommen sein.

Die alte Art der europäischen Kolonisation in Afrika bestand nur in der Anlage von Handelsplätzen zum Erwerb von Gold, Sklaven und Elfenbein, sowie in der Schaffung von Stützpunkten für die Schiffahrt entsprechend den modernen Flottenstützpunkten. Zur Vermeidung kriegerischer Zusammenstöße mit den Eingeborenen bediente man sich häufig regelmäßiger Tributzahlungen.

Die erste eigentliche europäische Kolonisierung, d. h. Besiedlung, auf afrikanischem Boden geschah durch die Holländer in Südafrika, an die noch heute das burische Element der südafrikanischen Union erinnert mit seinem ihm eigentümlichen Idiom, dem sogenannten Kapholländischen (Afrikaans). 1652 erbaute Jan van Riebeek das Fort der guten Hoffnung und legte damit den Grund zum heutigen Kapstadt, von wo aus die Siedler nach Norden und Osten ausstrahlten.

Ungefähr gleichzeitig drangen auch die Portugiesen im Osten am Sambesi und in Angola von Loanda und Benguela aus ins Innere vor. Aber im Osten machte das Vordrängen der Araber ihrer Vorherrschaft bald ein Ende. und der Hauptstrom der portugiesischen Siedler zog Brasilien als aussichtsreicheres Kolonialgebiet dem afrikanischen Boden vor.

Ebenso drangen auch die Franzosen um 1700 vom schon 1626 gegründeten St. Louis aus am Senegal aufwärts ins Innere vor und begründeten damit ihre Herrschaft über Senegambien, die ihnen nur wenige Jahrzehnte (von 1763 bis 1783 und 1807 bis 1814/15) von den Engländern streitig gemacht werden konnte.

Die Engländer hatten bis dahin wie alle anderen Staaten in Afrika in der Hauptsache vom Sklavenhandel gelebt. Aber mit der Begründung der auf die nordamerikanische Antisklavereibewegung zurückgehenden Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels im Jahre 1787 sowie der Gesellschaft zur Beförderung der Erkundung Innerafrikas im darauffolgenden Jahre 1788 begann eine neue Zeit. In den Wirren der französischen Revolutionszeit, in denen Napoleon den europäischen Kontinent in Atem hielt und durch seinen Zug nach Ägypten die bis 1882 währende Vorherrschaft Frankreichs daselbst begründete, besetzten die Engländer 1795 das Kapland, das ihnen im Frieden von 1814/15 bestätigt wurde. Neben dem schon 1618 gegründeten Fort James am Gambia-

fluß an der afrikanischen Westküste wurde 1816 Bathurst gegründet, 1818 die Losinseln von Konakry besetzt (erst 1899 bzw. 1904 an Frankreich abgetreten) und die 1786 gegründete Kolonie Sierra Leone nach dem Innern zu erweitert. 1824 wird der Oranjefluß in Südafrika erreicht und Natal an der Ostküste besetzt. Es folgen englische Kämpfe an der Goldküste mit den Aschanti (1830 und 1870), Kauf der dänischen und holländischen Forts (1850 und 1871); Besetzung von Lagos westlich der Nigermündung (1861), Kaffernkriege (1811 bis 1857, Burentrek (1836 bis 1840) und Ausdehnung des Kaplandes.

1830 Festsetzung Frankreichs in Algier, seit 1854 Faidherbe in Senegambien, seit 1842 an der Elfenbeinküste, Verträge mit Eingeborenenhäuptlingen; seit 1851 Stützpunkte in Dahomey, seit 1849 in Gabun (Libreville).

Seit dem Verlust Brasiliens (1822) Rückgreifen der Portugiesischen Kolonisation auf Angola (Bihé 1834, Mossamedes 1840, Huilla 1845), aber ohne Kraft: Livingstones Reisen (1849 bis 1856).

Spanien 1859 in Melilla, 1861 im Muni-Gebiet.

1824 englisches Protektorat über Ostafrika; 1840 Imam von Maskat nach Sansibar. Aden 1838, Perim 1857 englisch.

Seit Napoleon französischen Einfluß in Ägypten bis 1882.

1869 Eröffnung des Suezkanals (Lesseps); 1862 Obok und Franz. Somaliland erworben.

1875 Kauf der ägyptischen Suezkanalaktien durch Disraeli.

Wie nach 1814 strebt Frankreich auch nach 1871 auf kolonialem Gebiet wettzumachen, was es auf dem Kontinent an Einbuße erlitten hat. Dem Kaiserreich Indien 1876 stehen die Gründung des Kongostaates 1876, Stanleys Entdeckungen 1877 gegenüber.

Tunis wird 1881 besetzt.

1882 Portugiesisch-Guinea (1879 Bissagos-Inseln).

1884 Spanien in Rio de Oro.

1884 Anerkennung des Kongostaates durch U. S. A. und Deutschland.

1884/85 Berliner Konferenz. (1908 Congo belge, belgische Kolonie.)

1882/85 italienische Kolonie Eritrea (Massaua).

1884 England in Berbera und Zeila.

1884 deutsche Besetzung von Lüderitzbucht, Togo, Kamerun; Peters-Erwerbungen.

1885 Reichsschutz in Ostafrika (Usagara, Uguru, Useguha, Ukami, Witu, Somaliküste, Malindi).

1887 England in Nigerien (Protektorat), in Ostafrika 1887/88.

1889 Italien erwirbt Somaliland.

1887 Ubangi-Grenze zwischen Frankreich und Belgien.

1890 deutsch-englischer Vertrag von Sansibar.

1891 britisch-portugiesische und britisch-italienische Verständigung.

1894 deutsch-französischer Vertrag über Kamerun.

1895 Frankreich auf den Komoren; 1883/85 Hovakrieg in Madagaskar.

1893 Timbuktu von den Franzosen besetzt.

1895 Generalgouvernement Franz. Westafrika.

1897/98 französisch-deutsch-englische Verträge über Goldküste und Togo.

1896 Niederlage Italiens bei Adua gegen Abessinier, die durch Franzosen unterstützt wurden.

10. Juli 1898 Marchand in Faschoda. 11. Dezember 1898 Abzug. 21. März 1899 Verständigung über englisch-französische Interessensphäre.

1900 Rabeh am Tschadsee †, Tuat-Oasen besetzt.

1891/95 Rhodesia.

1899/1902 Burenkrieg. (1900 Oranje-Freistaat, Transvaal besetzt.)

8. April 1904 Entente cordiale.

31. März 1905 Kaiserrede in Tanger (Marokko-Konferenz in Madrid, 1880 für Unabhängigkeit).

1906 Algeciras-Konferenz.

1. Juli 1911 „Panther" in Agadir.

Deutsch-französisches Marokko-Abkommen.

Italien in Libyen 5. November 1911.

Die Völker Nordafrikas sowohl im Westen wie im Osten, von der Straße von Gibraltar und den Kanarischen Inseln bis zum Golf von Aden und dem afrikanischen Osthorn, hatten seit alters Berührungen mit der uns geschichtlich bekannten europäisch-vorderasiatischen Kulturwelt. Die übrigen Teile Afrikas treten erst vom Zeitalter der portugiesischen Entdeckungen ab, also vom Ende des 15. Jahrhunderts an, in Beziehung zu den europäischen Kulturvölkern und damit in das helle Licht der Geschichte*).

## Farbige und Neger Afrikas erkennen und bewundern Deutschlands Stärke

Das Halbmondlager bei Zossen, etwa 30 Kilometer von Berlin, in Wünsdorf, war der Sammelplatz für alle aus Afrika stammenden Gefangenen, d. h. für die zum größten Teil unter französischer Herrschaft stehenden Algerier, Tunisier und Marokkaner. Ferner waren dort versammelt die verschiedensten Negerstämme von der Westküste und dem Innern Afrikas. Aus klimatischen Rücksichten wurden im Sommer 1917 die meisten von ihnen nach Rumänien überführt, so daß das Wünsdorfer Lager bei der Auflösung nur noch etwa 500 farbige Afrikaner zählte.

Diese Gefangenen standen bei uns stark unter dem Vorurteile, daß ihre Natur zu besonderer Wildheit und Grausamkeit hinneige und ihr Bildungsstand durchschnittlich sehr niedrig sei. Nichts war unrichtiger als diese Meinung. Zunächst sollte man zum Beispiel das Wort Nordafrikaner nicht als einen einheitlichen Begriff fassen. Denn auf der langen Linie von Marokko bis nach Tripolis begegneten uns Völker von verschiedener Rasse, Sprache und Bildungsstufe. Was sie aber zu einer Einheit verband und noch verbindet, ist, abgesehen von ihrer jetzigen staatlichen Zugehörigkeit, vor allem die gleiche Religion: der Islam.

*) Vgl. Helmolts Weltgeschichte, Bd. 3, 2. Aufl., 1914.

Vielleicht hat die Entente auch Wilde im richtigen Sinne des Wortes gegen uns losgelassen; aber die Farbigen Nordwestafrikas zählten bestimmt nicht zu diesen.

Jedenfalls steht fest, daß die Farbigen Nordafrikas in der Weltgeschichte eine Reihe wichtigster Geschehnisse und Entwicklungen erlebt haben, an denen die Vorfahren dieser Farbigen beteiligt waren, und unter deren Nachwirkung sie teilweise noch heute stehen. Wenn aber ihre Entwicklung mit der heutigen Welt nicht ganz Schritt gehalten hat, so sollte man nicht sie allein, sondern auch ihre Kolonisatoren, die Franzosen, anklagen, die es nicht verstanden haben, die Eigenart der Nordafrikaner zu pflegen und zu fördern, vielmehr ihre Hauptsorge darauf richteten, dem Lande einen europäischen Firnis aufzustreichen und dort zu „französisieren", wo alle Vorbedingungen dazu fehlten.

Die Geschichte der Farbigen Nordafrikas läßt sich ungefähr bis 1000 v. Ztw. verfolgen. Ihre Kultur hat vielfache Berührungen mit derjenigen der Griechen und Römer, ihrer nördlichen Nachbarn also, wie auch derjenigen der östlichen Völker, der Phönizier und Araber. Die „Nordafrikanischen Farbigen" sind im wesentlichen ein Volk, das gewöhnlich den Hamiten zugerechnet wird. In Farbe und Körperformen hat dieses Volk große Verwandtschaft mit den Völkern Europas. Man hat es gewöhnlich als Berber bezeichnet. Dieses Berbervolk hatte, als es in der Weltgeschichte auftritt, das weite Gebiet von der Westküste Marokkos bis zur Oase Siwa inne und wird wohl auch, so wie jetzt noch, ein gutes Stück Sahara besetzt gehalten haben. Von seiner Ursprache wissen wir nichts, da ihre in einer eigenen Schrift geschriebenen Denkmäler noch nicht entziffert sind.

Ihre Veranlagung zur Kleinstaaterei bestimmte ihr Geschick, leicht jedem Eroberer zur Beute zu fallen. Im Laufe der Geschichte kamen sie teilweise in Abhängigkeit von Phönizien und später dann von der stolzen Königin des Mittelmeeres: Karthago, das die Numidier wirtschaftlich ausbeutete und die nordafrikanischen Farbigen in seinen Kriegen bluten ließ. Um 146 v. Chr. eroberten die Römer Karthago und kolonisierten Nordwestafrika.

In der Periode der Völkerwanderung schlug eine germanische Völkerwelle über Spanien nach Nordwestafrika hinüber. Vandalen, von der deutschen Ostseeküste, gründeten ein afrikanisches Reich mit der Hauptstadt Karthago, das sich zeitweilig auch über Sardinien und Sizilien erstreckte. Hundert Jahre lang herrschten diese Germanen in Nordafrika, wo sie ihre Sprache bald mit dem Latein und der Ursprache vermengt haben.

In der Mitte des 7. Jahrhunderts begann der arabische Einfluß. Die siegreichen Reiterscharen Sidi Okbas brachten den Islam ins Land; die Gründung von Kairuan in Südtunisien um 670 wurdef ür die Folgezeit ebenso wichtig für die Beherrschung des Landes wie für die Verbreitung der Religion Mohammeds. Der berberische Teil der Bevölkerung war es, der sich zuerst mit der mohammedanischen Religion durchtränkte und damit auch das politische Übergewicht im ganzen Lande erhielt. Im 11. Jahrhundert schickte der ägyptische Sultan Mostansir den Berbern ungefähr eine halbe Million Menschen der Araberstämme plündernd und verwüstend ins Land. Von nun aber wurden in Nordwestafrika Arabertum und arabische Sprache herrschend. Mit Hilfe Frankreichs eroberte dann der Korsarenfürst Arudsch fast die ganze Küste. Nach dem Aus-

sterben seiner Dynastie beherrschten arabische Fürsten: Paschas, Aghas und Deys die einzelnen Küstenstriche bei loser Abhängigkeit von der Türkei. Auch trieben diese Staaten bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Mittelmeer organisierte Seeräuberei.

Unter dem Vorwand, Europa von diesem Seeräubertum zu befreien, entschloß sich Frankreich im Jahre 1827 zum Kriege gegen Algier.

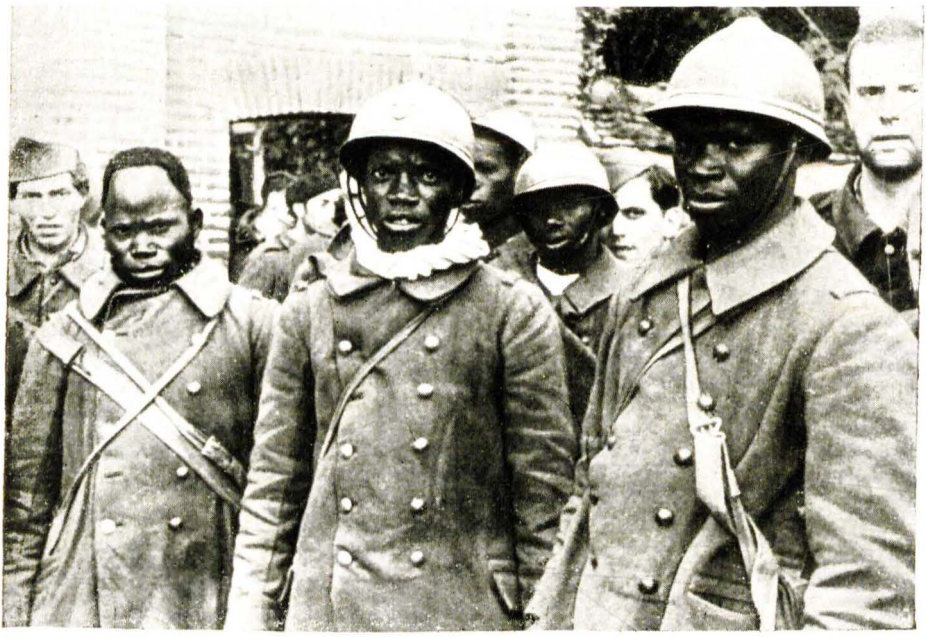
Da die verschiedenen arabischen Fürsten uneinig waren, gelang es schließlich den Franzosen, die nordafrikanische Küste als französische Kolonie zu erobern. Das Land wurde vorwiegend als Militärkolonie angesehen, in welcher der Europäer die Oberschichten, die Nichtnationalisierten die Unterschicht der Bevölkerung bildeten. Die „nordafrikanischen Völker" wurden als Rekruten einer Kolonialarmee, die im Bedürfnisfall dem Mutterlande Hilfe leisten sollte, ausgehoben. Schon im Kriege 1870/71 kämpften nordafrikanische Truppen gegen Deutsche. Im Weltkriege mußten auf Grund von Zwangsaushebungen — das französische Kriegsministerium hat 1917 nur 40 000 Freiwillige bekanntgegeben — wenigstens 400 000 nordafrikanische Kampftruppen Frankreich zur Verfügung gestanden haben.

Zu den Eigenschaften der Nordwestafrikaner, wie die Gelehrten sie in Kriegsgefangenenlagern erlebt haben, gehört ihr straffes militärisches Auftreten. Von Hause aus robust geformt, mit gesundem Sinn begabt, durch ein wechselvolles Klima abgehärtet, im Dienste gehorsam, haben sie, wie sie selbst sagten, im Weltkriege die Elitetruppen Frankreichs als die bekannten Spahis gebildet. Im Felde haben sie die Strapazen meistens im ersten Schützengraben und in der ersten Angriffslinie mitgemacht, wodurch ihre Einheiten erhebliche Verluste erlitten. Die Einheiten der Eingeborenen wurden von französischen Offizieren kommandiert, da der Eingeborene nicht über den Rang eines Unterleutnants steigen darf. Man könnte aus der verhältnismäßig großen Zahl von Freiwilligen Schlüsse auf eine französisch-patriotische Gesinnung der Nordwestafrikaner ziehen. Aber das Freiwilligenwesen der Eingeborenen ist von dem europäischen weit verschieden. Die freiwilligen Nordafrikaner sind meistens um klingenden Lohn und mit dem Gedanken, glänzende Waffen und Uniformstücke tragen zu dürfen, in den Krieg gezogen.

Die Tunisier, Marokkaner und Algerier im Lager Wünsdorf waren Mohammedaner. Daher mußten die Art, sie zu beschäftigen, und ihre Lebensweise ihren Bedürfnissen als Mohammedaner Rechnung getragen werden. So wurde bei der Nahrung, die man ihnen bot, Schweinefleisch grundsätzlich vermieden. Ferner glaubte man es ihnen schuldig zu sein, daß man für sie eine Moschee — einen in türkischem Stil gehaltenen geschmackvollen Bau — errichtete. So lockte der Gebetsruf, der fünfmal am Tage vom Minaret der Moschee ertönte, viele zum Gebete.

Mehr als Gebet und Predigt zogen manche die Zeremonien an, mit welchen eine kleine Anzahl von Mitgliedern der Aissaua-Bruderschaft jeden Donnerstagabend den sogenannten Zikr begingen, bei dem es darauf ankam, daß einzelne durch allerhand Mittel, wie schrille Musik, oft wiederholte Gebetsformeln und rasenden Lauf in Ekstase und weiter in den Zustand äußerer Bewußtlosigkeit gerieten. Bei solcher Feier konnte man bei manchen die Macht der islamischen Religion





Oben: Französische Gefangene aller Hautschattierungen. Bei dem großen Vorstoß südlich Saarbrücken im Mai 1940 wurden mehrere hundert Franzosen als Gefangene eingebracht. Auch farbige Truppen befanden sich darunter. — Unten: Diese schwarzen Franzosen wurden unter großen Versprechungen 1940 gegen die deutsche Wehrmacht „zur Rettung der europäischen Kultur" angesetzt. — Hier sind sie auf dem Wege in die Gefangenschaft.



1 2 3



4 5 6



7 8 9

Gefangene im Weltkriege 1914/18

Neger-Völker des Sudan: 1. Mosi mit dem seltenen Pfefferkornhaar und Stammeszeichen: Drei senkrechte Einschnitte auf Wange und Kinn. — 2/3. Meßbild (von vorn und von der Seite) eines Bogo mit Stammeszeichen: Vier Einschnitte von Wange nach Nase und Mundwinkel laufend. — 4. Bobo. — 5. Soso mit den aufgeworfenen Lippen. — 6. Hellbrauner Fulbe. — 7/8. Mende aus Sierra Leone im Meßbild. — 9. Dunkelfarbiger Woloff.

plötzlich durchbrochen sehen, ob auch andere, auf ihren Betten ausgestreckt oder Zigaretten rauchend, sich völlig teilnahmslos dabei verhielten.

Die Lagerordnung ließ den Leuten ziemlich viel freie Zeit, was ganz der Liebhaberei der Nordafrikaner für das süße Nichtstun entsprach. Mit Behaglichkeit nahmen sie ihre Mahlzeiten ein, besonders wenn sie sie aus den Vorräten, die ihnen von Hause oder aus Frankreich über die Schweiz reichlich zugesandt wurden, sich selbst zubereitet hatten. Dann hockten sie, wenn eben möglich, draußen in der Sonne an der Moschee in kleinen Gruppen beisammen, spielten allerhand heimatliche Spiele oder schlenderten im Lager von Baracke zu Baracke, um sich bei Bekannten auszuplaudern.

Ihre Hoffnung richtete sich, je länger der Krieg dauerte, um so mehr auf die Stunde der Heimkehr. Wer die Zeit des Gefangenenaustausches (von Zeit zu Zeit wurden Gefangene durch Vermittlung der Schweizer Regierung ausgetauscht) noch weit vor sich hatte, mochte oft wohl elegisch werden, wie ein Lagerpoet, der in französisch-arabischen Versen — der arabische Teil hier in deutscher Übersetzung — also sein Herz ausschüttete:

J'ai assez souffert — an diesem Platze.
Trois ans d'exil — genug wär' es bald,
Priant tous les saints — und unseren Vermittler,
den Träger des Prophetensiegels,
Que dieu nous protège — von dieser Qual.
J'ai cherché partout — niemand konnte sie heilen,
Triste à toute heure — voll Scham und Sorge usw.

Ein anderer begrüßte die Abschiedsstunde mit dem halb ärgerlichen, halb frohen Verserguß:

Da hab ich in Deutschland bei Brot und Kaffee
Und täglicher Suppe vier Jahre gesessen,
Habe jeden Tag ein schön Süppchen gegessen,
Und denke, wie wird mir die Zeit so lang,
Und sage drum jetzt: Gott sei Dank!
Es geht zur Heimat hin,
Wo ich eigener Herr wieder bin.

Es war schwer, den Leuten außerhalb ihrer Arbeitszeit Beschäftigung und Zerstreuung zu verschaffen. Man hat es verschiedentlich versucht, aber ohne nennenswerten Erfolg. Eine Sammlung arabischer, aber auch deutscher Bücher, die dem Lager von der türkischen Botschaft überwiesen war, wurde eifrig benutzt. Man versuchte die Leute durch Musik zu zerstreuen und besorgte ihnen deshalb eine Reihe orientalischer Instrumente, Flöten, Schalmeien, Zupfgeigen (Gimbris) u. a. Es bildete sich daraufhin ein Orchester, das große Anziehungskraft durch seine Konzerte ausübte.

Um zu erkennen, mit welchen Gefühlen und Gedanken die Gefangenen, Menschen einer anderen Kultur- und Religionsstufe, das Lagerleben aushielten, gab es zwei Mittel: Einsicht in das, was sie an Briefen schrieben oder bekamen, und gelegentliche Lagerbesuche von Gelehrten, die ihrer Sprache und Sitten kundig waren.

Die Briefkontrolle lag in den Händen einer Anzahl von Dolmetschern mit militärischem Charakter, die sowohl in Hinsicht der Zahl wie der Sprache der Briefe und Karten eine schwere Aufgabe zu bewältigen hatten. Obwohl die meisten Gefangenen des Lesens und Schreibens unkundig waren, so entwickelte sich doch ihrerseits ein reger Briefwechsel mit der Heimat, der ebenso rege von dort erwidert wurde. Vermittler waren auf beiden Seiten Berufs- oder Gelegenheitsbriefschreiber. So erklärt es sich, daß jeder Brief gewisse, immer wiederkehrende Redewendungen enthielt und durchschnittlich den gleichen Aufbau zeigte.

Alle begannen fromm mit einem „Preis sei Allah allein!", woran sich oft breite, ausgesponnene Anrufungen Gottes setzen. Die nun folgende Anrede an den Adressaten häufte entsprechend der von Höflichkeiten überfließenden Redeweise der Araber auf jenen alle möglichen Lobsprüche. So konnte man in Briefen aus Algier und Tunis lesen:

„An den Ausgezeichneten, Erhabenen, Geehrten, von uns Bedauerten und Geliebten", „An den, dessen Taten gut, dessen Worte schön sind", „An den, dessen Name tadellos, dessen Herz milde ist, dessen Sache bei Gott und den Menschen wohl steht, unseren Bruder".

In die wahre Gesinnung der in den Weltkrieg geführten Nordwestafrikaner können uns einige ihrer meist in den Schützengräben entstandenen Liedchen einführen, worin nichts von Begeisterung zu finden ist. So „dichtete" ein Algerier im Jahre 1917 (in deutscher Übersetzung):

Ein Dampfer kam schnaufend gefahren,
Der war mit Kupfer beschlagen
Und mit roten Punkten verziert,
Der hat uns aus Oran nach Paris geführt,
Da ist mir viel Übles passiert.
In Marseille landeten wir;
Man stellte uns zu vier und vier,
Ließ uns fahren im Waggon
Vorbei an der Stadt Lyon,
In Paris dann photographieren,
Zum Schützengraben transportieren.
Und geh ich da zum Teufel,
So will ich doch nicht verzweifeln.
Geduld, noch geh ich herum . . .
Der Tod riß weg meinen Freund,
Mit mir hat er's besser gemeint:
Geduld — das ist eine alte Geschichte, usw.

Ein anderer Algerier faßte schon 1914 seine Gefühle und Erlebnisse in folgenden Versen zusammen (in deutscher Übersetzung):

Paris, du Schöne der Städte,
Wo manch Mädchen den Kopf uns verdrehte!
Der Deutsche liebt es zu schießen,
Mit Bomben aus der Luft dich zu grüßen.

O Mutter, was war das eine Nacht,
Als man plötzlich Alarm gemacht,
Als der General kommandiert:
„Mit Kanonen und Bajonett aufmarschiert!"
O Mutter, wie schlimm war es da
In der Schlacht von Charleroi!
O Brüder, ich kann's nicht beschreiben,
An jenem Tage das Treiben:
Man lief in den Bergen herum,
Die Kugeln machten Bum-Bum . . .

Ein Tunisier begann seinen Sang ähnlich:

O Frankreich, bist du von Sinnen!
Daß du Stambul willst gewinnen!
Du verlierst nur Gut und Leute,
Doch Afrika wird dir nicht Beute;
Denn Enver-Bey schlägt dich entzwei
Und macht seine Söhne frei.
Was sollen wir nun beginnen?
Er läßt den Islam gewinnen.

Wieder ein anderer französischer Kolonialsoldat verfaßte 1917 das hier folgende, wörtlich übersetzte Gedicht:

O Frankreich, jetzt bist du's müde,
O England, wie dumm war dein Sinn!
Rumänien, Belgien sind mürbe,
Und Serbiens Macht ist hin.
Der Deutsche zerschlug und zerschoß dich,
Er bohrte London in den Grund.
Weh' England, du Löwe von Aussehen,
Heut wird deine Schwäche kund.

Diese Gedichtproben gebildeter französischer Kolonialsoldaten — solche Einzelerscheinungen konnten festgestellt werden —, die an der Front mit dem Geist der Nationalfranzosen durchaus wetteiferten, bewiesen, daß Deutschlands Größe und Macht auf Grund eigener Erfahrungen anerkannt wurden. Die Aussprüche bezeugen aber auch das Vertrauen zu den deutschen Gelehrten, die wie Missionare mit ihnen gearbeitet haben.

Zum Schluß eine marokkanisch-berberische Fabel vom Löwen und der Frau, die ein Berber erzählte:

Ein Löwe hatte einmal eine Frau geraubt und in seine Höhle geschleppt. Hier behandelte er sie ganz gut und führte sie nach einiger Zeit wieder zu den Ihrigen. Er wollte aber gerne wissen, was sie von ihm sagen würde. Als er nun hinter dem Zeltvorhange stand, erzählte sie: „Ich habe bei meinem Löwenvater alles mögliche Gute erfahren; nur schade, daß er aus dem Maule roch!" An einem der folgenden Tage ging die Frau zur Arbeit heraus; da hielt sie der Löwe wieder an und fragte: „Was hast du den Deinigen über mich erzählt?" Sie bekannte nun, was sie gesagt hatte. Darauf sprach der Löwe: „Nimm deine

Hacke und hau mir damit auf den Kopf!" Sie tat es und verwundete ihn stark. Trotzdem sagte er „danke" und ging weg. Nach einiger Zeit traf er sie wieder an, zeigte ihr die Wunde und fragte: „Ist sie wohl geheilt?" Sie sagte: „Sie ist ganz heil." Da fuhr er sie an: „Jawohl! Wunden des Leibes heilen leicht; aber solche, die böse Worte in der Seele schlagen, heilen nie." Und darauf packte er sie und fraß sie auf.

---

# Die Neger-Völker des Sudan

Was wir an glaubhaften historischen Nachrichten über den Sudan aus der Zeit vor der europäischen Kolonisation besitzen, stammt von arabischen Schriftstellern.

Die Neger hielten einst bis in den Norden Afrikas hinein die Oasen des südlichsten Teiles des Wüstengürtels besetzt, während die berberischen Tuareg schon damals den nördlichen Teil beherrschten, wie uns Sallust (gestorben 34 v. Chr.) bezeugt. Auch Fessan in Tripolis muß einst, nach der auffallend dunklen Farbe seiner Bewohner zu schließen, von Negern bewohnt gewesen sein. Im Sudan ist der echt nigritische Hackbau vorherrschend. Vom Osten kamen als Herdentiere das Schaf, die Ziege, das Rind, das Pferd und zuletzt das Kamel, das erst in spätrömischer Zeit eingeführt wurde. Nordafrikanische Kultureinflüsse haben dauernd bestanden. Man rechnet heute mit zwei Kulturströmen, die sich über den Sudan ergossen haben: Der eine kam vom Westen, der andere vom Osten; daneben bestanden direkte tripolitanische Verbindungen. Uralt ist im Sudan der Kampf zwischen nomadischen Viehzüchtern hellfarbiger Rasse und den ansässigen Ackerbauern, den Negern. Aus dieser Mischung haben sich im westlichen und mittleren Sudan zwei große staatenbildende Stämme entwickelt, die zugleich als Gewerbe- und Handelsvölker große Bedeutung gewonnen und, durch Handelskolonien allmählich vordringend, es zur Herrschaft über weite Gebiete gebracht haben: die Mandingo und die Haussa. Bei den Mandingo und ihren nördlichen Anwohnern, den Soninke, finden wir vorwiegend Lederarbeiter, Färber, Weber und Schmiede. Bei den Haussa neben Handwerkern vorwiegend Händler. Eine zweifellos glückliche Mischung aus den ehemals arbeitsscheuen Wüstenhirten und den gewerbefleißigen Nigritiern.

## Reich Ghana

Nach den arabischen Quellen ist schon um 300 n. Chr. im Westsudan, westlich von Timbuktu, das Reich Ghana entstanden, an dessen Spitze bis zum Beginn der islamischen Zeitrechnung 22 Herrscher gezählt werden. Während die Bewohner dem Volke der Mandingo (Malinke) angehörten, waren die Herrscher hellfarbig. Ghana wurde etwa 1100 von den Almoraviden erobert und islamisiert.

## Reich Melle

An Stelle des Reiches von Ghana erscheint später das Reich Melle unter dunkelfarbigen Herrschern. Es wurde etwa um 1200 islamisiert. Sultan Musa

eroberte Anfang des 14. Jahrhunderts das etwa 1100 von den berberischen Tuareg gegründete Timbuktu, im Westen das schon zwei Jahrhunderte vorher unter die Herrschaft der Almoraviden und deren marokkanische Nachfolger gelangte Reich Ghana im Osten das Reich Songai (Sonrhai) mit der Hauptstadt Gao (Gogo). Von einer großen Pilgerfahrt nach Mekka 1326 brachte er einen aus Granada stammenden Architekten mit, der die Moscheen und Paläste in Timbuktu, Gao und der alten Königsstadt erbaute. Neuerdings sind Karten aus dem 14. Jahrhundert gefunden, die den Karawanenweg von Timbuktu über die Oasen Tuat und Tafilelt nach Algerien genau verzeichnen.

Nach hundertjähriger Blüte verfiel das Reich Melle. 1433 kam Timbuktu wieder in den Besitz der Tuareg. Die einzelnen Provinzen des ehemals geeinten Landes lagen wieder in Fehde miteinander.

## Reich Sangai

Von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab gewann das schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wieder unabhängig gewordene Reich Songai (Sonrhai) größere Bedeutung durch die Eroberungskriege unter seinem Herrscher Sonni Ali aus hellfarbigem Geschlecht. Er eroberte Timbuktu und besetzte das Gebiet des früheren Reiches Ghana, starb aber schon im Jahre 1492. Sein Sohn und Nachfolger wurde von einem echten Neger Muhammed Ben Abu Bakr, der den Königstitel Askia führte, gestürzt. Er schuf bereits ein stehendes Heer, während Sonni Ali noch über das Volksaufgebot verfügt hatte. Er kämpfte gegen das islamfeindliche Mossi-Reich, eroberte das Reich Melle und dehnte seine Herrschaft bis zu den Berbern von Agades im Norden und den Haussa-Staaten im Osten aus. Unter seinen Nachfolgern kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts Ishak I. schon in Verwicklungen mit Marokko. Aber erst Ende des 16. Jahrhunderts gelang es den Truppen des marokkanischen Sultans Mulai Hammed, das gewaltige Songai-Reich Ishaks II., das die Länder vom Senegal bis zum Niger umfaßte, zu vernichten und sowohl Timbuktu, wie die Hauptstadt Gao (Gogo) am mittleren Niger zu besetzen. Sie verdankten diesen Erfolg der erstmaligen Verwendung der Feuerwaffen. Das Zentrum des nunmehr marokkanischen Gebietes bildet fortan Timbuktu. Schon früh gelang es den Bambara am oberen Niger und den Fulbe am Senegal, sich selbständig zu machen.

Die marokkanische Herrschaft über das alte Songai-Gebiet dauerte unter der mit der einheimischen Bevölkerung vermischten Herrscherkaste, der alten Soldatenführer, nicht viel mehr als ein Jahrhundert. Schon seit 1692 wurde der Name des Sultans von Marokko in den islamitischen Kanzelgebeten ausgelassen. Der Einfluß der umwohnenden Tuaregfürsten wurde immer größer und um 1770 fiel auch die Hauptstadt Gao (Gogo) am mittleren Niger in die Hände der Tuareg, die am Nordufer des Flusses das mächtige und unabhängige Reich Aussa gründeten, das erst dem späteren Ansturm der Fulbe zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlag.

## Fulbe

Die Fulbe (franz. Peulhs, Toucouleurs) haben ihre ursprünglichen Wohnsitze am Senegal und in dem nördlich sich anschließenden Steppenlande gehabt. Sie sind typische Nomaden und schon äußerlich durch ihre schlanken und mageren,

aber sehnigen Gestalten von hellbrauner Hautfarbe als von hamitischer Herkunft zu erkennen. Am mittleren Senegal haben sie zuerst eine staatliche Einigung erlebt. Südlich des Senegal sind sie mit den dunkelfarbigen Wolof vermischt. Schon um 1300 hören wir von im Reich Melle angesiedelten Fulbe. Sonni Ali von Songai bekriegte sie 1492 im Süden seines Reiches. Überall, wohin sie als wandernde Rinderhirten kamen, verstanden sie es, sich unter der angesessenen, einheimischen Bevölkerung zu Herren zu machen. So sind sie bis auf den heutigen Tag ein Herrenvolk geblieben, wenn auch einzelne Teilstämme hin und wieder zum Gewerbefleiß übergegangen sind. In Adamaua in Kamerun gibt es heute noch heidnische Fulbe; sonst sind die Fulbe überall, wohin sie auf ihren Wanderungen vordrangen, als fanatische Vorkämpfer des Islam bekannt. Im Jahre 1802 begann der Fulbe-Scheich Otman dan Fodio in dem Haussastaate Gobir, östlich des Niger, eine Bewegung, die unter seinem Sohne Muhammed Bello immer größere Ausdehnung gewann, obwohl sie sich der Anfeindungen von seiten der alten Haussastaaten ringsum, sowie der Tuareg im Norden zu erwehren hatte. Fast zur gleichen Zeit begann auch im Senegalgebiet eine Bewegung, die zur Gründung des Reiches Futa-Djalon (Jalon) führte. 1816 wurde von Gando am mittleren Niger aus das Reich Massina am oberen Niger zwischen Segu und Timbuktu gegründet und 1826 mit Timbuktu vereinigt. Um die Mitte des Jahrhunderts wurde auch Segu, eine 200 Jahre alte Gründung der heidnischen Mandingo (Bambara), unter Hadschi Omar erobert. Das Zentrum dieser neuen Fulbe-Reiche bildete das Reich Sokoto östlich des Niger. Aber eine dauernde Einheit ließ sich nicht aufrechterhalten. Überall entstanden kleine Sonderstaaten, die teils in einer gewissen Abhängigkeit zu dem Hauptstaat standen oder, wie z. B. Adamaua, völlig unabhängig blieben.

## Haussa

Im mittleren Sudan, in dem Gebiet zwischen Niger und Tschadsee, haben die sogenannten Haussastaaten lange Zeit eine hervorragende Rolle gespielt. Man nimmt an, daß die Haussa ursprünglich in dem Gebirgsland von Air oder Asben im Norden gesessen haben. Sie sind zweifellos mit berberischem Blut gemischt und sprechen auch ein hamitisches Idiom, wie schon aus dem Vorhandensein des grammatischen Geschlechts in ihrer Sprache hervorgeht. Nach ihrer dunklen Hautfarbe zu urteilen, sind sie aber in der Hauptsache nigritischer Herkunft. Ihre Sprache hat als Verkehrssprache große Verbreitung gefunden und wurde sowohl im Hinterland der deutschen Kolonie Togo, wie auch weit in das Kameruner Hinterland hinein südlich des Tschadsees gesprochen. Die Kultur der Haussastaaten ist vermutlich ostsudanischen Ursprungs. Es handelt sich im wesentlichen um Stadtkultur, die mehr oder weniger auf die umwohnenden Landbewohner, die ackerbauenden Neger, ausstrahlt. Zwischen den organisierten islamischen Stadtstaatsgebieten liegen heidnische Oasen. Es ist zweifelhaft, ob die ersten Haussastaatsgründungen schon im 9. oder 10. oder erst im 12. Jahrhundert stattgefunden haben. Die Islamisierung geschah erst vom 16. Jahrhundert ab. Die Namen der sieben echten oder alten Staaten sind: Biram, Kano, Daura, Gobir, Katsena, Soso oder Saria und Rano. Weiter im

Westen und Südwesten, zum Teil jenseits vom Niger und Benue liegen die sieben „unechten" Haussastaaten: Kebbi, Zamfara, Gwari (Gbari), Dschauri, Nupe, Yoruba und Kororofa.

## Reich Bornu am Tschadsee

Ende des 9. Jahrhunderts wurde das Kanem-Reich im Nordosten des Tschadsees gegründet und Anfang des 12. Jahrhunderts islamisiert; in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bestanden Beziehungen zu Tunis. Seit dem Ende das 14. Jahrhunderts waren die Kanem-Herrscher nach Bornu im Süden des Tschadsees zurückgedrängt. Um 1500 wurden die aufrührerischen Bulala zweimal durch Idris III. geschlagen, während Idris IV. (1563—1614) sich durch den Gebrauch von Feuerwaffen im weiten Umkreis seine kriegerische Überlegenheit und die friedliche Entwicklung seines Landes sicherte. Auch der Fulbe-Bewegung gegenüber im Anfang des 19. Jahrhunderts konnte sich das Bornureich behaupten. Die ersten Fulbe waren bereits um 1560 eingewandert. Zwar wurde der damalige König Ahmed (1793—1810) aus seiner Residenz Birni vertrieben; aber unter Muhammed el-Amin, einem geborenen Fessaner, organisierte sich neben dem schattenhaften König und Nachfolger Ahmeds ein lebhafter Widerstand. Damals wurde Kuka, die neue Hauptstadt westlich des Tschadsees, gegründet. Muhammeds Sohn Omar, der bis 1882 lebte, war zahlreichen europäischen Forschungsreisenden, wie z. B. Heinrich Barth, Gerhard Rohlfs und Gustav Nachtigal, ein freundlicher Helfer. Schon bald nach seinem Regierungsantritt hatte Omar mit den Fulbe Frieden geschlossen und wußte seine Herrschaft auch gegenüber dem von der alten Dynastie zu Hilfe gerufenen König von Wadai nach der verlorenen Schlacht bei Kusseri 1846 siegreich zu behaupten. Erst unter seinen Nachkommen erlag 1893/94 die Hauptstadt Kuka den vereinigten Angriffen der Fulbe im Westen und der unüberwindlichen Truppen des Sklavenjägers Rabeh, des Parteigängers von Siber-Pascha im Osten. Doch auch Rabehs Herrschaft war nur von kurzer Dauer. Im Jahre 1899 rückten die Franzosen von Westen, Süden und Norden gegen den Stützpunkt Rabehs am Tschadsee an. Die vereinigten französischen Abteilungen stürmten im Frühjahr 1900 das verschanzte Lager Rabehs bei Kusseri, an der Mündung des Logone in den Schari. Rabeh selbst fand den Tod; damit war die französische Kolonialherrschaft auch in diesem Gebiet errichtet.

## Guinea-Küste und Hinterland

Baule (franz. Baoulé) ist die Bezeichnung einer Landschaft und eines Volkes mit zugehöriger Sprache, das zwischen und zu beiden Seiten der von N. nach S. fließenden Flüsse: Bandama Blanc im W. und Nzi im O. südlich des 8. Gr. n. Br. im Hinterlande der Elfenbeinküste wohnt.

Anmerkung. Baule ist außerdem der Name eines Quellflusses.

1. des Senegal, n. w. Bammako,
2. eines rechten Nebenflusses des Niger, des Bani, s. ö. Bammako,
3. des schwarzen Volta,
4. des Milo (der seinerseits ein rechter Nebenfluß des Djoliba oder oberen Niger ist).

Das Baule, die Sprache der Bewohner dieser Landschaft, ist nahe verwandt mit dem Anyi (franz. Agni), das weiter östlich, in der Hauptsache am Ostufer des Comoé, gesprochen wird. Baule und Anyi können als zwei verschiedene Dialekte ein und derselben Sprache angesehen werden.

Von den drei Flußläufen, die das französische Gebiet der sogenannten Elfenbeinküste durchströmen (Sasandra, Bandama und Comoé), bildet der mittlere, Bandama blanc, zugleich eine Sprachgrenze, vom 8. Gr. n. Br. bis nahe der Küste. Im Westen liegt das Sprachgebiet der Mande-fu-Sprachen (während n. des 8. Gr. die Mande-tang-Sprachen sich nach W. und O. ausbreiten); im O. reihen sich die näheren Sprachverwandten der Anyi-Baule-Gruppe an, nämlich das Tschi, an der englischen Goldküste, das Ewe im früheren deutschen Togolande und das Dahome im französischen Dahomey mit den zugehörigen Dialekten, die man unter sich wieder in verschiedene Untergruppen zusammenfassen oder auseinanderteilen kann, z. B. das engbegrenzte Gang von Accra an der Goldküste und die ziemlich ausgedehnte Guang-Gruppe an der Küste und im Hinterlande des englischen Goldküstengebietes.

Die Elfenbeinküste von der Mündung des Comoé nach Westen verfolgend, trifft man auf zahlreiche Dialekte, die unter dem Namen Lagunensprachen zusammengefaßt werden, und an die sich weiterhin die Krusprachen anschließen.

Die Soso (Susu) bewohnen die Küste und das Küstenhinterland von Französisch-Guinea (Haupthafen Konakry) und den nördlichen Teil des englischen Sierra-Leone-Gebietes (Haupthafen Freetown). Sie grenzen im Norden an die Landschaft Futa-Djalon (Jalon).

Ein Unterdialekt des Soso ist das Baga.

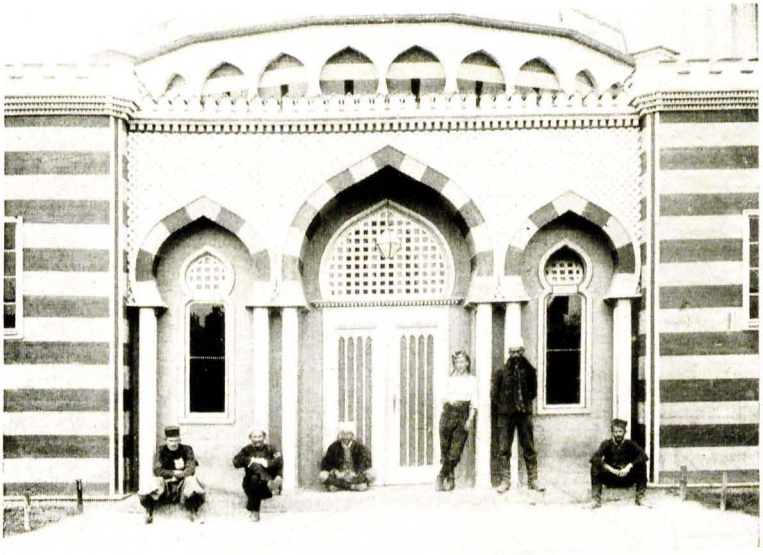
Die Soso sollen noch im 13. Jahrhundert am oberen Niger gesessen haben und Ende des 17. Jahrhunderts von den Mandingo in ihr jetziges Gebiet gedrängt worden sein. Sie scheinen nach Delafosse in ihrer Sprache Verwandtschaft mit der nördlichsten Mande-Gruppe, den schon früher genannten Soninke oder Sarakole, zu haben.

Die Soso sind die westlichen Vertreter der sogenannten Mande-fu-Sprachgruppe, die ostwärts das dichte Waldgebiet bis zur Elfenbeinküste umfaßt. Zu ihr gehören auch die Mende, die im englischen Sierra-Leone, westlich des Sulimaflusses, von der Küste bis ins Quellgebiet des Niger hinein wohnen; ferner die Toma, im Hinterland von Liberia, östlich des St.-Pauls-Flusses; und als östlicher Vertreter das Goro (Kweni), östlich des Bandamaflusses.

Die Sarakole oder Soninke, die nördlichsten Vertreter der Mandesprachengruppe, wohnen zu beiden Seiten des Senegal von Matam stromaufwärts über Bakel bis Kayes, weiter an dessen rechtem Nebenflusse Tarakole aufwärts in den Landschaften Kaarta, Kingi und Bakhunu mit den Hauptorten Nioro, Gumbu und Sokolo, und weiter ostwärts jenseits des Niger bis hinter Segu, Sansanding, Djenne und San. Neben diesem ziemlich geschlossenen Gebiet trifft man sie sonst noch vereinzelt am östlichen Niger bei Zinder und Say. Westlich von Sikasso, im Süden des Niger, heißen sie Samogo (Sa-morho).

Delafosse leitet die Dreiteilung der Mandevölker in Soninke im Norden, Soso im Südwesten und Malinke im Südosten von der Zeit der Zerstörung des alten einheitlichen Melle-Reiches um 1500 her und wählt dafür die Bezeich-





Orient im Wünsdorfer Sonderlager. Oben: Moschee — das Bethaus für die mohammedanischen Kriegsgefangenen. Von der Galerie des Turmes erklang der Gebetsruf. — Unten: Eingangspforte der Moschee. (Weltkrieg.)









Oben: Nordafrikanische Völker: Berber, Algerier, Tunesier, Marokkaner erzählen dem Fachgelehrten Geschichten aus der Heimat. — Unten: Ein Albaner im Meßbild: von der Seite und von vorn, festgehalten von Prof. Weninger (Wien). — Berbe. (Weltkrieg.)





1



2



3

Oben: Ein Kogoneger sendet akustische Nachrichten auf der Holztrommel (Trommelsprache). — Unten: 1. Ureinwohner von Neucaledonien. — 2. Schottischer Dudelsackpfeifer (Scottish bagpiper). — 3. Australischer Ureinwohner. (Weltkrieg.)



Gefangene Russen: polnische Infanteristen und sibirische Schützen sammeln sich auf dem Schlachtfelde

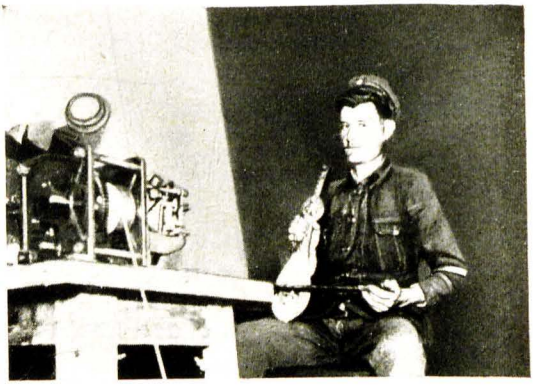


Indische Fußtruppen.



Eine Gruppe von Gefangenen aus 8 verschiedenen Völkern in einem Durchgangslager. Von links beginnend: Anamit, Tunese, Senegalese, Sudanese, Russe, Amerikaner, Portugiese, Engländer.





Links: Französische Unteroffiziere mit ihrem schwarzem Kameraden. Rechts: Griechischer Soldat in einem Gefangenenlager bei Görlitz, im Weltkriege. Er stammt von der Insel Kreta. Ein griechisches Volkslied wird durch den vor ihm stehenden Aufnahmeapparat auf die Platte gebannt. Der Sänger begleitet sich auf seiner Lyra, einem Volksinstrument aus seiner Heimat.

nungen als Mande-tamu-, Mande-fu- und Mande-tang-Sprachgruppen nach dem Stammwort für die Zahl 10.

## Die Somali in Oſtafrika

Die Somali, die heute großenteils Mohammedaner ſind und in weitem Umfange arabiſche Kultureinflüſſe empfangen haben, ſind gegenwärtig das bedeutendſte Volk des afrikaniſchen Oſthorns. Sie beſtehen aus zahlreichen nomadiſierenden Hirtenſtämmen hamitiſcher Herkunft und ſprechen eine ſehr altertümliche Sprache, über die erſt neuerdings wieder intereſſante Unterſuchungen angeſtellt ſind. Wie wenig ſie ſich als engliſche Untertanen fühlen, geht aus der Tatſache hervor, daß ein während des Krieges ſich in Deutſchland aufhaltender Somali, der zur Erlangung eines ſchriftlichen Ausweiſes an das engliſche Konſulat bzw. deſſen Vertretung verwieſen wurde, das mit Entrüſtung ablehnte: Die Engländer ſeien ihre Tributäre; dafür, daß ſie die Erlaubnis hätten, im Somalilande Anſiedlungen zu haben, müßten ſie jährliche Pacht zahlen. Tatſächlich hat England ja auch ſonſt, z. B. in Ober-Guinea, ſeine Herrſchaft zeitweilig nur durch Zahlung eines Tributes an die Fanti und Aſchanti lange Zeit nach dem Anfange des 19. Jahrhunderts aufrechterhalten. Das iſt ein Zeichen für die geſchickte Art der Engländer, ohne große Machtentfaltung ſich Intereſſenſphären zu ſichern. Wie ganz anders ſich in den Köpfen der exotiſchen Volksſtämme vielfach die tatſächlichen Machtverhältniſſe in Europa darſtellen, iſt ja unter anderem auch daraus bekannt, daß die Mohammedaner von Niederländiſch-Indien ſich ſeinerzeit den Beſuch Kaiſer Wilhelms II. beim Sultan in Konſtantinopel vorſtellten als den Beſuch des erſten Vaſallen bei ſeinem Oberherrn.

## Die Xoſa in Südafrika

Die Xoſa ſind ein Teilſtamm der aus dem Norden nach Südafrika eingewanderten Zulu-Kaffern, mit denen die ſüdafrikaniſchen Koloniſten im 18. und 19. Jahrhundert heftige Kämpfe zu beſtehen hatten und die im heutigen Zulu-Land, an der Südoſtecke Afrikas, wohnen. Sie ſind erſt ſeit 1879 bzw. 1887 unter britiſcher Herrſchaft. Sie waren ſchon im 17. Jahrhundert der am weiteſten nach Süden vorgedrungene Bantu-Volksſtamm, und hatten ſich ſo ſtark mit den Hottentotten, in deren Gebiet ſie eingedrungen waren, vermiſcht, daß ſie von dieſen die eigentümlichen Schnalzlaute annahmen, die wir außer bei den Hottentotten und Buſchleuten in Südafrika ſonſt nur noch bei den Sandawe in Oſtafrika finden. In der heute gebräuchlichen Orthographie des Kaffriſchen bezeichnen die drei Buchſtaben c, q und x (z. B. Xoſa) den dentalen, palatalen und lateralen Schnalzlaut, die im Hottentottiſchen durch die Zeichen /, ! und //, wiedergegeben werden. (Dieſe phonetiſch charakteriſtiſchen Schnalzlaute der Xoſa wurden von Prof. Doegen auf die Lautplatte gebannt.)

## Die oſtafrikaniſchen Inſelbewohner

Zu den Bantuſtämmen gehören auch, wenigſtens der Sprache nach, die Bewohner der vier Komoreninſeln an der Nordſpitze von Madagaskar:

Groß-Komoro oder Ngazidja, Johanna oder Nzwani, Mohéli oder Mwali und Mayotte oder Maore. Auf den Komoreninseln werden neben dem auch hier verbreiteten Suaheli, der Verkehrssprache der afrikanischen Ostküste, eigene Bantudialekte, das Ngazidja, Nzwani und Mwali, und auf Mayotte auch Madagassisch gesprochen. Während Mayotte schon seit 1841 französische Kolonie ist, standen die drei anderen Inseln seit 1886 unter französischem Protektorat und wurden erst 1912 zu französischen Kolonien erklärt. Die Bewohner, für die man auch die Sammelbezeichnung Antalaotra, d. h. die über das Meer Gekommenen geprägt hat, stellen eine Mischung aus der wohl negerischen Urbevölkerung und arabisch-persischen Eroberern aus dem Norden und malaiisch-indischen Abkömmlingen von Madagaskar und aus dem Osten dar.

## Ein Kongoneger gibt die Trommelsprache Afrikas

Unter unseren Kriegsgefangenen waren auch Kongoneger vertreten, die die Trommelsprache ausgezeichnet beherrschten. Man kann die Trommelsprache als eine Art „Urrundfunk" bezeichnen. Bereits vor grauen Jahren haben afrikanische Neger Lautschwingungen: charakteristische Klangzeichen, durch die Luft geschickt, und zwar mit besonderer Wort- und Satzbedeutung, die als Trommelzeichen oder besser Trommelnachricht weithin verbreitet wurden. Die Trommelsprache blieb bis auf den heutigen Tag die schnellste akustische Nachrichtenübermittelung der Neger. Sie benutzten als Holztrommel mehrere Meter lange, aus einem Stück bestehende ausgehöhlte Baumstämme, die weithin hell- oder dunkeldröhnend klingen, wenn sie darauf mit Holzstöcken schlagen. Zuweilen werden zwei bis drei Trommeln von verschiedenen Längengrößen und deshalb mit verschiedener Eigentonhöhe und Klangfarbe verwendet.

Die Trommelsprache beruht auf Tonhöhe und Rhythmus, wobei Eigentonhöhe und Klangfarbe der verschiedenen Baumhölzer wesentlich sind. Die Tonhöhe wird dadurch erreicht, daß der Trommelschlitz wie eine Violinseite durch Auflegen des einen Trommelstockes mehr oder weniger verkürzt oder verlängert werden kann. Man unterscheidet Rufnamen und Rufnachrichten, die, wie heute beim Rundfunk, schon immer in der Trommelsprache durch Ankündigungs- oder Begrüßungszeichen eingeleitet wurden.

Jeder Neger im Kongo kennt den Kriegstrommelruf, Festtrommelruf, aber auch den Trommelruf der Todesnachricht u. a. Die Trommelsprache wurde im Kriegsgefangenenlager auf die Schallplatte gefesselt und kann heute jederzeit wieder lebendig gemacht werden.

Wie auch in den deutschen Kolonien die Nachrichtensprache mit Erfolg verwendet wurde, zeigen folgende Beispiele. In den achtziger Jahren bei den Eingeborenen-Aufständen im damaligen deutschen Kamerun waren deutsche Marinesoldaten darüber erstaunt, daß die verschiedenen feindlichen Stämme zu gleicher Stunde losschlugen. Heute wissen wir, daß die Trommelsprache die geheimen Nachrichten: „Der Feind kommt" gesandt hatte.

Genau so war es in Deutsch-Ostafrika, wo der Zeppelin als großer Vogel den Negern Afrikas durch die Trommelsprache unheimlich schnell angekündigt wurde. Es war das Luftschiff, das im November 1917 Lettow-Vorbeck und seine Helden mit Munition und Arzneien versorgen sollte.

---

## Was deutsche Gelehrte von den Madagassen erfahren

Die Madagassen wurden in dem Wünsdorfer Gefangenenlager, unweit Zossen, von der deutschen Heeresverwaltung betreut. Die Franzosen hatten sie aus ihrer Kolonie Madagaskar in den Krieg geführt. Madagaskar ist die größte, mit hohen Bergen und Ebenen geschmückte Insel südöstlich von Afrika. Sie ist die viertgrößte Insel der Erde überhaupt. Sie hat die Form eines länglichen Trapezes, dessen Grundlinie, die Ostküste, von einer bemerkenswert geraden Entwicklung ist. Obschon das Gepräge des Landes zum Teil dem Südafrikas ähnelt — die Insel ist durch eine enge Straße vom Festlande selbst getrennt —, hat Madagaskar doch in seiner Tier- und Pflanzenwelt so viele Altertümlichkeiten bewahrt, wie sonst nur wenige Teile der Erde. Die Zusammenhänge deuten eher auf ein ehemaliges Verbundensein der Insel mit dem indischen Festlande hin als mit Afrika. Madagaskar ist ein Hochland, das im allgemeinen nicht sehr fruchtbar ist. Denn die N-O-Monsume bringen den Regen, müssen ihn aber an die an der Ostküste emporsteigenden, bis 2650 m hohen Gebirgsketten abgeben, so daß dem übrigen Teil des Landes, namentlich dem flachen, trockenen Kalkplateau im Süden, die Feuchtigkeit vorenthalten wird. Diese Gebirgszüge bestehen aus Urgestein. In ihnen liegen wertvolle Bodenschätze eingebettet: Gold, Kupfer, Eisen, auch Kohle, von denen vornehmlich Gold gewonnen und ausgeführt wird. Der Norden ist stark vulkanisch. Die Wasserhaltung des Landes ist nicht gering. Zahlreiche Flüsse entspringen in den Gebirgen und fließen größtenteils nach Westen hinab. Für die Erschließung des Landes spielen sie keine Rolle, da sie nicht schiffbar sind. Die Ostseite trägt herrlichen Urwald, dank der häufigen Regenfälle. Das übrige Land zeigt mit Ausnahme des Küstengürtels, wo eine reichere Pflanzenwelt zu beobachten ist, zumeist Buschdickungen und weite Grasländer, die gelegentlich Steppencharakter annehmen. Nur die Täler tragen reiche Wälder.

Das Bild der Madagassen zeigt auf den ersten Blick, daß wir es mit drei Volksstämmen zu tun hatten. In der Mitte der Neger mit dem krausen Haar, links daneben der Malaie mit dem straffen, schwarzen Haar und daneben der Araber mit dem Fez auf dem Kopf. Die anderen Madagassen verraten ohne weiteres Mischtypen zwischen Neger, Araber, Malaien und Franzosen. Die ganze Geschichte Madagaskars spricht aus den Völkertypen dieses Bildes. Die Ureinwohner der Insel waren *negerhafte*, seebefahrende Völkerschaften. Sie standen in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Negervölkern, die in Indonesien, auf den Philippinen, noch heute in Resten vorhanden sind und einst einen großen Teil von Ozeanien bevölkerten. Diese Urbevölkerung blieb nicht ungestört.

Die ersten Eroberer waren über Indien eingewanderte, arabische Völkerstämme: Betsimaraka, Antanosy, Antanala und Betsileo. Diese Stämme lagern noch heute an der Ost- und Südostküste der Insel. Diese arabischen Einwanderer erhielten sich zwar in der Rasse, gingen aber in der alten Sprache der Urbevölkerung fast auf.

Anders war es um die zweite große malaiische Einwanderung bestellt. Vor etwa 400 Jahren eroberte die malaiische Herrenklasse der Howas den größten östlichen Teil Madagaskars und zwang den Besiegten allmählich ihre Sprache auf. Deshalb sind die Sprache, viele Sitten und Einrichtungen der Madagassen heute malaio-polynesisch, und wenn man in Madagaskar die an das Italienisch klingenden Volkslieder mit der vokalreichen Sprache hört, so sind dies eben malaiische Einflüsse.

Die Howas sind mittelgroße Menschen, gelbbraun mit einem Stich ins Olivenbraune. Das Haar ist schwarz, seltener kraus, meist schlicht und straff. Die Nase ist vielfach grade, an der Wurzel leicht eingedrückt, etwas abgeplattet und vorn stumpf. Der Mund ist groß, die Lippen sind dickfleischig, selten gewulstet. Im großen und ganzen sind die Howas schön; besonders gilt das von den zierlichen Frauen, die gleich ihren Stammverwandten in der Südsee zu Fettleibigkeit im Alter neigen.

Nachdem die Howas auf der Insel Fuß gefaßt hatten, lebten sie eine Reihe von Jahren in Eintracht mit dem Hauptstamm der Neger-Wazimba: den Sakalawen, gingen sogar teilweise in ihm auf, bis sie plötzlich im 17. Jahrhundert das Joch dieser Sakalawen abwarfen, sie selbst unterjochten und die Eroberungen unternahmen, die sie zu den eigentlichen Herren der Insel machten.

Von den Europäern richteten die Engländer frühzeitig ihr Augenmerk auf die Insel, bis ihnen der Rang von den Franzosen abgelaufen wurde, die sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts um die Insel bewarben. Den Franzosen gelang es nach Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten, nach vielen für Frankreich verlustreichen und unglücklichen Feldzügen gegen die Eingeborenen, vor allem gegen die Herrscherkaste der kriegerischen Howas, im Jahre 1896 die Insel endlich zur französischen Kolonie zu erklären. Etwas Ordnung wurde durch die Besitznahme allerdings ins Land gebracht, Sicherheit und Ruhe traten aber bei weitem nicht ein. Noch während des Weltkrieges entzündeten sich aus Madagaskar blutige Howaaufstände, sie wurden mit unmenschlicher Grausamkeit niedergeschlagen. Die wirtschaftliche Erschließung des Landes lag in den Händen Fremder, vornehmlich deutscher (hamburgischer) und englischer Handelshäuser. Der Franzose beschränkte sich auf die Nutznießung des gewonnenen Gutes. Die weiten, trockenen Grasländer eignen sich vorzüglich zur Viehzucht, die von Jahr zu Jahr an Umfang zunimmt; ebenso verstärkt sich der Reisanbau. Der Handel wächst stetig. Ausgeführt werden vor allem Gold, Vieh, Reis und Gerbstoffe.

Im Osten sind die Eingeborenen überwiegend Landbauer; vor allem wird Reis gebaut. Im Norden, Süden und Westen herrscht Viehhaltung vor. Fischerei wird nur von denen getrieben, die am Meere, an den Seen oder Flüssen leben. Neben der Bekleidung aus Baumrindenstoff trägt man gewebte Baumwollstoffe, in deren Erzeugung, wie in aller industriellen Handfertigkeit, Eisenbearbeitung, Gold- und Silberschmiedekunst, Flechterei die Howa Meister

sind. Leider wird in unseren Tagen diese Eingeborenenkunst vielfach durch billigere europäische Waren verdrängt. Ihre Töpferei bleibt von untergeordneter Bedeutung. Doch versteht man sich bei den Sakalaven auf eine plumpe Holz- und Steinbildhauerei, während die Howa und auch die Betsileo ausgezeichnete Künstler in der Herstellung wirkungsvoller Reliefs sind, die namentlich an den Kultstätten der Eingeborenen, den Gräbern ihrer als Götter verehrten Könige, angebracht werden.

Wenn auch die Mehrheit der Eingeborenen sich als Christen, vorwiegend protestantischen Bekenntnisses, bezeichnet, so haben dennoch alte Überlieferungen, die herrlichen Epen und ansprechende Märchen, die vergangenen Zeiten und damit den Glauben der Väter recht lebendig erhalten.

Die Eingeborenen wohnen in Dörfern, in festen, unzugänglichen Plätzen, die durch wenige Menschen verteidigt werden können. Das Haus hat viereckigen Grundriß, ist mit Blättern oder Gras bedeckt und liegt zur ebenen Erde. Auch fehlt das indonesische Pfahlhaus nicht. Als Waffen werden Feuerwaffen verwendet. Die ursprünglichen Eisenlanzen, Schleudern, auch Bogen werden neben dem Schilde sehr selten gelegentlich gebraucht. Jedes Dorf war einst unabhängig, bis die Howaeroberer eine Art Feudalmonarchie einführten, die dem Namen nach bis 1896 bestanden hat. Sie unterschieden das gesamte Land in drei Klassen: zunächst die Andriana, die Edlen, Abkömmlinge der ursprünglichen Einwanderer, weiter die Howa, die Freien, Abkömmlinge der Eroberer mit den unterjochten Stämmen der Vazimba, endlich die Andevo, die Sklaven, Kriegsgefangene oder gekaufte Angehörige fremder Stämme.

Durchweg sind sie liebenswürdige Menschen, die erst im Verkehr mit den Europäern Schaden nahmen und verderbt wurden. Wo sie, frei von europäischem Einflusse sich bewegend, ihres Daseins froh werden können, leben fröhliche, freudige, arbeitsame, zutrauliche Menschen, die in Liedern und Gesängen aller Art ihre Naturseele offenbaren.

Zur Kennzeichnung der madagassischen Volks- (oder Stammes-)art diene die nachfolgende kleine Geschichte in deutscher Übersetzung, die ein Madagasse in seiner Muttersprache erzählte.

### Madagassische Vergnügungen.

Die Madagasker lieben es, einander zu besuchen und sich häufig zu versammeln; bei allen Versammlungen und öffentlichen Vergnügungsfesten will niemand von ihnen, ob jung oder alt, zu Hause bleiben; alle wollen unbedingt daran teilnehmen.

Ihre gewohnten Zerstreuungen sind, ob ein Festtag erscheint oder in den Arbeiten, mit denen sie sich beschäftigen, eine Pause eintritt, recht vielartig. Tänze, Gesänge und Musikinstrumente sind ihnen angenehmer als aller andere Zeitvertreib.

Einfach spazieren zu gehen, so wie es alle Vazaha tun, erscheint ihnen völlig reizlos; sich jedoch zu sammeln, Kabary, Unterhaltung oder Gesänge anzuhören, diese Gelegenheiten suchen sie stets.

Es gibt Sänger und Sängerinnen, Spieler auf der Gitarre und die Valiha, die keine andere Beschäftigung kennen, als die Märkte, Dörfer und Städte zu

besuchen, um dem Volke Zerstreuung zu verschaffen; auf diese Weise verdienen sie durchaus ihren Lebensunterhalt, denn es gibt genug Reiche, und sogar die Fokon'olona, die sie zu sich rufen, um ihre Begabung zu bewundern und von ihnen tanzen und singen zu lernen.

## Ureinwohner von Neukaledonien berichtet

(Französische Kolonialmethoden)

Von den französischen Kolonialsoldaten aus der Insel Neukaledonien waren nur einige wenige Eingeborene vertreten (vgl. Bild).

Neukaledonien ist meist nur als Verbrecherkolonie bekannt, zu welchem Zweck allein die Insel in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von Frankreich in Besitz genommen wurde. Doch werden seit 1894 keine Sträflinge mehr dorthin gebracht, weil man einsah, daß der leitende, gute Gedanke, diese Sträflinge zu bessern und sie wieder als Kleinsiedler zu nutzbringenden Arbeitskräften in der Kolonie zu erziehen, an dem Unvermögen dieser gebrochenen Existenzen scheiterte, in moralischer Kraft ein neues arbeitsames Leben zu beginnen; nur wenige gelangten soweit, die meisten wurden zu einem lästigen, ja gefährlichen Bevölkerungszusatz. Und dieser Fluch der Kolonie verhinderte die Einwanderung tüchtiger Kolonisten, die aus dem gesunden, auch fruchtbaren Lande wohl etwas hätten machen können.

Rund 50 000 Menschen bewohnen die nahezu rechteckige, 400 Kilometer lange, zwischen 40 und 50 Kilometer breite Insel. Von ihnen gehören etwa 19 000 der weißen Bevölkerung an, darunter noch 5600 Sträflinge; 3200 sind asiatische Einwanderer und 28 000 Eingeborene, darunter nur etwa 17 000 heimische Neukaledonier.

Die Lebensverhältnisse sind recht günstig; die Lage der Insel bringt es mit sich, daß mehr ein gemäßigt subtropisches Klima herrscht, das sich dem der Riviera vergleichen läßt, so daß der Europäer leben und arbeiten kann, wie er es in Südeuropa zu tun gewohnt ist. Das große Land bietet noch viel Raum und ist zu zwei Dritteln für Siedelungen vorzüglich geeignet. Neukaledonien ist nach seinen äußeren Bedingungen die gegebene Siedelungskolonie; die wirtschaftlichen Verhältnisse sind dort so günstig, daß sie eine gedeihliche Entwicklung versprechen. Die tropische Land- und Plantagenwirtschaft bilden zusammen mit dem Bergbau ihre Grundlagen. Beide waren in den letzten Jahren im Aufschwung begriffen.

Die Insel ist stark gebirgig. Die höchsten Erhebungen liegen an der Ostküste, wo die Berge wie steile Mauern, durch schmale, ebene oder hügelige Landstreifen vom Meere getrennt, zu diesem abfallen. Dieses Gebirge ist voll romantischer Schönheiten, das Gepräge des Landes ist dort ganz anders als im Westen, dem eigentlichen Siedelungsland, wo die weiten hügeligen Grasländer zu Weiden für üppige Viehherden dienen, die Täler und Hänge mit Kaffee- und Baumwollkulturen bestellt werden, die an der Ostküste nur in den Tälern der Flüsse möglich sind. Tropische Landwirtschaft: riesige Viehherden weiden die Grasländer

ab, so viel Vieh liefernd, daß eine Stadt wie Paris völlig mit Fleisch das Jahr über versorgt werden könnte — wenn die entsprechenden Verbindungen beständen.

Unter den Kulturen steht die Kokospalme obenan, die besonders an der regenreichen Ostküste und auf den korallinischen Loyaltyinseln angebaut wird. Erhebliche Beträge liefern auch der Anbau von Kaffee und Baumwolle, während Reis, Mais und Vanille in den Anfängen stecken. Aus den Waldbeständen werden die Nutzhölzer aufgebracht. Dazu kommen die unerschöpflichen Meereserzeugnisse. 1913 wurden für 2 600 000 Mark landwirtschaftliche und für 390 000 Mark Meereserzeugnisse ausgeführt. Diese Produktion wird von der bergbaulichen Leistung noch übertroffen. Denn das Rückgrat der Insel bilden die gewaltigen alteruptiven Serpentinergüsse, die dem Lande seine wertvollen Bodenschätze bewahren. Nickel-, Chrom- und Kobalterze werden gewonnen. Die Serpentinberge sind kahl und geben sich als ein unendliches Gewirr weiß, gelb, rot, violett gefärbter, steiler, kulissenhaft hintereinander geschobener Berge. Der Bergbau bleibt oberflächlich, da das Metall in der Tiefe fehlt. Die Nickelsalze sind durch das Wasser ausgelaugt und haben sich an der Oberfläche in den Spalten und Klüften des Serpentingesteins gesammelt. So bilden die metallführenden Schichten nur einen Mantel über dem Serpentingebirge, die Berge werden wie Rüben geschält oder einfach angekratzt. Die Förderung und Ausfuhr der Erze ist bedeutend. Schon vor dem Weltkriege wurden im Jahre 154 000 Tonnen im Werte von 4 206 000 Mark verschifft.

Ist das wirtschaftliche Bild der Insel erfreulich, so bleibt der Anblick der Eingeborenen ebenso betrüblich. Diese Eingeborenen zählen zu den Melanesiern, obwohl ihre Sprachen manche fremden Beimischungen verraten: von einer kleinwüchsigen, ganz anders gearteten Bevölkerung, die wohl einst auf allen Inseln der Südsee mehr oder minder heimisch war, von den einwandernden Melanesiern und Polynesiern verdrängt und dann von zugewanderten Polynesiern zum Verlöschen gebracht wurde. Die Hauptmasse ist und bleibt jedoch melanesisch. Sie sind schwarzbraun, haben dichtes, krauses, oft verfilztes Haar, breite, plattgedrückte Nase, stark hervorspringende Augenbrauenbogen, ein kräftiges Gebiß, oft eine fliehende Stirn (vgl. Bild). Die Männer sind stark behaart und besitzen kräftigen Bartwuchs; Vollbärte sind die Regel. Wo die Bevölkerung sich einigermaßen abgeschlossen erhalten kann — das pflegt an der Ostküste der Fall zu sein —, da trifft man Gestalten oft von herkulischem Körperbau. Den Hauptinhalt ihres Lebens bildet der Feldbau, wenn sie nicht bei den Europäern im Hause, in den Pflanzungen oder in den Bergwerken Beschäftigung finden. Obwohl sie tüchtig und zuverlässig arbeiten, halten sie es nicht lange bei solchen ihnen ungewohnten Arbeiten aus. Das freie, ungebundene Leben behagt ihnen besser, zumal die Natur ihnen alles reichlich gewährt, und die zahllosen Feste, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit, aus den buntesten Anlässen: Pflanzen, Ernten, Hochzeit, Geburt, Mannbarkeit, Tod, oft wochenlang gefeiert werden müssen, ziehen sie mächtig in die Heimat zurück.

Trotz alledem hat die nahe Berührung mit den Europäern, leider nicht mit ihren besten Keimen, eine schlaffe, ohnmächtige Verwaltung sie umgeformt und läßt das einst blühende Volk, das den Franzosen in blutigen Aufständen Not schuf, dahinsiechen und aussterben. Von 26 000 Menschen (im Jahre 1885) ist

ihre Zahl auf 17 000 Leute zurückgegangen. Schuld trägt die völlig veränderte Lebensweise, die mißverstandene europäische Kleidung, welche die Entstehung und die Verbreitung mancher Krankheiten begünstigt, die Vernichtung der alten Gesellschaftsordnung, ihrer straffen Stammesgliederung, der Zusammenbruch ihrer überkommenen Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen, das Aufhören der kräftestählenden Kriege, — vor allem aber die Bekanntschaft mit den Segnungen der europäischen Kultur, ihren Zersetzungen und mit dem Alkohol.

Die Frauen wollen keine Kinder gebären. Und wenn man sieht, wie Tuberkulose, Lepra, Pocken unter den Eingeborenen verwüstend hausen, medizinische Hilfe sozusagen nicht vorhanden ist, so kann man begreifen, mit welcher Schnelligkeit die Eingeborenen sich dem Aussterben nähern, zumal diese Krankheiten noch den besonders unheilvollen Bundesgenossen Alkohol neben sich haben. Wohl ist der Verkauf von Spirituosen, mit Ausnahme von Wein, an Eingeborene verboten. Dieser Wein ist aber kein harmlos leichter Landwein, sondern ein böses, schnapsreiches Gemisch, dem der Eingeborene gern zuspricht. Die Folge ist, daß sinnlos betrunkene Männer und Frauen in Neukaledonien keine Seltenheit sind, denn diesen „Wein" kann man in jedem der vielen über das Land verstreuten „Läden" der Ansiedler kaufen. Die Verwaltung in Nouméa kennt diese Verhältnisse sehr wohl; doch es geht wie in den anderen französischen Kolonien der Südsee: man hat nicht den Mut, auch nicht die Macht, diesen Übeln zu steuern; papierne Maßregeln sollen genügen. Die Missionen, katholische und protestantische, nehmen sich der Eingeborenen an, halten auf Abstinenz, erzielen damit zum Teil Erfolge und — sind gerade deshalb bei den Kolonisten höchst unbeliebt.

---

## Kreolen aus Martinique und Guadeloupe

Ganz aus dem Rahmen der übrigen Völkerschaften der französischen Kriegsgefangenen fielen die Kreolen aus Martinique und Guadeloupe, die im westfälischen Lager Dülmen betreut wurden.

Die reichen französischen Kolonialbezirke, die Inseln Martinique und Guadeloupe, gehören zu der Inselgruppe der kleinen Antillen, nördlich von Südamerika, östlich des Karibischen Meeres. Guadeloupe wird durch einen nur bis etwa 120 Meter breiten Meeresarm in zwei ungleiche Hälften geteilt: Grande Terre (Hochland) und Basse Terre (Niederland). Martinique und Guadeloupe tragen vulkanische, waldbedeckte, quellenreiche Gebirge bis zur Höhe von 1600 Meter. Die Küsten sind arg romantisch zerrissen mit gesundem Klima. Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, Gewürze und Kakao wird in großen Mengen erzeugt und in alle Länder ausgeführt. Die Ureinwohner der Inseln sind negerhafte Völker mit kraus-wolligem Haar. Daneben die eingewanderten Europäer, zum größten Teil aus Frankreich! Die Kreolen stellten sowohl körperlich als sprachlich einen Mischtypus zwischen den Eingeborenen der Inseln und den europäischen Ansiedlern dar (vgl. Bild). Diese Mischung war ganz verschieden stark. Einesteils handelte es sich um reine Negertypen, andererseits





Oben: Anamiten aus der französischen Kolonie Indochina, im Osten der hinterindischen Halbinsel, lauschen einem Aufklärungsvortrage des Prof. Doegen. — Unten: Drei Madagassen: die drei wichtigsten Rassen aus der französischen Kolonie Madagaskar. — 1. Sakalawe (negerhafter Ureinwohner). — 2. Howa (malaiischer Einwanderer mit straffem Haar). — 3. Betsileo (arabischer Eroberer). (Weltkrieg.)



Komoren, ein Bantuſtamm der vier Komoreninſeln an der Nordſpitze Madagaskars, lauſchen andächtig dem Vortrag des Fachgelehrten Prof. Heepe, der in ihrer Mutterſprache erzählt.



Creolen aus den franzöſiſchen Kolonial-Inſeln der Antillen, Martinique und Guadeloupe, im Meßbild. Körperlich wie ſprachlich ſtellen die Creolen ein Miſchvolk zwiſchen den Eingeborenen (negerhafte Völker) und den europäiſchen Anſiedlern dar. Im Bilde wird die Länge der geſprochenen Texte mit der Stoppuhr zum Zwecke der Beſtimmung der Zeitdauer gemeſſen. (Weltkrieg.)

um Europäer mit dunkler Hautfarbe und etwas wollig-krausem Haar, bei denen nur geringe Reste des Negertums noch bemerkbar waren. Einheitlicher als ihre körperlichen Eigenheiten war ihre Sprache. Sie rezitierten Fabeln, teilweise aus alter Zeit übernommen, deren Originale in der alten pikardisch-französischen Literatur noch nachzuweisen sind; aber auch Gespräche zwischen Plantagenbesitzer und Arbeiter hört man. Hervorragend war die Erzählung des Erdbebens von St. Pierre. Von ihrer Sprache, ihrem Charakter, in der die einzelnen Wörter ohne Verbindung kinderhaft aneinander gesetzt werden, können nur die von Prof. Doegen aufgenommenen Platten lebendige Auskunft geben. Die ursprünglichen Typen dieser Völkerstämme beachte man im Bild.

---

# Die Belgier

## Flamen und Wallonen auf der Völkerstraße im Göttinger Gefangenenlager

Während der großen Offensive im Mai 1940 gegen die von England vorgeschobenen und mißbrauchten Völker der Niederlande und Belgiens machten unsere sieggewohnten Truppen — nicht gerechnet die sehr gut ausgerüstete und voll mobilisierte holländische Wehrmacht von über 400 000 Mann, die bereits nach fünf Tagen kapitulieren mußte — bis zum 18. Tage der deutschen Offensive 500 000 Gefangene, was die Kapitulation des belgischen Heeres mit seinem König zur Folge hatte.

Wiederum wanderten Flamen und Wallonen in deutsche Gefangenschaft, wie 26 Jahre vorher, 1914; nur wickelte sich dieses Mal die Schlacht und die Verfolgung bedeutend schneller ab als damals.

Wenn im Frühjahr 1940 auch infolge der Motorisierung des Heeres (— wir gedenken besonders unserer todesmutigen Kampfwagen-Besatzungen —) und als eine direkte Folge der großartigen Leistungen unserer in nur wenigen Jahren entstandenen gewaltigen Luftwaffe der Großangriff der tapferen Infanterie schneller als damals vorgetragen werden konnte, so hat sich beim Gegner seit dem Weltkriege in seiner Art und Gesinnung nichts geändert, abgesehen von seiner ebenfalls modernisierten Bewaffnung und zeitgemäßen Kampfesweise. Wohl hat die belgische Zivilbevölkerung sich in diesem Krieg nicht als feige Heckenschützen (Franktireurs) betätigt (zu ihrem Glück!), aber Kampfwert, Vaterlandsliebe, soldatische und politische Aufopferung für England und Frankreich sind die gleichen wie damals. Es waren nicht zu unterschätzende, besonders bei den wallonischen Soldaten oft fanatische Gegner. Und dennoch siegte der heldenhafte Geist des deutschen Frontsoldaten. Die Eroberung ganz Belgiens in 25 schweren Kampftagen und die große Zahl der Gefangenen sind wiederum Beweise überlegener deutscher Feldherrnkunst, heroischen deutschen Soldatentums und deutscher Schlagkraft.

Befassen wir uns nun mit den gefangenen Belgiern „von damals", die ja als alte Kameraden oder Väter der heutigen belgischen Soldaten diesen vollkommen gleichen, so wie wir sie im Göttinger Gefangenenlager kennenlernten.

Eine große, breite, wohlgepflegte Promenade, mit Bäumen bepflanzt, in alleeartigem Ausmaß, führte durch das Göttinger Lager. Der Hauptweg war mit starken hölzernen Schwellen glatt und ordentlich belegt, so daß er auch an nassen Tagen von den Spaziergängern pfleglich benutzt wurde. Zu Beginn des Jahres 1915 gaben sich alle möglichen Völkerstämme auf dieser Straße der Nationen ein Stelldichein. Zahlreich hier die Belgier, die bekanntlich die beiden Volksgruppen: Flamen und Wallonen verkörpern.

Die Wallonen pflegten hier in einer Sonderbaracke eifrig ihre eigene Sprache und Musik und sahen häufig viele Gäste anderer Nationen bei sich. Das Wallonische ist eine nordfranzösische Mundart mit so ausgesprochener Eigenart, daß man sie als besondere Sprache betrachten kann. Bei diesen wallonischen Völkern herrscht seit alter Zeit, von der Geistlichkeit lebhaft unterstützt, ein reges volkstümliches Eigenleben. Das Volksschauspiel ist sehr lebendig. In unzähligen Lokalvereinigungen haben sich die Freunde des alten Patois zusammengeschart und pflegten Lied und Dichtung. Eine reiche volkstümliche Literatur wird jährlich gedruckt und herausgegeben und findet überall Absatz. Unter den Sängern waren auch zahlreiche Volksschauspieler, die ihre Lieder mit prachtvollem Pathos und in künstlerischer Form vortrugen. Wesentlich verschieden waren die Dialekte vom Hennegau einerseits, von Namur und Lüttich andererseits.

Ende 1914 entdeckte Deutschland das neue Flandern, das Land der Flamen. In seiner Sprache wurde der Flame von dem Soldaten aus Niederdeutschland sofort verstanden. Der Name Flame gebührte eigentlich nur den Bewohnern der ehemaligen Grafschaft Flandern. Später verstand man darunter alle niederländisch redenden Bewohner Belgiens. Das Wort Flame bedeutet soviel wie „Fremdlinge, Eingewanderte". Offenbar sind die Flamen ein Mischvolk der nach England übergesiedelten Sachsen und der friesischen Sueven. Ihre Sprache aber trägt einen niederfränkischen Charakter. Im 13. Jahrhundert waren die Flamen in der Kultur und Literatur tonangebend, und „vlaming" bezeichnete damals einen feingebildeten Menschen.

In Göttingen besaßen die Flamen ein wirkliches Volkshaus. Dort konnten sie tun und lassen, was sie wollten, und ganz ihrer Volksseele leben. Eifrig studierten sie die deutsche Sprache und Literatur, gefördert von tüchtigen deutschen Dozenten der Göttinger Universität. Man lernte sie als urwüchsige, derbe Menschen kennen mit einem gewissen nüchternen Wirklichkeitssinn. Wortkargheit und Verschlossenheit Fremden gegenüber waren wesentliche Charakterzüge. Der Flame konnte nicht schmeicheln und sich nicht schmiegen und biegen, auch konnte er sich nicht verstellen; er gab sich eben wie er war. Andererseits offenbarte sich sein tiefes Gemüt in der Liebe zu den Tieren, in seiner Vorliebe zu Musik und Gesang, und sein Wohltätigkeitssinn und sein Erbarmen für alle Notleidenden.

Der deutsche Geschichtsforscher Karl Lamprecht sagt: „Die Flamen sind musikalisch hochbegabt, und wenn man ihr besonderes Wesen mit einem Wort

ſchildern ſoll, ſo iſt es in dem Namen Beethoven beſchloſſen. Die Familie Beethoven iſt flämiſchen Urſprungs, und das, was einem bei oberflächlicher Betrachtung ſchon als identiſch erſcheinen wird in der maleriſchen Erſcheinung Rubens und in der muſikaliſchen Erſcheinung Beethovens, das iſt flämiſcher Stammcharakter, alſo Impulſivität, Brutalität in gewiſſem Sinne, Draufgehen, klare, feſte, aber bisweilen ſcharfe Unterſchiede, plötzliches Umſchlagen der Gemütsſtimmung, ungeheure Fruchtbarkeit, Sicherheit und Luſt am Experiment, Vorwärtsdrängen auf allen irgendwie erſchließbaren Wegen: das iſt flämiſch, und dieſe Eigenſchaften ſind bis heute nicht weggefallen."

Die Flamen waren in ihrer Geſinnung niemals deutſchfeindlich, auch nicht im Kriege 1940.

Andererſeits iſt der Flame ein Dickkopf, wie es ſich auch im Lager häufiger zeigte. Hierzu ein erzähltes Volkslied:

Und woll'n ſie den Kerl etwa kränken,
oder machen ſie gar auf ihn Jagd,
iſt er kühner wohl, als ſie ſich denken,
er erbebt nicht und weicht keiner Macht.
Und woll'n ſie ihn packen und hangen,
da ſie ärgert ſein wallender Bart,
o Ritter, ſollt' euch er mal fangen,
wer weiß, wie dann ihr dabei fahrt!

Iſt ſein Mahl auch nur Milchbrei mit Käſe und Brot,
Ruht auf Heu oder Stroh er ſich aus,
Frei iſt er, wie's Füllen — er kennt keine Not;
Ha, Ritter, drum lacht er dich aus!

Eine glühende Liebe zum Vaterlande, verbunden mit dem Wunſch nach einer Selbſtändigkeit des flamiſchen Volkes, verrät das kräftige Nationallied der Flamen: Der Vlaamſche Leeuw. Die Melodie dieſes Liedes lieferte das Urmotiv zu der Melodie des deutſchen Rheinliedes: „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein".

De Vlaamsche Leeuw.

Zij zullen hem niet temmen den fieren Vlaamschen Leeuw.
Al dreigen zij zijn vrijheid met kluisters en geschreeuw.
Zij zullen hem niet temmen, zoo lang een Vlaming leeft,
Zo lang de Leeuw kan klauwen, zoo lang hij tanden heeft.
Kehrreim: Zij zullen hem niet temmen, zoo lang en Vlaming leeft,
Zoo lang de Leeuw kan klauwen, zoo lang hij tanden heft.

De tijd verslindt de steden, geen tronen blijven staan,
De legerbenden sneven: Een volk zal niet vergaan.
De vijand trekt te velde omringd van doodsgevaar,
Wij lachen met zijnwoede, de Vlaamsche Leeuw is daar.
Kehrreim.

We hem den onbezonnen, de valsch en vol verrad,
Den Vlaamschen Leeuw komt streelen en trouwelos hem slat:
Geen enkele handbeweging die hij uit 't oog verliest,
En voelt hij zich getroffen, hij stelt zijn maan en briescht.
Kehrreim.

Het wraaksein is gegeven, hij is hun tergen moê,
Met vuur in't oog, met woede, springt hij den vijand toe,
Hij scheurt vernielt, verplettert, bedekt met bloed en slijk,
En zegespralend grijnst hij op's vijands trillend lijk.
Kehrreim.

(Überſetzung.)

Sie ſollen ihn nicht zähmen den ſtolzen fläm'ſchen Leu,
Ob alle ihn bedräuen mit Feſſeln und Geſchrei,
Sie ſollen ihn nicht zähmen, ſo lang' ein Flame lebt,
So lang' der Leu kann beißen und ſeine Klaue hebt.
Kehrreim: Sie ſollen ihn nicht zähmen, ſo lang' ein Flame lebt,
So lang' der Leu kann beißen und ſeine Klaue hebt.

Die Zeit verſchlingt die Städte, es bleibt kein Thron beſteh'n,
Die Heere ſinken nieder, ein Volk ſoll nicht vergeh'n.
Und zieht der Feind zu Felde, der Tod iſt ihm ſchon nah,
Wir lachen ſeines Mutes, der fläm'ſche Leu iſt da.
Kehrreim.

Weh' dem, der unbeſonnen im Herzen Tücke trägt
Und komm, als wollt' er ſtreicheln und treulos nach ihm ſchlägt!
Nicht eine Handbewegung bleibt ſeinem Aug' verhüllt,
Und fühlt er ſich getroffen, ſo ſteht er auf und brüllt.
Kehrreim.

Die Schwäche iſt verflogen, des Quälens iſt's genug,
Mit Glut im zorn'gen Auge, ſo ſetzt er an zum Sprung,
Zerreißt, zermalmt, zerſchmettert und ſteht, vom Blute rot,
Auf ſeines Feindes Leiche, die noch erbebt im Tod.
Kehrreim.

---

## Die Engländer im Kriege und als unfreiwillige Gäſte

Das Oberkommando der Wehrmacht konnte endlich, nach faſt 6 Monaten Krieg, Anfang März, 1940 die erſten, durch ein kühnes Stoßtruppunternehmen vor dem Weſtwall gefangenen Engländer melden. Die deutſchen Soldaten, welche weit vor den Bunkern des Weſtwalls Wacht hielten, brannten darauf, nach monatelangem Frontdienſt in Kampfberührung mit den Engländern zu kommen. Bei den zahlreichen Spähtruppunternehmen und gewaltſamen Erkundungen ließen ſich nirgends an der feindlichen Front engliſche Soldaten feſtſtellen. Den gefahrvollen Dienſt in der vorderſten Linie überließ das britiſche

Oberkommando ausschließlich dem französischen Verbündeten und seinen schwarzen, braunen und gelben Kolonialtruppen. Schon im Oktober 1939 wurden die englischen Soldaten nach Frankreich gebracht; sie hielten sich seitdem weit hinter der Front bzw. im Landesinnern auf. Als dann endlich im März 1940 kleinere Abteilungen Engländer — dem Druck der Meinung weitester Bevölkerungskreise Frankreichs nachgebend — an die Front kamen, gerieten ihre Kameraden schon 48 Stunden später in deutsche Gefangenschaft. Die Gefangenen gehörten zum „Duke of Cornwall's Light Infantery Regiment".

Auf dem nördlichsten Kriegsschauplatz: Norwegen fielen bei dem überraschenden deutschen Vorstoß auf Lillehammer weitere „erste gefangene Engländer", etwa 200 mit ihrem Kommandeur und Truppenstab, in die Hände unserer siegreichen Truppen.

In großer Zahl konnten englische Gefangene erst im Mai 1940 in der Flandernschlacht durch die deutsche Wehrmacht eingebracht werden.

Wie 25 Jahre vorher, kamen diese kriegsgefangenen Engländer (damals rund 185 000) aus allen Teilen des britischen Weltreiches: aus Kanada, Neuseeland, Südafrika, Australien, Großbritannien und Irland. Es sind die gleichen Völker und Rassen des englischen Machtbereichs, welche die englische Regierung in diesem Kriege gegen uns mobilisiert hat, die gleichen weißen Engländer aus Großbritannien und den Kolonien kämpfen gegen Großdeutschland.

Zur Aufklärung sei vorausgeschickt, daß die Ureinwohner der britischen Inseln die alten Briten, ein keltischer Volksstamm, waren. Unter dem großen römischen Feldherrn Julius Cäsar eroberten die Römer den südlichen Teil des heutigen Groß-Britanniens und romanisierten etwa 300 Jahre bis zu Anfang des V. Jahrhunderts. Dann fielen Angeln und Sachsen aus unserem deutschen Friesland und dem Sachsenland um Hamburg in Britannien ein und haben diesem Inselande den Namen „Angelland" = England gegeben. Um 1066 ergriff der Normanne Wilhelm der Eroberer von England Besitz. Später folgten Eroberungen durch skandinavische Seeräuber. Jedenfalls wohnen heute noch Nachfahren keltischer Ureinwohner (die noch keltisch sprechen) in Irland, im nördlichsten Teile Schottlands (gälische Sprache), weiter in Wales — z. B. Lloyd George als Walliser spricht auch seine keltische Heimatsprache — und auf der Insel Man (wo vor 25 Jahren deutsche Kriegsgefangene lebten) die Manxsprache.

Es war damals nicht immer leicht, die vorsichtigen Engländer für die völkerkundliche Arbeit der kulturellen Lautaufnahmen zu gewinnen, weil die englischen Soldaten den Zweck der Arbeit nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, oder aber, weil sie Spionage vermuteten. So sagte z. B. in einem englischen Lager ein englischer Feldwebel (Sergeantmajor), der wie ein König alle Handlungen seiner Mannschaften überwachte: Ich weiß, was Sie wollen! Sie wollen die englischen Mundarten aufnehmen, um sie dann als Spionage in den Schützengräben zu benutzen (I know, what you want, you want to study our dialects to make use of them in the trenches), und als ihm bedeutet wurde, daß die Arbeit tatsächlich nur kulturellen Zwecken diente, verlangte er einen schriftlichen Ausweis (a written paper), unterzeichnet von dem damaligen amerikanischen Gesandten in Deutschland, Gerard, um zu beweisen, daß die Schall-

aufnahmen nichts Hinterhältiges (not a wily thing) im Schilde führten. Als ihm bedeutet wurde, daß die anderen Völker: Franzosen, Belgier, Italiener, Serben, Rumänen und Russen gern mit den deutschen Gelehrten arbeiteten, erwiderte der englische Feldwebel reichlich kühn: „Sie können das englische Gewissen nicht vergleichen mit dem Gewissen irgendeines anderen Volkes." So also offenbarte der Engländer seine Überheblichkeit auch in der Gefangenschaft.

Daß das englische Gewissen — von diesem Feldwebel bis zu Churchill — die überhebliche, an Größenwahn grenzende Denkungsart der Engländer verkörpert, haben wir Deutsche damals und auch heute immer wieder erfahren.

Aber schließlich ward das Vertrauen dieses Feldwebels gewonnen. Wir sehen ihn bereits am Tische sitzen mit dem Anglisten Brandl, der gerade die englischen Mundarten aufschrieb, die dann später aufgenommen wurden (vgl. Bild).

Und doch stehen uns betreffs Herkunft und Blut keine anderen Gegner so nahe, denn sie sind bis zu einem gewissen Grade das Vetternvolk der Deutschen. Weiß doch jedes Schulkind bei uns, daß die Engländer vornehmlich aus Schleswig-Holstein stammen, und wenn es auf der höheren Schule die englische Sprache zu lernen beginnt, dann schlägt sie an sein Ohr fast wie eine Mundart aus norddeutschen Gauen.

Jeder Volksgenosse weiß aus der Geschichte, daß wir mit diesen Inselvettern niemals vor dem Weltkrieg die Waffen gekreuzt hatten. In schweren Kriegen haben sie als Bundesgenossen mit uns zusammen gewirkt. Jedem Deutschen, der Bücher liest, ist die Literatur von Shakespeare und Dickens wegen des mannhaften Gemütsgehaltes vertraut. Solche edlen Charakterzüge vermißt man allerdings bei den meisten englischen Politikern der Jahrhunderte, bei denen der jüngsten Zeit ganz und gar.

Umgekehrt wußte früher jeder Angelsachse, daß seine Vorfahren den festländischen Germanen die Gelegenheit verdankten, Britannien zu erobern. Wäre nicht Alarich mit seinen Goten im Jahre 410 vor Rom gerückt, dann wären die römischen Legionen nicht von den blühenden Gefilden der Themse und des Severn abgezogen. Unter dem großen König Alfred wirkten Angelsachsen und Deutsche in segenbringender Eintracht zusammen. Alfred selbst war stolz auf das Germanenblut in seinen Adern. Ein trauriger Fortschritt im Laufe eines Jahrtausends war es, daß zum ersten Male im Weltkrieg die beiden Vettern sich schwer bekämpften und heute wieder bekämpfen.

Von der alten Verwandtschaft aber zwischen Deutschen und Angelsachsen wollen heute die Engländer nichts mehr wissen. Mit tausend Stimmen schallt es heute: „Wir sind Kelten!" König Alfred und sein Kreis wären nicht wenig in Zorn geraten, wenn man sie zu den Kelten gerechnet hätte, von denen die angelsächsischen Urkunden berichteten: „Sie flohen wie vor Feuer."

Die Gelehrten fuhren zu den englischen Gefangenen als ruhige wissenschaftliche Beobachter in die Lager hinaus, sie hatten sich bei der ihnen immer wieder entgegentretenden rechthaberischen Einstellung mancher Engländer vorgenommen, über temperamentvolle Einbildungen nicht zu streiten.

Im übrigen sind wir weit davon entfernt, unser „Verwandtschaftsverhältnis“ mit den Engländern als etwas gegenseitig Bindendes zu betrachten oder gar hieraus unsere Verpflichtung zu einer gewissen Nachsicht herzuleiten.

Es hat sich oft in der Geschichte, und besonders in neuester Zeit, gezeigt, daß nichtgleichrassige Völker — wie Deutschland und Italien — jedoch mit den gleichen Idealen in enger Verbundenheit anderen ebenfalls nichtgleichrassigen Völkern — England und Frankreich — scharf gegenüberstehen können. Die vom gleichen Geist beseelte Zusammenarbeit und die gleichen politischen Ideale sind für den Lebenskampf entscheidend!

Die Arbeit in den englischen Kriegsgefangenenlagern damals war lediglich eine Fortsetzung der Friedensarbeit deutscher Forscher. Lange vor dem Weltkriege hatten deutsche Gelehrte begonnen, englische Mundarten aufzunehmen. Der Anglist Prof. Brandl und Prof. Doegen waren selbst nach England und Schottland hinübergegangen, um die lebende Sprache in Oxford, aber auch in anderen Orten, in Städten, Dörfern und sogar in Einzelhöfen zu studieren. Ein mittelalterliches Dialektdenkmal herzustellen, hatte längst als verdienstlich gegolten. Warum sollte man nicht auch einen heute gesprochenen Dialekt festhalten. Wir taten in den Gefangenenlagern nichts anderes, als benutzten unschätzbare Mundartträger auf deutschem Boden. Der Krieg hatte eine wesentliche Kulturarbeit zu fördern.

Bei dieser vielfältigen Arbeit wurden mit Absicht Bauernburschen aus abgelegener Gegend, Fischer aus kleinen Häfen, Schafhirten und namentlich halbe Analphabeten ausgewählt. So saßen deutsche Gelehrte mit Engländern am Barackentisch, ließen sich Erlebnisberichte, Schnurren und Volkslieder vortragen, während fern an der Front der deutsche Soldat mit dem Briten im Kampf lag. Wenn eine Pause gemacht wurde und der Gelehrte wohl den Bleistift spitzte und dabei nach den fernen Angehörigen fragte, kam oft Vertraulichkeit auf. Manchen Einblick konnte man in das Seelenleben der einfachen Soldaten tun, das selten beachtet wird. Unpatriotisches kam dabei nicht heraus. Die Briten sind auf ihre Weise politisiert bis auf den letzten Rinderknecht. — Ein einziges Mal bemerkte ein Bursche: „Dies ist der Krieg der reichen Leute, er geht uns nichts an“ — also auch damals: der Krieg der Plutokratie! Andere zählten um so eifriger die Millionen Menschen, über die England in allen Weltteilen verfügte, um ihre Siegeshoffnungen darauf zu bauen.

Gegen die eigene Behörde waren die Leute kritisch und gebieterisch. So sagte ein Feldwebel, der zugleich für seine Kameraden sprach, von seinen Heimatbehörden: „Sie sollten besser für unsere Leute sorgen, denn wir müssen ihre Politik heraushauen.“ (Er meinte damit die englischen Politiker.) Dabei waren die Gefangenen mit Lebensmittelpaketen aus der Heimat glänzend versorgt.

Einmal, in einem Kriegsgefangenenlager, erzählten Engländer, daß sie schon dreieinhalb Jahre in der Gefangenschaft säßen und noch niemals Spaziergänge in die Umgebung gemacht hätten. In der Ferne sah man die dunkelgrünen Berge des Harzes. Sie sahen immer vom Lager aus den Brocken herübergrüßen und wünschten so sehnlichst, einmal einen Ausflug auf ihn zu machen. Diese Sehnsucht des Engländers nach der freien Natur in der Gefangenschaft ist durchaus verständlich. Die tiefernsten Gründe der deutschen Heeresverwaltung aber

beruhten auf der Sorge für die Sicherheit, denn die strengen Maßnahmen gegen Spionage, Sabotage und Fluchtversuche, die leider häufig die erfahrungsgemäßen Folgen solcher Wanderungen waren, mußten getroffen werden. Da sich gerade diese Engländer, welche die Bitte um diesen Spaziergang vorgetragen hatten, von jeher in dem Lager korrekt benommen hatten und allen notwendigen Anordnungen willig nachgekommen waren, setzten die Gelehrten als Anerkennung durch, daß die gefangenen Engländer in kleineren Gruppen mit einem Dolmetscher an Sonntagen einen längeren Spaziergang in das nahe Bodetal machen durften. So menschlich wurden die Engländer behandelt!

Nach Schluß der Arbeiten in diesem Lager waren diese Engländer vor Dankbarkeit so gerührt, daß sie uns eindringlich baten, zum Abschied mit ihnen den 5-Uhr-Tee einzunehmen. — In einer gesonderten Barackenabteilung war der Teetisch sauber gedeckt. Eine Fülle von Schinken und Gebäck, Käse, Gewürzreis und Marmelade lockte zum Zugreifen. Es wäre beleidigend gewesen, diesen Gefangenen ihre wohlgemeinte Einladung abzulehnen. Sie hatten sogar für die Verschönerung dieser letzten Unterhaltung durch musikalische Darbietungen aus dem Lager, vornehmlich Geigenspiel, gesorgt. Als Gegengabe erhielten die Gefangenen für die zum Konzert gebrauchten Geigen neue Saiten. Beim Abschied aber streckten sich den Gelehrten hundert Hände entgegen: „Wir danken Ihnen; Sie haben Missionsarbeit bei uns geleistet." (Thank you, professors, you have done missionary's work with us.)

Das haben von sich aus die Engländer vor 25 Jahren gesagt, deren Landsleute heute frech behaupten, wir, die Deutschen, seien unfähig, fremde Völker zu verstehen und nützliche Kolonialarbeit zu leisten.

---

## Englische Kolonialvölker aus Indien

In dem im Herbst 1939 ausgebrochenen Kriege versuchte England auf Grund seiner früheren Erfolge in seiner Einkreisungspolitik gegen Deutschland die England tributpflichtigen indischen Volksstämme auf seine Weise „aufzuklären" und zum Kriege gegen das aufstrebende Großdeutschland zu zwingen. wie es auch Ägypten, mit dem Deutschland in Freundschaft lebte, und das gleich Indien nicht von Deutschland bedroht ist, in den jetzigen Krieg getrieben hat. Die indischen Maharadschas von Englands Gnaden schickten „freiwillige Geldspenden" nach London. Das indische Volk in seiner Mehrheit ersehnt seine völlige Unabhängigkeit von England, und in nicht ferner Zeit wird sich die indische Freiheitsbewegung, die so alt ist wie die Herrschaft der Engländer in Indien, gegen ihre Ausbeuter, gegen die britische Tyrannei durchgesetzt haben. Die meisten Völker Indiens sind erwacht, aber sie kämpfen ihren Freiheitskampf noch getrennt voneinander.

Wenn auch von maßgebenden Männern indischer Volksteile das frevelhafte Doppelspiel Englands längst erkannt ist, muß dennoch unter dem Zwang politischer und wirtschaftlicher Bindungen mit einer kriegerischen Unterstützung Englands durch indische Stämme gerechnet werden, denn England braucht diese



Amerikaner (USA) auf dem Marsch in deutsche Gefangenschaft, 1918.



Engländer singen das Tipperary-Lied (bekanntes englisches Soldatenlied) in den Aufnahmeapparat im Lager Göttingen. Der Kommandant des Lagers hört zu. (Weltkrieg.)



Franzosen aus der Provence (Südfrankreich) singen dem romanischen Fachgelehrten Prof. Morf ihre geschichtlich berühmten Minnelieder im Lager Dyrotz.



1



2



3

1. Französischer Baske (europäischer Ureinwohner) von der Südwestecke Frankreichs. 2. Flame aus Belgien. Die Flamen, ein Mischvolk niederfränkischen und gallisch-romanischen Blutes, sprechen eine Sprache niederfränkischen Charakters. 3. Mongolischer Cambodschaner aus dem unter französischem Schutze stehenden Reiche Cambodja in Hinterindien. (Weltkrieg.)



„Die Engländer in Norwegen: in Drontheim" .... aber als Gefangene der Deutschen, 1940



Gefangene Engländer und Kanadier (mit Gummihosen). (Weltkrieg.)





Oben: Englische Gefangene nach ihrer Niederlage in Flandern. In den Kämpfen in Flandern im Mai 1940 hatten namentlich englische Truppenverbände eine schwere Niederlage hinnehmen müssen, nach der zahlreiche Gefangene gemacht wurden. — Unten: „Geschlagen!" Englische Gefangene an der Kanalküste.

Hilfsvölker, wenn es seinen mit Gewalt zusammengerafften riesigen Kolonialbesitz, sein sogenanntes Weltreich, das von London regiert wird, verteidigen muß.

Deshalb wollen wir uns mit den englischen Kolonialvölkern aus Indien befassen, von denen manche noch einmal infolge der Uneinigkeit Indiens, die von England kräftig gefördert und überall ausgenützt wird, zu unseren Gegnern zählen könnten. Diese indischen Völkerstämme wurden als Soldaten erlebt in deutschen Gefangenenlagern während des Weltkrieges. Sie haben tapfer gekämpft, aber sie wurden dennoch von deutschen Frontkämpfern eingebracht; sie fanden Unterkunft im Inderlager in Wünsdorf bei Zossen (Kriegslager).

## Das Wesen der Inder in Religon und Kaste

Von allen Gebräuchen, religiösen und weltlichen Anschauungen der kriegsgefangenen Völker erregten diejenigen der indischen Völkerstämme höchste Beachtung. Deshalb ist es notwendig, das Wesen dieser Volksstämme Indiens ausführlicher zu behandeln.

Man kann die Volksseele der indischen Kriegsgefangenen überhaupt nur begreifen, wenn man sich mit ihrer Religion und ihren Gesellschaftsklassen, genannt Kasten, eindringlich beschäftigt hat.

Von den 300 Millionen Bewohnern Vorderindiens sind etwa 220 Millionen Hindus. Der Zahl seiner Bekenner entsprechend steht der Hinduismus unter den großen Religionen der Erde an vierter Stelle, nur das Christentum, der Islam und der Buddhismus haben mehr Anhänger als er.

Der Hinduismus ist das Endergebnis eines langen Entwicklungsvorganges, der auf völkerkundlichen Ursachen beruht. In vorgeschichtlicher Zeit wurde ganz Indien bewohnt von den dunkelhäutigen Draviden, deren Nachkommen, heute noch einige 60 Millionen an der Zahl, den Süden des Landes innehaben. Die Draviden, über deren rassenmäßige Stellung innerhalb der Menschheit man noch im unklaren ist, besaßen eine Religion, deren Hauptmerkmale Naturdienst, Ahnenkult und Dämonenverehrung gewesen zu sein scheinen. Im dritten oder vierten Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung wanderten arische Stämme in das nordwestliche Indien ein und drängten von dort aus allmählich die Draviden nach Süden. Die Religion der Arier hat ihren literarischen Niederschlag gefunden in den zu verschiedenen Zeiten entstandenen Liedern und Sprüchen des Veda; sie wird deshalb als Vedismus bezeichnet. Der Kult, der von den Priestern vor Gras umstreuten Opferfeuern vorgenommen wurde, galt vor allem einer Reihe von Lichtgottheiten, die zum Teil noch eine enge Verwandtschaft mit den Göttern aufweisen, zu welchen die stammverwandten Iranier beteten. Das weitere Vordringen der Arier in die heißen Tropengegenden, der Verkehr, in den sie zu den Draviden traten, und die Blutmischung, die sie mit ihnen eingingen, hatten allmählich eine weitgehende Umgestaltung ihrer religiösen Anschauung zur Folge. Wohl hatten sie die dunklen Urbewohner ihrer Herrschaft unterworfen und ihnen ihre eigene Kultur aufgezwungen; sie konnten es aber nicht verhindern, daß ihre eigenen Anschauungen in steigendem Maße durch die der Draviden beeinflußt wurden. Im Laufe der Zeit erwuchs aus dem Vedismus die zweite Stufe der indischen Religionsentwicklung, der Brahmanismus,

der durch die sich immer mehr befestigende Vorherrschaft des Priestertums, die Entstehung des Kastenwesens und das Aufkommen des Seelenwanderungsglaubens charakterisiert wird. Im Schrifttum findet der Brahmanismus seinen Ausdruck in den sog. „Brahmanas" und „Upanischaden", d. h. in den heiligen Gesetzbüchern, von denen das des Manu das berühmteste ist.

500 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung entstanden dem Brahmanismus in Nordindien zwei Rivalen, die, bald das ganze Gebiet des indischen Kontinents erobernd, ihm ein Jahrtausend hindurch ernsthafte Konkurrenz machten, der Dschainismus und der Buddhismus, der von Gautama, dem Buddha, d. h. dem „Erleuchteten", seinen Ausgang nahm. Namentlich der letztere hielt in kurzer Zeit einen Siegeszug durch die indische Halbinsel bis nach Ceylon und Hinterindien hin und erlangte eine große Bedeutung. Seit der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends ging der Buddhismus in Indien seinem Niedergang entgegen, so daß er dem erstarkenden Brahmanismus auf die Dauer nicht mehr Widerstand leisten konnte, sondern ihm Schritt für Schritt das Feld räumen mußte. Die brahmanische Gegenreformation knüpft sich an den Namen des großen Klostergründers Schankara (780—812), eines Mannes, der in seinen Schriften den Überlieferungen des Veda und der Epen eine neue philosophische Auslegung gab, durch welche er den veränderten Bedürfnissen des Glaubens entgegenkam. Langsam erlosch der Buddhismus in seinem Heimatlande so vollkommen, daß heutzutage in Vorderindien nur noch an der Nordgrenze, in Nepal, Sikkim, Bhutan Buddhisten leben, während in Ceylon, in Birma und in anderen hinterindischen Staaten, in Zentral- und Ostasien noch heute Millionen der Religion Gautamas folgen.

Seit dem Niedergange des Buddhismus herrscht der Brahmanismus auf dem ganzen vorderindischen Kontinent, soweit ihm nicht durch das um 1000 nach Christus beginnende Vordringen der Mohammedaner Anhänger entzogen wurden. Diejenige Form, die er seit dem Verfall des Buddhismus annahm, bezeichnet man als Hinduismus. Ebenso wie der Brahmanismus aus dem Vedismus hervorgegangen ist, ohne daß eine deutliche Grenzlinie zwischen beiden Stufen der indischen Religionsgeschichte gezogen werden kann, ist auch der Hinduismus aus dem Brahmanismus entstanden und fußt ganz und gar auf ihm, wenn er auch durch die Aufnahme neuer Ideen, Götter und Riten über ihn hinausgeht. Der Name Hinduismus ist ziemlich jungen Ursprungs. Die Mohammedaner nannten alle nichtmuslimischen Bewohner Indiens, mit welchen sie auf ihren Eroberungszügen zusammentrafen, „Hindus", welches Wort von dem nordindischen Flusse Sindhu (Indus) abgeleitet wird, aus welchem auch schon die Griechen das Wort „Inder" bildeten. Später haben die Inder selbst die Bezeichnung aufgenommen.

Der heutige Hinduismus stellt im Gegensatz zu dem Christentum, Islam und Buddhismus in erster Linie ein soziales System dar. Die Zugehörigkeit eines Menschen zum Hinduismus beruht nicht auf dem Fürwahrhalten bestimmter religiöser Lehren über das Dasein Gottes, das Wesen der Seele, Weltschöpfung und Weltuntergang, sondern in der Anerkennung gewisser sozialer Regeln. Nach der Anschauung der Hindus wird die ganze Welt beherrscht von einem ewigen Gesetz, das sich in Natur und Sitte offenbart, genannt

Dharma. Aufgabe eines jeden Wesens ist es, diesem Weltall Dharma zu gehorchen und die von diesem auferlegten Pflichten zu erfüllen. Diese Pflichten sind sehr mannigfaltiger Art, da sie auf die verschiedensten Angelegenheiten des Lebens Bezug nehmen und jede irdische Tätigkeit einer festen Regel unterwerfen. Sie gehen bei den Einzelwesen auseinander, weil diese nach der Lehre der Hindus nicht einander gleichgeordnet dastehen, sondern eine Art von Stufenleiter bilden, die bei den höchsten Göttern anhebt und über halbgöttliche Wesen und Menschen bis zu Tieren und Pflanzen hinabführt. Auch in der Menschenwelt gibt es eine Rangordnung, die jedem einzelnen seine Stellung genau vorschreibt. Nach indischer Lehre stehen diejenigen Menschen am höchsten, die in geistiger und physischer Hinsicht am meisten dem Ideal kultischer Reinheit entsprechen, diejenigen also, die sich vornehmlich mit geistigen Dingen beschäftigen, nur reine Pflanzenkost genießen, keinen Alkohol zu sich nehmen und nur mit Familien, die den gleichen Vorschriften folgen, Eheverbindungen eingehen. Die Menschenklasse, die dieser Vorstellung am meisten gerecht wird, ist die der Brahmanen, der Priesteradel, aus dem seit Jahrtausenden die religiösen Führer des indischen Volkes gekommen sind. Ihnen folgen mit Rücksicht auf ihre Reinheit die Krieger (Kschatrija) und die Kaufleute und Gewerbetreibenden (Vaischja). Die männlichen Angehörigen dieser drei Stände heißen die „zweimal Geborenen", weil sie durch eine besondere Zeremonie, eine Art von Jünglingsweihe, bei welcher sie mit einer heiligen Opferschnur umkleidet werden, gewissermaßen eine zweite, geistige Geburt erleben. Diesen drei privilegierten Ständen, die allein berechtigt sind, die heiligen Schriften des Veda zu studieren, steht die große Zahl der Schudras, der Plebejer, gegenüber, die zwar noch an manchen Sakramenten des Hindutums teilhaben, aber nicht so strengen Reinheitsgesetzen gerecht werden. Unter den Schudras stehen alle Menschengruppen außerhalb des Hindutums, die „Barbaren", welche sich nicht an die Reinheitsgesetze halten, d. h. die ganze übrige Menschheit. Das theoretisch auf dem Grundsatz der Reinheit sich gründende Kastenwesen ist das hervorstechende wesentliche Merkmal des gesellschaftlichen Aufbaues des indischen Volkes. Ein jeder der genannten vier Stände zerfällt nämlich in eine große Zahl von Unterkasten, deren es im ganzen etwa 3000 geben soll. Eine solche Kaste, will sagen Gesellschaftsklasse, ist eine durch einen gemeinsamen Namen gekennzeichnete Gruppe von Personen, welche die gleiche traditionelle Beschäftigung ausüben, ihren Ursprung auf eine bestimmte menschliche oder göttliche Person zurückführen und durch feste, vererbte Rechte, Pflichten und Anschauungen zu einem Ganzen verbunden sind. Die Kaste regelt das soziale Leben ihrer Mitglieder, sie schreibt ihnen die heiligen Zermonien vor, die sie zu erfüllen haben, sie bestimmt, mit wem und was sie essen und was für Eheverbindungen sie eingehen dürfen. Die Ausstoßung eines Hindu aus seiner Kaste ist gleichbedeutend mit einer gesellschaftlichen Ächtung und einem gegen ihn eröffneten wirtschaftlichen Boykott. Wenn auch in neuerer Zeit die Kastengebräuche in manchen Gegenden nicht mehr so allmächtig herrschen wie früher, so sind doch die Schädigungen, denen ein aus der Kaste Ausgestoßener ausgesetzt ist, noch sehr bedeutend. Die Zugehörigkeit zu einer Kaste ist die Voraussetzung für die Zugehörigkeit zum Hindutum. Da nun die Mitgliedschaft bei einer Kaste vor-

nehmlich von der Erfüllung bestimmter Vorschriften über das tägliche Leben abhängig ist, beruht die Zugehörigkeit zum Hindutum in erster Linie auf der Erfüllung derartiger Gesetze über Speise, Heirat und Ritus; ob jemand ein Hindu ist oder nicht, hängt deshalb vor allem davon ab, ob er gewisse Zeremonien erfüllt oder nicht.

Riten, deren peinliche Befolgung aufs strengste beachtet wird, gibt es unzählige. Von den zahllosen Begehungen, die bei der Geburt eines Kindes vollzogen werden, um den jungen Erdenbürger gegen alle schädlichen Einflüsse zu schützen, bis zu der Pubertätsweihe, von der Heirat, welche in Indien meist zu einer Zeit geschlossen wird, wo die beiden Kontrahenten noch nicht die Kinderschuhe ausgetreten haben, bis zu den Totenopfern, die für den Verstorbenen dargebracht werden, nachdem seine Leiche auf einem Holzstoß verbrannt worden ist — kurz, von der Wiege bis zur Bahre reiht sich im Leben des Hindu eine ununterbrochene Kette von heiligen Handlungen aneinander, die das Heil im Diesseits und Jenseits sichern sollen. Jeder Tag beginnt und schließt mit der Ausführung von heiligen Bräuchen, mit Waschungen, mit Opfern, mit dem Gemurmel von frommen Sprüchen, mit Atemübungen und meditativer Versenkung. Fromme Hindus fasten an bestimmten Tagen des Monats, unternehmen Wallfahrten zum Ganges, nach Benares, nach Allahabad und anderen heiligen Städten und pilgern an den vielen Festtagen zu den zahllosen Tempeln, um vor den Götterbildern Blumen und Früchte darzubringen. Wenn auch der Kult des Hindus im allgemeinen einen freudigen Charakter trägt, so ist doch der Blick des Volkes mit Ernst und Hoffnung auf das Jenseits gerichtet, wovon viele Gebräuche Kunde geben. Die Frau, die ihren Gatten durch den Tod verlor, darf nicht mehr heiraten; ihr ganzes Leben hindurch hat sie Kasteiungen auszuführen, und oft kam es früher vor, daß sie dem Entschlafenen auf den brennenden Scheiterhaufen folgte, um in einem späteren Leben wieder mit ihm vereinigt zu werden. Nach der orthodoxen Theorie sollen die „zweimal Geborenen", wenn sie ihr Alter herannahen fühlen, Haus und Hof verlassen und als Einsiedler im Walde sich frommer Betrachtung hingeben.

Von überaus großer Mannigfaltigkeit sind die Gegenstände, denen die Hindus einen Kultus widmen. Bestimmte Berge, Flüsse, Pflanzen und Tiere (vor allem die Kühe) werden angebetet; lebende Menschen, namentlich Seelsorger, erfreuen sich einer fast göttlicher Verehrung, den Namen großer Heiliger und Helden bringen Pilger an ihren Gräbern fromme Gaben dar, ein Heer von Geistern, halbgöttlichen und göttlichen Wesen, erfreut sich an den verschiedensten Andachtsstätten eines religiösen Dienstes. Über den Krieg herrscht der sechshäuptige Skanda, der Heerführer der Götter und Besieger der Dämonen. Sehr beliebt ist der elefantenköpfige, hängebäuchige Ganescha, der alle Hindernisse hinwegräumt und deshalb vor Beginn jeder Arbeit angerufen wird. An der Spitze der Gesamt-Gottheit stehen drei Götter, die mitunter zu einer Art Dreieinigkeit zusammengefaßt werden: Brahma, Vischnu und Schiva.

Brahma wird dargestellt als ein bärtiger Mann mit vier Köpfen und vier Armen, in denen er die vier Opfergeräte trägt. Er reitet auf einem weißen Schwan. Er gilt als der Weltschöpfer und als der Übermittler der Heiligen Schrift, des Veda.

Vischnu wird meist als ein schöner Jüngling abgebildet. In seinen vier Armen hält er eine Muscheltrompete, einen Diskus, eine Keule und eine Lotosblume. Sein Reittier ist ein Adler. Seine Gemahlin ist die Göttin der Schönheit und des Reichtums. Vischnu nahm neunmal irdische Gestalt an, um die Welt zu erhalten und die Guten gegen die Nachstellungen der Dämonen zu beschirmen. In verschiedenen Weltaltern erschien er auf Erden als Fisch, als Schildkröte, als Eber, als Mannlöwe, als Paraschurama, als der große Rama, als Krischna und als Buddha; am Ende der Zeiten wird er als apokalyptischer Reiter zur Erde herabsteigen und den Weltuntergang verursachen.

Schiva schließlich, der dritte der drei höchsten Götter, erscheint auf Bildern als Büßer, halbnackt, nur mit einem Elefantenschurz bekleidet, eine Halskette von Menschenschädeln um den blauschwarzen Hals geschlungen, den Leib mit Asche beschmiert, die Haare nach Büßerart geflochten, in den Händen einen Dreizack, einen Bogen, eine Trommel und einen Strick haltend. Er bewohnt den Berg Kailasa, sein Reittier und Diener ist ein weißer Stier. Schiva ist nicht nur der Weltzerstörer, der, wenn er tanzt, den Untergang der Welt herbeiführt, und der große Welterneuerer, der Zeugungsgott, der unter dem Bilde des Linga (Phallus) verehrt wird, sondern zugleich das Vorbild der Büßer und der Urheber der Lehren des Joga, des indischen Meditationssystems. Die Anschauungen der Hindus über das Verhältnis der drei Götter zueinander und zu andern himmlischen Wesenheiten sind sehr verschieden. Während viele sie einander gleichstellen und bald dem einen, bald dem andern ihre Anbetung widmen, haben manche Sekten monotheistische Systeme herausgebildet. Für die Vischnuiten ist Vischnu der einzige ewige und allmächtige Gott, der die Welt nach seinem Willen schafft, zerstört und regiert. Alle anderen Götter sind nur seine Diener, sind der Vergänglichkeit unterworfen und handeln nur in seinem Auftrage. Für die Schivaiten ist hinwiederum Schiva der höchste Weltenherr, und Vischnu, Brahma und alle anderen sind ihm untertan. Die Vischnuiten und Schivaiten sind die beiden großen monotheistischen Religionsparteien des Hinduismus. Der Gott Brahma hat es merkwürdigerweise nicht zu einer eigenen Religionsgemeinde gebracht, er ist stets nur der Meister, der auf Geheiß eines anderen schafft, und sein Kult ist deshalb immer nur ein beschränkter gewesen. Wenn vorher von Brahmanismus gesprochen wurde, so ist darauf hinzuweisen, daß dieses Wort die Religion, welche die Brahmanen lehren, bezeichnen soll, nicht aber, wie vielfach fälschlich geglaubt wird, den Glauben, der Brahma als höchsten Gott verehrt.

Eine Eigentümlichkeit der Religiosität der Hindus ist der weltumfassende Grundzug, der den meisten ihrer Systeme eigen ist; *der höchste Gott thront nicht nur erhaben über der Welt, sondern durchdringt sie zugleich als Weltseele.*

Die Vorstellungen der Inder von Welt und Überwelt, von Leib und Seele, von den Zielen und Aufgaben des Menschenlebens sind untereinander sehr verschieden.

Die Welt ist unerschaffen und unvergänglich. Seit anfangsloser Zeit durchläuft die Körperform Zustände der mannigfaltigsten Entwicklung, die im naturgesetzlich feststehenden Kreislauf aufeinanderfolgen. Auch die Seelen, welche die vergänglichen Leiber von Pflanzen, Tieren, Menschen, Dämonen, Genien und

vergänglichen Göttern tragen, bestehen seit Ewigkeit und in Ewigkeit. Von jeher irren sie in der Welt umher und sind dem Leiden unterworfen. Ihr Karma, d. h. die Summe ihrer guten und bösen Taten, das sich nach dem Gesetz der ewigen Vergeltung auswirken muß, zwingt sie, wenn der Tod ihre sterbliche Hülle zerbrochen hat, sich ein neues stoffliches Gewand zu suchen und so immer aufs neue von einem Leibe in den andern zu wandern. Dieser ständige Kreislauf von Tod und Wiedergeburt findet für die Seele ein Ende nur dann, wenn es ihr gelingt, sich von dem Einfluß des Körpers zu befreien. Selbstüberwindung und gläubige Gottesergebenheit lassen sie in den Besitz einer höheren Erkenntnis gelangen, die ihr das wahre Wesen alles Seienden offenbart. Das Feuer des Wissens verbrennt dann die Keime aller Taten, welche zu Wurzeln künftigen Seins werden könnten. Dem Welttreiben auf immer entrückt, verharren die Erlösten im Zustande ewiger Seligkeit.

Die heutige Zeit hat in Indien vieles geändert; in den großen Städten lockern sich die Bande des Kastenwesens, viele heilige Bräuche beginnen außer Übung zu kommen. Wie groß aber die Änderungen auch sein mögen, die sich im einzelnen innerhalb des Hindutums vollzogen haben und noch vollziehen werden, das Hindutum als solches hat sich durch Jahrhunderte hindurch als unvergänglich erwiesen, vergleichbar dem indischen Feigenbaum, bei dem wohl manche Äste absterben, der selbst aber, unverwüstlich an Lebenskraft unaufhörlich neue Triebe ansetzend, die Jahrhunderte überdauert, mag auch rings um ihn alles sich verändert haben.

---

## Die mongolischen Inder: Die Gurkhas

Die Gurkhas haben im Kriege 1939/40 nicht gegen deutsche Soldaten gefochten, weil man ihnen offenbar infolge der ausgezeichneten Propagandatätigkeit in deutschen Gefangenenlagern im Weltkriege, die sich nachweisbar bis heute auswirkte, nicht traute. Wohl aber sollen sie in Afrika fechten.

Die Gurkhas gehören zu einem Teile der indischen Truppen des Britischen Kolonialreiches. Sie wurden an die Front geführt aus Nepal (d. h. am Bergfuß des Himalajagebirges). Sie kamen aus dem England tributpflichtigen Königreich Nepal im Nordosten der vorderindischen Halbinsel. Darum nennen die Engländer die Gurkhas auch Nepalesen.

Der Himalaja setzte mit seinen mächtigen schneebedeckten Ketten als Schranke für Völkerwanderungen Eroberern Vorderindiens einen Damm entgegen. Dieser Damm aber konnte nicht verhindern, daß in langsamem Austausch Bevölkerungsteile nach Süden ins indische Vorland drangen. Infolgedessen wurden die Südabhänge des Himalaja vornehmlich von Mongolen aus Tibet, also von Gurkhas bevölkert.

Im allgemeinen herrscht bei den Gurkhas der Mongolencharakter deutlich vor: vorstehende Backenknochen, schiefgestellte geschlitzte Augen, gelbe Haut, schwarzes straffes Haar, das als Zopf, sorgfältig zusammengewickelt, unter der Mütze versteckt getragen wird; breite flache Gesichter mit niedriger Nase und

Kurzköpfigkeit. Wo der Bart erscheint, entwickelt er eine sichtliche Neigung zum schlaff und spitz herabhängenden Mongolenbart. Andererseits muß natürlich mit Übergangsmerkmalen, also mit Vermischung von arischen Indern mit mongolischen Nepalesen, gerechnet werden.

Die Gurkhas sind durchschnittlich klein und stark gebaut. Sie selbst sind stolz, von den Radschputen abzustammen, also Königssöhne zu sein. Die Radschputen verkörpern noch heute die große Hindukaste im nördlichen Indien, ein alter Kriegerstamm mit strenger Absonderung. Gurkha ist zugleich der Name einer kleinen Stadt im Staate Nepal. Nach ihr erhielten die 1768 in Nepal herrschenden Khas selbst den Namen Gurkhas. Ihre Sprache, eine Hindumundart, heißt noch heute „das Khas" und wurde die Amts- und Umgangssprache für den ganzen Himalajastaat der Gurkhas. Ihre Hauptstadt Kathmandu liegt 1500 Meter über dem Meere an einem Fluß. In der Residenz steht ein Palast des Maharadscha. Die zahlreichen Tempel dieser Stadt tragen Dächer von Messing oder vergoldetem Kupfer. Paläste, ein Arsenal, eine Geschützgießerei, als Merkwürdigkeit eine Riesenglocke zwischen zwei Säulen, sind dort zu finden. Doch auch sehr enge Straßen und dürftige Vororte der 50 000 Einwohner, unter denen etwa 12 000 Soldaten in der englischen Obergewalt steckten!

Die Gurkhas der „Britisch-Englischen Armee" gehören zumeist den Bergstämmen an. Daher ist für den Kleinkrieg im gebirgigen Terrain an der Nordwestgrenze des Reiches die Verwendung in den Dschungeln von Birma der Gurkha als echter Gebirgler geeigneter als jeder andere indische Soldat. Neben der allen Gurkhas verständlichen Khassprache sprechen die mehr mongolischen Gurkhas ihre besonders chinesisch gefärbten, bisher kaum bekannten alten mongolischen Ursprachen und Mundarten, die der tibetobirmanischen Gruppe zugehören.

Flinke und kluge Kerle sind diese schlitzäugigen Nepalesen. Viel halten die Engländer auf ihre zehn Regimenter Gurkha-Infanterie, die in der dunkelgrünen Uniform ihnen im europäischen Weltkriege höchst nützlich gewesen sind. Zäh, kaltblütig und behende tat der Gurkha seine Kriegspflicht. Es war für ihn durchaus natürlich, daß er mit leichtem schleichenden Gang, das Messer im Munde, sich in der Dunkelheit durch Stacheldraht und andere Hindernisse hinterrücks an die deutschen Soldaten heranmachte und sie zu überfallen suchte. Doch diese widerwärtige Praxis gehört mit Ausnutzung seiner Naturausstattung zu seiner militärischen Ausbildung. Man darf daraus nicht auf besondere Verrohung der Gurkhas schließen. Wegen der soldatischen Tüchtigkeit wurden sie von den Engländern als Scharfschützen früh geschätzt. Bei der Belagerung von Delhi und in anderen Kriegen, wo sie für Englands Kolonialinteressen kämpften, hatten sie sich ausgezeichnet bewährt. Die indische Armee verfügte schon damals, die Kriegsverluste nicht eingerechnet, über 20 000 ausgebildete Gurkhaschützen. In Delhi steht ein Denkmal zu Ehren der gefallenen 327 Gurkhas von 490 — — für das Britische Kolonialreich.

In dem Gefangenenlager in Wünsdorf waren damals die Gurkhas eine abgesonderte Gruppe für sich. Sie betreuten ihre eigene Küche, wo sie sich aus Weizen vorgeschriebenes Brot in Fladen auf dem Herde zu flachen Scheiben gebacken haben. Sie durften rauchen, was anderen Kasten rituell verboten ist, und machten gern reichlichen Gebrauch davon. Ihre strenge Reinlichkeit zeigte

sich nicht nur in häufigen täglichen Waschungen, bei denen sie gegen die Außenwelt sehr schamhaft waren, sondern auch in ihren gepflegten weißen Zähnen und vielen anderen kleinen Zügen. Die Beschaffung von Nahrungsmitteln für die Gurkhas machte der deutschen Heeresverwaltung große Sorgen. Sie durften nämlich nur Ziegen, Schafe und Geflügel essen (wo die Deutschen kaum das allernötigste Fleisch noch besaßen), und zwar nur dann, wenn das Schlachttier nach dem bestimmten vorgeschriebenen Ritus getötet wurde. Im Felde haben sie das Gefrierfleisch von Schafen mit der Begründung abgelehnt: „Es müsse immer einer ihrer Vertrauensmänner dabei sein, um zuzuschauen, wie sich die Tiere zu Tode frieren!"

An dem großen Dasahra-Feste erlebten die deutschen Gelehrten in dem Gurkha-Lager Wünsdorf eine rituelle Ziegenschlachtung. Und zwar wurde das Dasahra-Fest gegen Ende des September einmal im Jahre zehn Tage lang im Lager gefeiert. An diesem Feste nahmen alle Gurkhas ohne Unterschied der Herkunft teil. In Nepal werden an diesen Tagen Büffel zu Hunderten geopfert. Im Lager mußten sich die Gurkhas mit einem bescheidenen Ersatz, einem Ziegenbock und zwei Schafen, zufrieden geben. Aber die Schlachtung der Tiere erfolgte in der vorgeschriebenen rituellen Weise. Es wurde den Tieren mit einem Streich des Kukhri (Schwert) der Kopf vom Rumpfe getrennt. Das Blut wurde aufgefangen, und dann bestrichen sich die Gurkhas damit den Körper (vgl. Bild). Auch die sich anschließenden Umzüge und Tänze konnten veranstaltet werden. Die notwendigen Kleider und Musikinstrumente hatten sich die Gurkhas selbst mit großem Geschick angefertigt, und einige der jüngsten und schönsten Burschen spielten mit viel Anstand die Rolle der fehlenden Frauen und Mädchen (vgl. Bild).

Die Gurkhas sind selbstverständlich keine Freunde unseres nördlichen Klimas. Als man sie fragte, wie ihnen das Wetter in Deutschland gefiele, hat einer schaudernd geantwortet: „Herr, die Sonne hat drei Tage hinter den Wolken gesessen und will nicht hervorkommen, und die Erde ist naß."

Die Verantwortung für den Wegtransport der Farbigen aus der indischen Heimat trugen die weißen Engländer, und die deutsche Militärverwaltung konnte bei der sorgsamsten Pflege nicht verhindern, daß leider Gurkhas an Lungenleiden eingingen. Man hielt sie durch Übung in Bewegung, zum Beispiel dadurch, daß ihre eigenen Vorgesetzten mit ihnen Marschübungen mit dem charakteristischen Anziehen der Beine machten. Auch spielten sie gern nach englischem Vorbild im Lager Fußball. Aber schließlich, im letzten Drittel ihrer Gefangenschaft, entschloß sich die deutsche Heeresverwaltung, die Gurkhas in ein wärmeres Klima nach dem Süden, nach Rumänien zu bringen, von wo sie dann nach Beendigung des Krieges, von den Engländern feierlich abgeholt, in ihre Heimat zurückkehrten.

Die Frühgeschichte des Buddhismus hat sich zum Teil im Heimatlande der Nepalesen abgespielt. Schon um das Jahr 230 n. Chr. wird Nepal in indischen Inschriften erwähnt. Die Brahmanen gelten als die berufsmäßigen Kenner der gottesdienstlichen Formen. Aus den anfänglichen Hauspriestern der Könige wurden die Hausmeier, die an den Höfen der kleinen Gaufürsten in die Höhe stiegen. Die Kasten sonderten sich im Zusammenhang damit als Priester, Krieger,





Oben: Rituelle Hindukūche aus dem Sonderlager Wünsdorf. Brotfladen werden aus bestem Weizenmehl gebacken. — Unten: Rituelle Ziegenschlachtung auf dem Dasahra-Feste der Gurkhas. (Weltkrieg.)





Oben: Gurkhas (nur Männer) in Feſtkleidung auf dem Daſahra-Feſte im Inderlager Wünsdorf. — Unten: Volkslieder und Geſchichten der Gurkhas werden von Prof. Doegen auf die Lautplatte gebannt. Ort: Wünsdorfer Gurkhalager. Der Kommandant des Lagers wohnt der Aufnahme bei. (Weltkrieg.)

Bauern, Knechte scharf gegeneinander ab. Umständliche Zeremonien für Sühne und Reinigung, mysteriöse Zaubermittel zur Bezwingung der schädlichen Naturkräfte wandten die Gurkhas in den Lagern an. Um die großen Götter wimmelt es von niederen Geistern guter und böser Art, mit denen man ins Verhältnis kommen muß; dazu die Seelen der Verstorbenen, die Väter der Familie, denen die Nachkommen Speisen zutragen und die dafür in dem Ergehen ihrer Familie Interesse beweisen.

Die Gurkhas im Wünsdorfer Lager schienen in religiösen Dingen ziemlich gleichgültig. Nur empfanden sie wahre Furcht vor Dämonen und Gespenstern. Von ihrem Dasein waren sie fest überzeugt. So erzählten sie, daß sie diese Gespenster zu Hause des Nachts an dem Ufer des Flusses gesehen hätten. Andere wieder wollen unter den Kiefern im Mondschein auf dem Friedhof des Lagers ihre toten Kameraden als Geister geschaut haben, wie sie auf und ab wandelten, wie sie in der Gestalt eines Stück Lumpen oder Strickes als kopflose Dämonen mit Augen auf der Brust dahinschwebten.

Vor Deutschlands Macht und Kultur und vor der Freundlichkeit seiner Bewohner hatten die Gurkhas gewaltige Hochachtung, und sie haben gesagt, „daß sie, solange sie den Rock des Königs von England trügen, ihre freie Meinung über alles Gute, was ihnen in den deutschen Lagern widerfahren sei, nichts sagen dürften. In der Heimat wollten sie ihren Frauen, Kindern und Angehörigen erzählen, wie gut man sie behandelt und verpflegt hätte in Deutschland." So sind sie denn mit dem Wunsche von uns geschieden, daß in einer künftigen Geburt sich unsere Wege wieder kreuzen möchten.

## Die arischen Inder: Die Radschputen

Die Radschputen sind die Angehörigen des nordindischen Kriegeradels. Das Wort „Radschput" bedeutet „Königssohn", „Prinz", d. h. also jemanden, der aus einer Familie stammt, welche nach der indischen Kastenordnung zum Ausüben der Königswürde berechtigt ist.

Die Radschputen selbst bezeichnen sich auch als Thakur. — Das Wort „Thakur" bezeichnet einen Herrn in jedem Sinne, es wird nicht nur als ehrende Anrede für Adlige, Priester, Götter angewandt, sondern hat vielfach auch die Bedeutung eines Titels gewonnen, der etwa mit unserem „Graf" gleichgesetzt werden kann, weil er nicht nur Grundbesitzern, sondern auch den Herrschern über kleine Fürstentümer zusteht. Der Titel „Thakur" wurde auch von Königen verliehen, so z. B. einem bengalischen Brahmanengeschlecht, welches das Wort „Thakur" — anglisiert „Tagore" — als Familiennamen annahm.

Radschputen finden sich in ganz Indien, hauptsächlich aber im Pandschab, in Bengalen, sowie auch in Radschputana. Sie haben dieser Landschaft sogar den Namen gegeben. Nach der indischen Volkszählung von 1911 betrug die Gesamtzahl aller Radschputen 9 430 000.

Nach ihrer eigenen Überlieferung sind die Radschputen die Nachkommen der alten Kschatrijas. Indischer Überlieferung zur Folge sollen die vier Kasten

(Gesellschaftsklassen) aus den Gliedern der Urmenschen, der Purusha, der Personifikation der ganzen Natur, hervorgegangen sein. So heißt es in dem berühmten Puruschalied (Rigveda 10, 90):

„In wieviel Teile ward er umgewandelt,
Als sie zerstückelten den Puruscha?
Was ward sein Mund, was wurden seine Arme,
Was seine Schenkel, seine Füße da?
Zum Brahmana ist da sein Mund geworden,
Die Arme zum Radschanja sind gemacht,
Der Vaischja aus den Schenkeln, aus den Füßen
Der Schudra damals ward hervorgebracht."

Die Legende über den Ursprung der Radschputen zeigt deutlich, welche Stellungnahme ihnen in der indischen Gesellschaft zukommt; sie stehen den aus dem Munde des Urwesens hervorgegangenen Priestern an Rang und Ansehen nach, stehen aber höher als die Kaufleute und die unreinen Schudras, welche niedrige Dienste zu verrichten haben.

Die heutigen Radschputen betrachten sich als die geraden Nachkommen der Arier, die einige Jahrtausende vor Christus in Nord-West-Indien eindrangen. Sie brüsten sich mit der Reinheit ihres Blutes und suchen diese durch Stammbäume zu beweisen.

Im Wünsdorfer Lager wurden die Radschputen oder Thakurs erlebt als fast durchweg große, schön gewachsene, bartlose Menschen, die eine stolze Haltung und ein höfliches, ritterliches Wesen zur Schau trugen. Darum werden sie auch von der englischen Regierung als außerordentlich tüchtige, vornehme Garde geschätzt. Jeder Engländer kennt „Der englischen Königin Radschput-Leibwach-Regiment". Auch im Weltkriege haben sie für England als entschlossene, niemals zurückweichende Frontsoldaten gekämpft. Stets eingedenk ihres Ranges, hielten sie es für unter ihrer Würde, ein Handwerk oder ein Gewerbe zu betreiben; die meisten von ihnen besaßen auch nicht genug Bildung, um eine Regierungsstellung zu bekleiden. So blieb ihnen nur die Möglichkeit, durch Ackerbau oder als Soldaten ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Als Landwirt ist der Radschputat zunächst nicht übermäßig erfolgreich, weil er, wenn dies irgendmöglich ist, nicht selbst Hand anlegt, sondern sich auf andere verläßt. Er liebt es, soweit ihm dies seine Mittel erlauben, den großen Herrn zu spielen. Er übt daher eine großartige Gastlichkeit aus und macht bei Gelegenheit von Hochzeiten und Totenbestattungen so große Aufwendungen, daß er Schulden machen und sich Geldverleihern in die Hände geben muß. Den Erfordernissen der modernen Zeit zeigt er sich oft nicht gewachsen, sein würdevolles Benehmen, seine angenehmen Umgangsformen machen ihn seit jeher aber zu einem gern gesehenen Gesellschafter europäischer Reisender.

Innerhalb der Radschputenkaste herrscht Endogamie, d. h. Radschputen dürfen nur Radschputinnen heiraten. Bei den einzelnen Stämmen, in welche die Kaste zerfällt, hingegen besteht die Exogamie, und zwar in der Form der sogenannten Hypergamie, d. h. ein Radschput muß seine Tochter an einen Clan (Sippe)

verheiraten, der jedenfalls nicht geringer, wenn möglich, aber angesehener ist als der seinige. Diese Sitte hat weitgehende Folgen gehabt. Der Ehrgeiz des Thakurs, eine vornehme Partie für seine Tochter zustande zu bringen, nötigt ihn zu großen Geldausgaben, weil der Schwiegersohn natürlich auf eine bedeutende Mitgift und eine pompöse Hochzeitsfeier Wert legt. Die Unmöglichkeit, ihre Töchter standesgemäß verheiraten zu können, hat früher viele Radschputen veranlaßt, weibliche Kinder gleich nach der Geburt zu beseitigen. Die Folge dieses Brauches war natürlich die, daß die Mädchen sehr selten wurden. So machte die Seltenheit der Mädchen es vielen Radschputen unmöglich, eine passende Braut zu finden. Wenn die Radschputen aber durch Inanspruchnahme eines Heiratsvermittlers schließlich eine Frau gefunden haben, dann soll es oft vorkommen, daß die Mädchen von angeblich hoher Geburt, die ihnen zugeführt wurden, in Wahrheit geringer Herkunft sind. In vielen Fällen wird so der Gatte das Opfer eines überlegten Betruges von seiten des Vermittlers, häufig wird aber auch die Verbindung von dem Clan als ein notwendiges Übel hingenommen, und selbst wenn ein Mann erkennt, daß er betrogen wurde, so hält ihn die Furcht vor einem öffentlichen Skandal davor zurück, den Betrug an die große Glocke zu hängen.

Ihrer Religion nach sind die Radschputen in der weit überwiegenden Mehrzahl Hindus (vgl. Abschnitt „Das Wesen der Inder in Religion und Kaste").

Als Dinge und Wesen, denen die Radschputen ihre Verehrung weihen, sind zunächst aus dem Pflanzenreich der Feigenbaum, der Belbaum und die Tulsistaude (das Basilienkraut) zu erwähnen. Von den Tieren, die als heilig gelten, nimmt die Kuh den ersten Platz ein, deren fünf Erzeugnisse: Milch, saure Milch, Butter, Urin und Dung zu Reinigungszwecken vielfach Verwendung finden. Vögel, die Vorzeichen geben, werden sorgfältig geschützt; die Taube, die als Vogel der Liebe mit dem Krischna-Kult in Verbindung gebracht wird, wird in jedem Haus in Radschputana gefüttert; wie in ganz Indien erfreuen sich auch die Schlangen eines ausgedehnten Kults. Die Heldenverehrung ist ein hervorstechendes Charakteristikum des Glaubens der Radschputen. Jede Sippe hat ihren Schutzpatron. Die Bilder dieser halbgöttlichen Wesen pflegten die Radschputen früher mit sich in die Schlacht zu nehmen. Neben der Verehrung von Schutzpatronen spielt der Ahnenkult eine große Rolle: Die Geister der Verstorbenen werden durch Opfergaben gespeist. Besondere Ehrerbietung wird ferner den Frauen erwiesen, die sich mit dem Leichnam ihres Gatten verbrannt haben. Von den größten Göttern des Hinduismus werden vor allem Schiwa und seine Gemahlin Durga sowie Vischnu in seiner Inkarnation als Krischna (zum Gott erhobener Held) verehrt.

Schließlich schwärmten die Radschputen im Lager, wie in eine traute Erinnerung versunken, von ihrer Hauptstadt: Udaipur. Diese alte Hauptstadt aus dem Jahre 1568 hat bis heute ihren alten Glanz bewahrt und steht jetzt noch als ein Denkmal echt rasputischen Rittertums, wie es im Mittelalter glänzte. Darüber berichtet in anziehender Weise Graf Keyserling in seinem Reisetagebuch:

„In götterwürdiger Pracht und Größe ragt das Königsschloß im Hintergrunde auf. In der terrassenförmig ansteigenden Stadt drängt sich das Volk;

stolze Ritter sprengen einher, weiblich-schöne Epheben lehnen scherzend vor den Waffenschmieden, und wieder und wieder zerteilt die dunkle Masse eines Elefanten das schimmernde Gewoge der Menschen. In den Gärten, woselbst seltene Blumen sprießen und Marmorfontänen um die heißeste Mittagszeit weithin erfrischende Kühle verbreiten, flattern Märchenvögel umher, schön wie Juwelen. Den See, in dem Udaipur sich spiegelt, bevölkern Ibisse, Löffler und Marabus, den Menschen Freund; am Ufer treten Hindinnen und Gazellen zutraulich zum Lustwandeln hinaus. Die Inseln sind von köstlichen Kiosken geschmückt, die zu heimlichen Freuden laden. Goldene Gondeln, von denen Gesang und Zimbelklang herübertönt, durchgleiten die Fluten. Und wenn es Abend wird, wenn die Sonne auf dem Marmor der Paläste abgeklungen ist und der See sich vom Purpur ins Violette und von diesem ins Unsichtbare verfärbt hat, läuten silberne Glöckchen die Märchenstadt zur Ruh."

---

# Die Sikhs, die indischen Löwen

Unter den Rassen und Gesellschaftsklassen (Kasten), die das indische Kolonialheer so berühmt gemacht haben, nehmen zweifellos die Sikhs die erste Stelle ein. Sie tragen nicht nur in großer Zahl die heimatliche Uniform des Kaisers von Indien und Königs von England, sondern sie werden auch von Großbritannien als das Rückgrat der britischen Wehrmacht im Osten der Erde gewertet.

Im Wünsdorfer Lager fielen die großen, stattlichen, schlanken, kriegerischen, aber doch freundlichen Reiter durch ihren umfangreichen schwarzen Vollbart sofort auf. Und als man sie fragte, warum sie diese Bärte tragen, antworteten sie, daß sie aussehen wollten wie „Löwen". Wie Löwen wollten sie kämpfen, wie sie einst gegen die Mohammedaner gekämpft hatten, als diese in Indien einfielen.

Jeder Sikh bezeichnete sich daher auch als „Singh", was eben „Löwe" bedeutet und zu gleicher Zeit besagt, daß er Mitglied der Kriegerkaste ist.

Die meisten freilich von denen, welche die hochgewachsenen Sikhs mit ihren großen Turbanen und langen Bärten auf dem Schlachtfelde oder im Gefangenenlager gesehen haben, kennen nicht die Geschichte dieses merkwürdigen Stammes, der seinen Ursprung nahm in einer friedlichen Sekte von Gottsuchern, die durch die weitschauende Politik ihrer Führer zu einer großen nationalen Gemeinschaft wurde, welcher der Kampf als die hervorragendste Lebensaufgabe des Mannes gilt.

Ihrer ethnographischen Zugehörigkeit nach unterscheiden sich die Sikhs nicht wesentlich von den Hindustämmen des Pandschab (= 5 Ströme, die vom Indus und seinen Nebenflüssen durchströmte Landschaft im Nordwesten Indiens); der Kern wird gebildet von einem kräftigen, hochgewachsenen Volksschlag, der im Nordwesten Indiens einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung ausgemacht hat, doch sind auch andere Elemente in die Gemeinde der Sikhs aufgenommen worden. Der Besitz einer besonderen Religion und eigentümlicher Sitten,





Oben: Iranische Völker: Afghanen und Belutschen lernen aus deutschen Büchern. Unten: Sikhs (mit Vollbart) und Radschputen — arische Inder — werden über Deutschland belehrt und aufgeklärt. (Weltkrieg.)



Französische Kolonialsoldaten. Gurkhas aus Nepal, am Fuße des Himalaya.



Betende Russen. Ort: Kirche im Lager Wahn bei Köln (Weltkrieg).

ſchließlich auch die auffallende Kleidung und andere hervorſtechende Äußerlichkeiten haben den Sikhs jeher einen beſonderen Typus verliehen, der ſie deutlich von den anderen Bewohnern des Fünfſtromlandes abhebt.

Die Gemeinde der Sikhs wurde gegründet von Nanak, einem frommen Wanderprediger, der ebenſo, wie dies ſchon viele gleichgeſinnte Männer vor ihm getan hatten, im Lande umherzog, um ſeine religiöſen Lehren zu verbreiten. Nanak wurde 1469 im Dorfe Talvandi, unweit von Lahor, als Sohn eines Landmanns aus der Kaſte der Khatris geboren. Nach einer Jugend, die von der Legende mit vielen märchenhaften Zügen ausgeſchmückt wurde, heiratete er, erzeugte zwei Söhne und war einige Zeit hindurch als Magazinverwalter des Gouverneurs Daulat Khan in Sultanpur tätig. Dieſe weltliche Beſchäftigung befriedigte ihn jedoch nicht, er dachte lieber über das Weſen Gottes nach und erörterte mit heiligen Männern der Hindus und der Mohammedaner religiöſe Fragen. Sein gottgerichteter Sinn ließ ihn den Entſchluß faſſen, allem Irdiſchen zu entſagen, und ſo zog er denn in Begleitung des Spielmanns Mardana in die weite Welt hinaus. Er durchwanderte Indien in allen Himmelsrichtungen und ſoll auf ſeinen Reiſen auch die angrenzenden Länder, ſogar Ceylon, Mekka, Medina und Bagdad, beſucht haben. Am Ende ſeines Lebens begab er ſich nach Kartarpur im Pandſchab, wo er im Oktober 1538 ſtarb.

Seit 1849 ſtehen die Sikhs unter britiſcher Herrſchaft, teils unmittelbar, teils als Untertanen einer Reihe von Staaten, welche der britiſchen Krone tributpflichtig ſind. Ihrer kriegeriſchen Tüchtigkeit wegen nahmen viele in der anglo-indiſchen Armee Dienſte und gelten als die zuverläſſigſten Truppen derſelben, ſeitdem ſie auch während der Revolution von 1857 loyal geblieben waren. Die Zahl der über ganz Indien zerſtreuten, hauptſächlich aber im Pandſchab lebenden Sikhs überſteigt drei Millionen. Der Gottesdienſt der Sikhs beſteht hauptſächlich in dem Rezitieren der heiligen Hymnen des Granth. Eine große Rolle bei demſelben ſpielt eine Art Kommunion, die Austeilung des „Karah praſad", einer aus geklärter Butter, Mehl und Zucker unter Beobachtung beſonderer Zeremonien hergeſtellten Speiſe. Die Tempel ähneln denen der Hindus, nur enthalten ſie keine Götzenbilder; an ihrer Stelle wird der Granth verehrt. Das heilige Buch liegt, wenn nicht gerade Schriftverleſung ſtattfindet, gewöhnlich, in prächtige Decken gehüllt, auf einem erhöhten Piedeſtal, über dem Prieſter Pfauenfedern ſchwingen. Die Toten werden, wie dies bei allen Hindus üblich iſt, verbrannt. Schließlich eine anziehende Geſchichte, die ein Sikh erzählte, die

### Geſchichte vom Papagei und dem Affen.

Ein Papagei und ein Affe ſaßen in einem Walde auf einem Baum. Plötzlich fing es an ſtark zu regnen. Da baute ſich der Papagei ein Haus und wohnte darinnen recht bequem. Der Papagei ſagte dann zu dem Affen, der im Regen ganz naß geworden war: „Mein lieber Affe, deine Hände und Füße ſind ſtark und geſund wie die eines Mannes. Warum ſitzt du im Regen und wirſt naß? Du wirſt dich erkälten. Lieber Bruder Affe, kannſt du dir denn nicht auch ein kleines Haus bauen, um darin zu wohnen?" Der Affe erwiderte dem Papagei: „Bruder Papagei, ich bin nicht ſo geſchickt, daß ich mir ein eigenes Haus bauen kann, aber, Bruder Papagei, ich habe Kraft genug, dir das Haus auf einmal

zu zertrümmern." Mit diesen Worten machte er einen Sprung und zerstörte das Haus des armen Papageis, so daß er vor Kälte starb.

Und dieser Affe, so sagte der Sikh, ist der „indische Löwe", der immer seinen Gegner vernichtet.

---

## Die indischen Mohammedaner

Von den 315 Millionen, welche nach der Volkszählung des Jahres 1911 die Bevölkerung Indiens ausmachten, waren mehr als 66 Millionen Mohammedaner. Ihre gewaltige Mehrheit setzt sich aus den Nachkommen der zum Islam bekehrten indischen Volksstämme zusammen, und nur eine kleine Minderheit stammt von den Scharen ab, die als Eroberer ins Land gekommen waren. Am frühesten unternahmen die Araber ihre Eroberungszüge, die bis zum Industal führten. Als Kaufleute standen die Araber von alters her mit der Südwestküste in dauernder Verbindung, und die kriegerischen Moplahs, welche noch 1921 ernste Unruhen hervorriefen, entstammen nach der herkömmlichen Meinung den Ehen, welche die Araber mit einheimischen Frauen geschlossen hatten. Dagegen war der erste mohammedanische Herrscher, der Raubzüge bis tief in das Innere des Landes unternahm, Mahmud von Ghazni, ein Türke, dessen Nachkommen das Gebiet von Lahore noch bis Ende des 12. Jahrhunderts beherrschten.

Die zum Islam bekehrten Hindus, deren Nachkommen die Massen der heutigen indischen Mohammedaner darstellen, hatten hauptsächlich, aber keineswegs ausschließlich, den unteren Kasten angehört; so haben manche Radschputenkasten mohammedanische Unterabteilungen. Besonders zahlreich sind die mohammedanischen Weber, die die Einrichtungen des Kastenwesens beibehalten haben. Es ist mehrfach vorgekommen, daß fanatische Herrscher gewaltsam ihre Untertanen zum Übertritt zum Islam gezwungen haben, aber solche Versuche sind vereinzelt und auch dann manchmal kurzlebig geblieben.

Als die Engländer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Herrschaft in Indien begründeten, war das Reich des Moguls bereits in Auflösung begriffen.

Die Sprache der mohammedanischen Verwaltung war das Persische gewesen, dessen sich denn auch die Chronisten der mohammedanischen Periode ausschließlich bedienten. Auch die in der Verwaltung beschäftigten Hindus hatten es erlernt, und noch bis in unsere Zeit hinein hat es von Hindufürsten beherrschte Staaten gegeben, in denen das Persische von den Kanzleien verwandt wurde. Die Engländer aber schafften die persische Verwaltungssprache in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ab und führten an seine Stelle das Englische ein.

Mohammedanische Lanzenreiter haben von jeher in der englischen Armee eine wichtige Rolle gespielt, und auch am Weltkrieg haben vor allem Mohammedaner aus dem Pandschab und aus den Grenzprovinzen in großer Zahl teilgenommen, neben ihnen auch Mohammedaner aus dem Gebiet von „Hindustan"

im engeren Sinne und Moplahs aus dem Süden. Die Erzählungen und Lieder, welche im Gefangenenlager aus dem Munde indischer Mohammedaner erklangen, stammen meistens von Soldaten, die im Pandschab zu Hause waren.

Im Wünsdorfer Halbmondlager saßen diese Mohammedaner häufig vor den Stufen der Eingangspforte der Moschee, die ihnen die deutsche Lagerverwaltung für ihren Gottesdienst gebaut hatte (vgl. Bild). Weithin grüßte über den grünen Rasen das weiße Bethaus mit dem Minarett, von dem morgens und abends um 6 Uhr Gebetsrufer, genannt Muezzin, die Gläubigen zum Bethaus rief. Seine singende, klingende Stimme hallte wie Glockenklang übers Lager und wurde so eigentlich das Sinnbild des großen Wünsdorfer Sonderlagers. Es ist derselbe Gebetsruf, den man auch sonst in anderen mohammedanischen Ländern, wie z. B. Nordafrika, Türkei, vernimmt. Er lautet in deutscher Übersetzung:

Allah ist groß, Allah ist groß!
Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah!
Ich bezeuge, daß Muhammed der Gesandte Allahs ist!
Auf zum Gebet, auf zum Gebet!
Auf zum Heil, auf zum Heil!
Allah ist groß, Allah ist groß!
Es gibt keinen Gott außer Allah!
La ilaha illalla!

## Afghanen und Belutschen werden über Deutschland aufgeklärt

Die Afghanen und Belutschen gehörten zu den Völkern des Irans (vgl. Bild) und bildeten einen Teil der englischen Kolonialtruppen. Auch ein Ureinwohner des Landes, ein echter Brahui, war da. Wie Kinder lauschten sie den Vorträgen über Deutschland, ja, sie bemühten sich, die deutsche Sprache zu lernen. Dankbarst nahmen sie alle Lehren an, und wenn sie aus England besondere Speisen, Schokoladen und andere Genußmittel erhielten, mußte man von ihnen ein Stück annehmen, sonst wären sie tief beleidigt gewesen.

Der Name ihrer Heimat: Iran, auch Irun gesprochen, ist eine jüngere, bei den Persern entstandene Form des Namens Arier, womit sich die nach Indien und Persien eingewanderten Indogermanen bezeichneten. Die Geschichte ihres Landes geht weit, weit zurück. Zum erstenmal werden im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts vor der Zeitwende in den Berichten des assyrischen Königs Sargon (722 v. Chr.) über seine Feldzüge im nördlichen Persien ansässige Stämme mit diesem Namen Arier bezeichnet. Aber schon ein Jahrhundert früher werden in den Inschriften der assyrischen Könige die Meder genannt. Unter den iranischen Stämmen sind sie die ersten gewesen, die ein größeres Reich begründeten. Es würde hier zu weit führen, die ganze geschichtliche Entwicklung des Landes zu geben.

Nach dem Eindringen der Araber haben die Iranier die Lehre des Mohammed, den Islam, angenommen, und haben diese Religionsform bis auf den heutigen Tag bewahrt. Man unterscheidet: Afghanen und Belutschen.

Die Lieder und Gesänge dieser iranischen Völker sind für die europäischen Begriffe wahrhaft exotisch (fremdländisch), und wenn von den wenigen Iraniern, die im Lager waren, der Afghane seine Ghasele mit hell klingender Fistelstimme sang, lauschten die anderen Mohammedaner andächtig den fremdartigen Klängen. Stundenlang konnte der Afghane so seine Ghasele vortragen. Deutschland wurde von den iranischen Gefangenen sehr hoch geschätzt. Sie wollten alles wissen und fragten oft, bis in die tiefste Nacht hinein, den Fachgelehrten über Deutschlands Lebensverhältnisse aus. Sie verehrten ihre deutschen Betreuer, besonders einen alten Gelehrten, der mit einem schon etwas verblichenen Lodenmantel das Wünsdorfer Lager täglich besuchte. An einem Sonnabend aber überreichten sie ihm aus Dankbarkeit einen schwarzen, aus feinstem englischen Stoff gewebten Pelerinenmantel, der eigens in London bestellt war. Betroffen wußte der Gelehrte nicht, was er tun sollte. Aber schließlich mußte er das Geschenk annehmen, wollte er die Iranier nicht beleidigen.

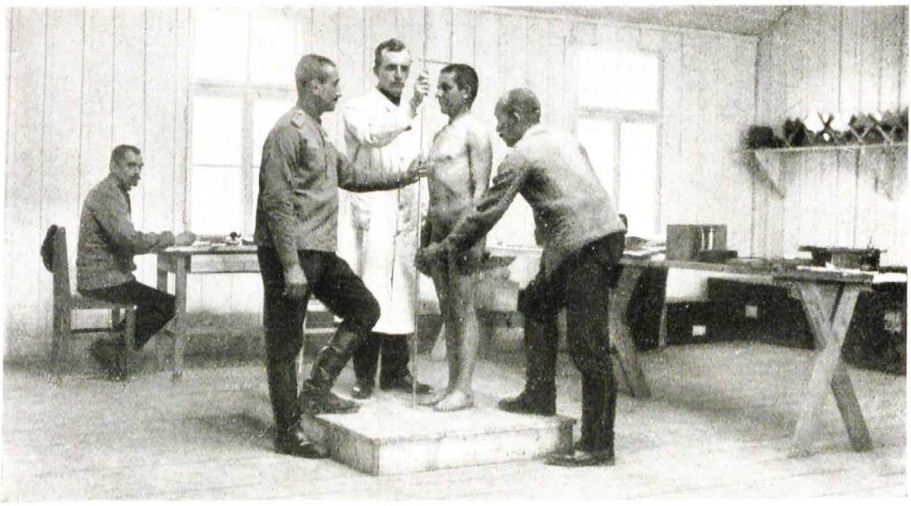
---

# Der Serben Heldenlieder und Dudelsackklänge

## Das Völkergemisch in Jugoslawien

Ein trüber Abend fiel. Hier und da blinkten einige Laternen in der Ferne. Still lag das Lager; nur aus einer Baracke drangen von ferne sehnsuchtsvolle Klänge eines Dudelsackes, unterbrochen durch schwermütige, weiche weinende Klänge in den höheren Lagen. Man kam näher, man trat in die Baracke. Ganz hinten in der Ecke stand ein hochgewachsener Serbe, der den Dudelsack blies. Um ihn herum lagerten auf dem Boden seine Kameraden und lauschten andächtig den geliebten Heimatklängen. Der Serbe aus den fernen Bergen hatte sich sein Instrument selbst gefertigt. (Vgl. Bild.) An einen Schafsmagen hatte er eine selbstgeschnitzte Flöte mit einfachem Bindfaden gebunden, und, indem er nun in den Schafsmagen, der als Blasebalg diente, die Luft hineinblies, spielte er die Flöte.

Serbische Kriegsgefangene waren meist im ehemaligen Österreich-Ungarn, zum weitaus größten Teil im heutigen Großdeutschland, untergebracht. Wo sie aber interniert waren oder von den Lagern aus auf Arbeitskommandos arbeiteten, war man durchweg mit ihnen sehr zufrieden, da sie sich als still, genügsam und fleißig bewährten. So machten sie in den Lagern wenig Schwierigkeiten. Die gute Disziplin steckte ihnen in den Gliedern. Man erkannte bald, daß man das eigentliche Volk, das arbeitsam seinem Berufe nachging, nicht mit aufgeregten Kaffeehauspolitikern der Großstadt Belgrad identifizieren dürfe, von denen man in Deutschland allein gehört hatte. Jeder fand Gefallen an diesen durchweg schönen und schlank gewachsenen Gestalten mit den langgeformten Gesichtern und der großen, an der Wurzel leicht gebogenen Nase. Besondere Freude aber



Anthropologische Messungen im Lager Eger unter der Leitung von Prof. Pöch (†) und Prof. Weninger von der Wiener Universität.



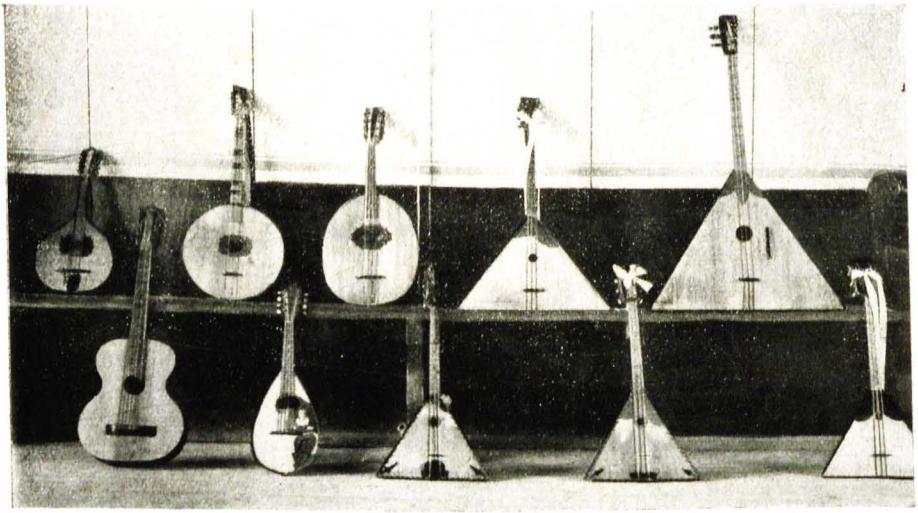
Gefangener Rumäne

Wissenschaftliche Untersuchungen an den Vertretern der zahlreichen gefangenen Völker in deutschen Gefangenenlagern vervollständigen das Bild von unseren Gegnern.



Sprachaufnahme im Lager Gießen.





Oben: Russisches Balalaika-Orchester spielt in der von Russen selbstgebauten, mit reichem Holzschnitt verzierten Kirche des Kriegsgefangenenlagers Frankfurt an der Oder. — Unten: Von Russen selbstgefertigte Instrumente. Dreieckige Form: Balalaika, man unterscheide: Baßbalalaika (größte), Tenorbalalaika, Altbalalaika, Sopranbalalaika (kleinste). Runde Form: Bandura, man unterscheide: Baßbandura (größte), Tenorbandura, Altbandura (kleinste). Gitarre (unten links), daneben Mandoline. (Weltkrieg.)

hatten an ihnen unsere sorbischen (wendischen) Bauern in der Lausitz, denen es möglich war, sich auch sprachlich mit ihnen zu verständigen. Nicht als ob das Sorbische und Serbische sich unter den slawischen Sprachen so besonders nahestehen, aber es ist das Charakteristische der slawischen Sprachen überhaupt, im Gegensatz zum Beispiel zu den germanischen und romanischen Sprachen, daß sie sich in ihrer Entwicklung nicht so weit voneinander entfernt haben, daß eine Verständigung zwischen den einzelnen slawischen Volksstämmen nicht doch möglich bleibt. Rührend war die Sehnsucht, mit der sie an ihrer Heimat hingen. Wenn sie im Herbst gegen Abend in der Baracke saßen — die Dämmerung verbreitete nur noch ein gedämpftes Licht, und im Hintergrunde sah man durch die Fenster die niedrigen Tannen der Ebene des Lagers von Königsbrück bei Dresden —, wenn dann der kleine alte Zigeuner mit der gelben Pergamenthaut zur Gusle die alten Heldenlieder vortrug, da verbreitete sich eine weiche, schwermütige Stimmung. Es waren Stunden, die immer unvergeßlich bleiben werden. Daher sind lebendig bis auf den heutigen Tag im Volksglauben die freiheitlichen Heldenlieder geblieben. Zur „Gusle", ein einfaches, violinartiges Instrument, mit Drahtsaiten bespannt, rezitieren Heldensänger oft stundenlang hintereinander in einfacher, aber zu Herzen gehender Form vaterländische Lieder, die die Kriegsgeschichte des eigenen Volkes, aber auch Märchen aus uralter Zeit verkörpern. Diese Heldensänger werden im Serbenlande hoch geschätzt und verehrt.

Das vom deutschen Soldaten im Weltkrieg gerecht behandelte Serbenvolk ist in dem englischen Krieg gegen Großdeutschland wiederum zu den Feinden Deutschlands getreten.

Wie schon im Jahre 1903 eine serbische Verschwörerclique ihren König Alexander, den letzten der Obrenowitsch, ermordete, wie dann 1914 in Sarajewo von Deutschlands Feinden verhetzte Elemente durch Mord den Weltkrieg entfesselten, so haben Ende März 1941 die gleichen verbrecherischen Kreise ihre eigene Regierung, die in einsichtiger Weise mit dem mächtigen Großdeutschland zusammenarbeiten wollte, gestürzt und ihr Land in einen aussichtslosen Krieg hineingetrieben. Nach zwölftägigem Ringen hatte die deutsche Wehrmacht die Serben besiegt; Jugoslawien wurde zerschlagen.

Jugoslawien war eine „Neuschöpfung" der Entente des Weltkrieges, welche den Serben Montenegro, Teile des Krain, von Steiermark und Kärnten, Dalmatien, Bosnien, Herzegowina, Kroatien-Slawonien, Batschka und westliches Banat, sowie Teile von Bulgarien und Albanien als eine gewaltsame Zusammenfassung zugeführt hatte. Erst im Jahre 1929 wurde der Name „Jugoslawien" gebildet und eingeführt. Bis dahin war die Vielspältigkeit dieses Landes schon in seinem Namen „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen" sichtbar. Tatsächlich bestand dieses fast 15,9 Millionen Einwohner umfassende, künstliche Staatengebilde neben 7,1 Millionen Serben aus folgenden Volksgruppen:

4,2 Millionen Kroaten, 1,1 Millionen Slowenen, etwa 1 Million Mazedonier und Bulgaren, etwa 700 000 Albanier, 550 000 Deutsche, 420 000 Ungarn, 350 000 Rumänen, 120 000 Slowaken, 100 000 Türken und 200 000 Juden und Zigeuner. Demnach waren 8,74 Millionen Einwohner, also weit über die Hälfte

der Landesbevölkerung, Nichtserben. Die Serben gehören zur orthodoxen, Kroaten und Slowenen zur röm.-katholischen Kirche.

Jugoslawien und Griechenland haben als Hilfsvölker Englands durch eigene Schuld den Krieg im Lande; ihre verräterischen Regierungen tragen vor der Geschichte die volle Verantwortung für das Verbrechen des neuen Balkanbrandes.

## Die vielrassigen Neugriechen

Im Weltkrieg haben Griechen gegen Deutschland nicht als Feinde gekämpft. Eine zur Sicherung der Grenze angesetzte griechische Division war auf das von deutschen Truppen besetzte serbische Gebiet übergetreten, wo sie entwaffnet wurde. Als Gäste Deutschlands wohnten die Griechen in den Kasernen der Stadt Görlitz.

Die Griechen fielen damals auf als ein buntes Völkergemisch kräftiger Gestalten, meistens von hohem Wuchs; sie machten einen mutigen Eindruck. Viele zeigten einen finsteren Blick; anscheinend waren sie mit dem wenig kriegerischen Abschluß ihres kurzen Kriegsdienstes nicht einverstanden. Doch schon nach wenigen Monaten ihres Aufenthalts in Deutschland hatten ihnen deutsches Wesen und deutsche Kultur so viel Achtung vor ihrem Gastland abgerungen, daß ihr Auftreten durchweg freundlich wurde und zwischen der deutschen Bevölkerung und den griechischen Soldaten aller Grade ein gutes Einvernehmen herrschte. Diese Griechen stammten von den jonischen Inseln, den Kykladen, den nördlichen Sporaden und den kleinasiatischen Inseln. Auch waren viele Männer aus den verschiedenen Landschaften des Peloponnes, aus Mittel- und Nordgriechenland, ferner aus Mazedonien, Thrazien, aus den griechischen Landschaften Kleinasiens und aus Cypern beheimatet (Stämme, welche auch im jetzigen Kriege unsere siegreiche Wehrmacht kennenlernte).

Im besonderen wurde damals im Klang und im Bild u. a. ein griechischer Sänger mit seiner Lyra festgehalten (vgl. das Bild).

Die etwa 6,3 Millionen Griechen setzen sich aus einer Anzahl Rassen zusammen: Die weitaus größte Mehrheit — ganz besonders in Südgriechenland und auf den Inseln — sind Neugriechen, ein Mischlingsvolk aus den alten Hellenen mit slawischen, albanesischen, teilweise auch bulgarischen, romanischen und türkischen Einschlägen. Die noch unvermischt gebliebenen, stattlichen Albanesen (Arnauten, etwa 230 000) verkörpern die Nachkommen der alten Epiroten und Illyrer, die am zahlreichsten im nördlichen Griechenland und auf den Inseln Hydra, Spezzia, Paros und Salamis wohnen. Ferner leben noch etwa 22 000 Türken in Thessalien, etwa 6000 Walachen, sowie westeuropäische Franken, Juden und Zigeuner und wenige Armenier, letztere bekannt durch ihre alten Straßenlieder, in Griechenland. Dem Religionsbekenntnis nach sind die Einwohner meist Griechisch-Orthodoxe, nur 2 Prozent Mohammedaner und 1,3 Prozent Juden.

Die Sprache ist Neugriechisch, welche sich aus der spätgriechischen Gemeinsprache entwickelt hat und mit altgriechischen Buchstaben geschrieben wird. Die Albanesen aber haben ihre alte illyrische Grundsprache bis auf den heutigen Tag bewahrt.

# Von Geist und Kultur, Krieg und Sieg auf dem Balkan

Von Franz Hübner.

Der Balkan ist als eine geistige, kulturelle und politische Zone zwischen dem Abend- und dem Morgenland von jeher bekannt als der unruhigste Teil Europas. Das klassische Land politischer Zuchtlosigkeit und des Blutvergießens war immer Serbien, das eine Vorherrschaft von der Adria bis zum Schwarzen Meer anstrebte. Mehrmals in den Jahren vor dem Weltkriege versuchte der unwürdige und politisch verwilderte Kleinstaat Serbien einen europäischen Krieg zu entfesseln — bis er endlich durch die Schüsse von Sarajewo 1914 sein erstes Ziel erreicht hatte.

Seit Jahrhunderten hat der Südosten Europas unter dem Terror von Cliquen zu leiden, welche durch Blut und Mord immer wieder ihre größenwahnsinnigen Pläne zu verwirklichen suchten. Bezeichnend ist, daß Belgrad auf türkisch „Dar-el-Dschihad" heißt, das „Tor des Krieges".

Serbien wünschte und wollte den Krieg im Jahre 1914. Seine Soldaten haben sich gut geschlagen, haben tapfer gekämpft, trotzdem wurde Serbien bald besiegt.

Völlig anders war damals die Haltung Griechenlands. Unsere Feinde erlebten zunächst die Enttäuschung einer glatten Absage an Serbien. England verfuhr aber im Weltkriege wie heute nach dem gleichen System der Nichtachtung der Rechte kleiner Staaten und vergewaltigte Griechenland durch die Landung englischer und französischer Truppen in Saloniki — trotz Proteste der damaligen griechischen Regierung. Griechenland wurde gezwungen, sich unseren Feinden anzuschließen. Es hat aber, von geringen Einheiten abgesehen, nicht am Kampfe teilgenommen.

Im großdeutschen Freiheitskampf wurde Anfang April 1941 Griechenland wieder durch die englische Politik in den Krieg gehetzt. Es ist und bleibt eine geschichtliche Tatsache, daß England planmäßig diesen Balkankrieg 1941 entfesselt hat, um durch das notwendig gewordene Eingreifen Deutschlands Zeit zu gewinnen — in der Hoffnung auf inzwischen eintreffende amerikanische Hilfe. Deshalb wurde in England der unerwartet schnelle Ablauf des gewaltsam entfachten Balkanbrandes sehr schmerzlich empfunden.

Wie in dem von der herrlichen deutschen Wehrmacht zerbrochenen Jugoslawien hatte England auch hier mit dem sehr schwierigen Gelände des Balkans gerechnet, Berechnungen, welche wieder nicht die überlegene Strategie der deutschen Führung, das planmäßige kühne Vorwärtsstürmen der mittleren und unteren Truppenführung und vor allem die Ausdauer und den entschlossenen Mut unserer Soldaten gebührend berücksichtigt hatten.

Die britisch-griechische Front wurde von der deutschen Wehrmacht mit Schwung und großer Durchschlagskraft in wenigen Wochen eingedrückt, durchstoßen, zerschlagen und aufgelöst.

Wo einst Olympia und Sparta blühten, inmitten der klassischen Welt kämpften deutsche Soldaten gegen tapfere Griechen und verzweifelt sich wehrende britische Nachhuttruppen.

Wie in Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich mußten auch auf dem Balkan die in die englische Politik gepreßten Hilfsvölker ihren Blutzoll zahlen. Griechen, kleine Reste der jugoslawischen Armee, Neuseeländer und Australier mußten die fliehenden Engländer decken. Und dennoch haben wir gesiegt, obgleich — wie im ehemaligen Jugoslawien — die Natur des Landes den Verteidigern außerordentlich begünstigte Verteidigungsstellungen bot. Kaum hatte der Krieg auf dem Balkan begonnen, da kündeten die Wehrmachtberichte mit klaren und knappen Worten die Niederwerfung Jugoslawiens und die schwere Erschütterung der griechischen und englischen Truppen. Am 2. Mai 1941 konnte das Oberkommando der Wehrmacht bekanntgeben, daß sich auf dem griechischen Festlande kein kämpfender Brite mehr befindet. Auch auf den Inseln vor den Dardanellen gebietet der deutsche Soldat, wie Ende Mai auch auf Kreta.

Die gut bewaffnete und modern ausgerüstete Wehrmacht des jugoslawischen Staates in einer Kriegsstärke von 1,4 Millionen Mann und die mehrere Hunderttausend Kämpfer zählende Wehrmacht Griechenlands, verstärkt durch 60—70 000 Briten, wurde, dank der hervorragenden Ausbildung und Ausrüstung der deutschen Truppen, in wenigen Wochen mit außerordentlich geringen eigenen Verlusten von uns restlos besiegt.

Der Führer und Oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht, Adolf Hitler, hat einen großen Teil der über 550 000 Gefangenen im Balkanfeldzug, Volksungarn und Kroaten, sofort freigelassen und mit dem ihm eigenen staatsmännischen Weitblick allen griechischen Gefangenen ebenfalls gleich nach Abschluß unserer Operationen die Freiheit gegeben. Die Ritterlichkeit des deutschen Soldaten aber ist weltbekannt. Die jugoslawischen Gefangenen vertrauten sich ihm gern an und halfen nach ihrer Entwaffnung z. B. steckengebliebene Fahrzeuge bereitwilligst flottzumachen. Die entlassenen griechischen Frontsoldaten konnten es erleben, daß sie, wo es irgend möglich war, auf deutschen Fahrzeugen oft tagelang mitgenommen wurden zur Rückkehr in ihre Heimat. Wie in dem langen Weltkriege und in den Feldzügen des Krieges 1939/1941 muß die Welt die grundanständige soldatische Haltung der Deutschen feststellen, die den einzelnen Gegner, der kämpfend in deutsche Gefangenschaft gerät, nicht für die Kriegshetze und die Maßnahmen seiner Regierung büßen läßt. Diese geschichtliche Tatsache trägt viel dazu bei, daß der aufmerksame Beobachter in allen Ländern der Erde erkennt, daß dieser Freiheitskrieg Großdeutschlands für Europa längst den Charakter einer schöpferischen Revolution junger Völker gegen eine morsche Welt angenommen hat.

Was Griechenland anbetrifft, soll daran erinnert werden, daß es durch deutschen Geist im vorigen Jahrhundert neu belebt wurde. Seine Hauptstadt Athen wäre vielleicht noch heute das Ruinenfeld einer versunkenen Stadt, wenn nicht 1832 nach der fast 400 Jahre währenden Türkenzeit König Otto aus dem

bayerischen Herrscherhause als erster Griechenkönig hier energisch mit dem Aufbau begonnen und dann Athen zur Residenz gemacht hätte.

Deutsche haben seit mehr als hundert Jahren die hohe Kultur des klassischen Griechenland ihrer Mitwelt verkündet, haben dieses Land voller Poesie geliebt, ein Land mit herrlicher Vegetation, Land einer beglückenden Blumenpracht unter dem blauen Himmel. Die Bewohner Griechenlands aber schätzten, ja verehrten bis auf den heutigen Tag Deutschland. Sie haben es erfahren, daß das antike Griechentum durch deutschen Geist der Kultur zurückgewonnen wurde, durch deutsche Denker, Forscher und Dichter entdeckt und erfühlt wurde, von denen am hellsten Namen von kultureller Weltbedeutung strahlen: Goethe, Nietzsche.

Die griechische Kultur in ihrer nahen Geistesverwandtschaft mit der germanischen Kultur wird geschätzt, gepflegt und geschützt durch das siegreiche Großdeutschland. Für die Welt ist dies schon äußerlich sichtbar und symbolisch: Neben der griechischen Fahne grüßt von dem hehrsten Heiligtum der Alten Welt, von der Akropolis in dem der Weisheitsgöttin Athene geweihten Bezirk die Fahne Großdeutschlands.

## Die Seele der Rumänen

Erlebnis im Weltkrieg.

Vor dem Bahnhof einer schlesischen Kleinstadt steht der Wagen des Lagerkommandanten eines Kriegsgefangenenlagers. Er wartet auf die angekündigten Gelehrten, um sie würdig zu empfangen. Schon verlassen die Gelehrten den Bahnhof, steigen ein, und nach kräftigem Händedruck eine lebhafte Unterhaltung. Der General fragt: „Was beschäftigen Sie sich denn mit diesen armen Teufeln, mit denen ist ja doch nichts anzufangen. Sie sind so schwach und verhungert, die sterben wie Fliegen dahin."

Es wurde ihm bedeutet: „Wir suchen die Seele des rumänischen Volkes in seinen Liedern und Märchen." Da winkte der liebe, alte Herr freundlich lächelnd ab und sagte scherzend: „Aber meine Herren, da werden Sie wohl vergebens suchen, die Leute haben ja gar keine Seele." —

Hier zeigte sich wie so oft, welche Tragik und welches Unverständnis bei gutem Willen und allem Entgegenkommen sich entwickeln kann, wenn die Sprache nicht die Brücke zwischen Hoch und Niedrig und von Mensch zu Mensch bildet. Für den, der die rumänische Sprache beherrschte und sich monatelang hineinversetzte in das Seelenleben dieser Leute, erschloß sich eine neue Welt. Allerdings machten die Rumänen zunächst den Eindruck vollständiger Verkommenheit; verhungerte und zerlumpte Gestalten. Sie waren noch nicht lange im Lager und trugen noch die Spuren der Entbehrungen bei der Fahrt durch Österreich, wo sie fast gänzlich ohne Verpflegung geblieben waren, an sich. Die Lagerverwaltung hatte unendliche Mühe, diesen balkanischen Gästen die nötige Ordnung beizubringen. Unterstützt wurde sie darin von drei sehr verständigen rumänischen

Offizieren, die diese kinderhaften Herden mit einer Handbewegung leiteten. Es war ein rührender Eindruck, wie hier Menschen blindlings ihrem Führer folgten, wie Schafe ihrem Hirten.

In keiner Gruppe der romanischen Völker ist eine solche Fülle von durchaus eigenartigen lyrischen Liedern, Romanzen, epischen Erzählungen, Legenden und kirchlichen Gesängen, von Tanzrufliedern und Hochzeitsgesängen, von Totenklagen und Zaubersprüchen entdeckt worden; die Flut inneren Lebens trugen diese scheinbar ganz kulturlosen braunen Gesellen der Donautiefebene in ihrem Herzen. Die Leute gewannen durch den Beistand der trefflichen rumänischen Dolmetscher sofort Vertrauen zu ihren Gästen und drängten sich geradezu heran, um alles, was sie konnten, bekannt zu geben. Es waren meist Analphabeten, die ihre Lieder, ihre Märchen, auch bei längerer Ausdehnung, unbedingt sicher rezitierten. So wurde erlebt, daß ein Erzähler über eine Stunde ein Märchen hersagte, ohne irgendwie aus dem Text zu kommen. Das Märchen wurde niedergeschrieben und am folgenden Tage Wort für Wort nach dem niedergeschriebenen Text kontrolliert. Die Lieder wurden meistens von Zigeunern unter Begleitung von einer oder mehreren Violinen gesungen. Diese Zigeuner fiedelten oft tief bis in die Nacht hinein, meist von der schwermütigen Harmonika begleitet, die sie mit seiner Kunst zu handhaben verstanden. Es war ein merkwürdiger Eindruck, dieses musizierende Lager in den Sommernächten aus der Ferne herüberklingen zu hören.

Und als später der Lagerkommandant den Verständigungsarbeiten der Fachgelehrten beiwohnte, war er tief gerührt. Die merkwürdig empfindungsvollen Lieder, die von Sehnsucht, Heimweh und Liebe sangen, ergriffen so des Kommandanten Herz, daß er stumm den Gelehrten die Hand drückte und sagte: „Ich habe der Seele der Rumänen gelauscht." Dem Fortreisenden aber blieb der Nachhall, daß ein lebendurchströmtes Volk auf die Heimkehr und die Wiederaufrichtung seines Vaterlandes wartete.

Nach mancherlei Irrungen hat das gesunde rumänische Volk zweieinhalb Jahrzehnte später, geführt von seiner völkischen Bewegung, seine Erneuerung unter dem Schutze des mächtigen Großdeutschen Reiches vollzogen.

## Die Russen in den deutschen Kriegsgefangenenlagern

Die Russen waren in den deutschen Kriegsgefangenenlagern am zahlreichsten vertreten (etwa 1½ Millionen). Es war selbstverständlich, daß die armen Russen in der schweren Not des Krieges keine zusätzliche Verpflegung aus der Heimat erhalten konnten, während die westlichen Völker ihren gefangenen Frontkämpfern so große Massen von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen schickten, daß sie reichlich andern davon abgeben konnten.

Woher kommt der Name Russe? Ursprünglich hießen alle Ostslawen, die im Reich Ruriks vereint waren, Russen. Die Bezeichnung „Kleinrussen" stammt von der geographischen Benennung Russia minor (Kleinrußland), womit man zuerst im vierzehnten Jahrhundert den westlichen Teil des Gebiets bezeichnet hat. Der Name „Ukraine" bedeutet Grenzland, Marken, was an der Grenze liegt; es

ſteckt darin dasſelbe Wort wie in Kraina, dem nordöſtlichen Teil vom damaligen Serbien. Seit dem ſechzehnten Jahrhundert wird er ſpeziell auf das Gebiet am mittleren Dnjepr angewandt, wo die Grenze zwiſchen der von Tataren beherrſchten Steppe und dem litauiſch-polniſchen Reich lag. In Öſterreich ſagt man auch Ruthenen, das iſt eine im Mittelmeer aufgekommene Nebenform von „Ruſſen". Die Kleinruſſen ſelbſt nennen ſich gern Ukrainer (urſpr. vierſilbig geſprochen), in Anknüpfung an hiſtoriſche Überlieferungen.

Kleinrußland iſt wirtſchaftlich von ſehr großer Bedeutung. Es beſitzt mit den fruchtbarſten Boden im ganzen ruſſiſchen Reich. Der Boden wird in den Gouvernements Kiew, Tſchernigow, Charkow, Poltawa, Wolhynien und Podolien durch die außerordentlich fruchtbare Schwarzerde gebildet. Die Schwarzerde erſtreckt ſich etwa in derſelben geographiſchen Breite ſehr weit öſtlich von dieſem Gebiet, aber das Klima iſt für die Landwirtſchaft wohl kaum irgendwo ſo günſtig wie in dieſem weſtlichen Teil der Schwarzerde. Es wachſen auf ihm große Maſſen beſonders von Weizen und Zuckerrüben. Daran ſchließt ſich im Süden ein Boden, der nicht mehr eigentlich Schwarzerde enthält — wir befinden uns auf der Steppe —, aber doch noch ſehr ertragreich iſt. Dieſe ganzen Gegenden Kleinrußlands aber ſind es, aus denen Rußland vor allem die Unmaſſe von Getreide ausführte; ſie bildeten ſein Hauptexportgebiet.

Auch bei den Ruſſen galt das Studium der Volksſeele und die Erforſchung der Volkslieder als erſter Grundſatz unſerer kolonialpolitiſchen Aufklärungsarbeit. Dieſes Volk beſitzt an ſeinen Liedern einen Schatz von ſolchem Reichtum, daß es darin von keinem anderen Volke übertroffen wird. Es war bei den Arbeiten in den Gefangenenlagern aufgefallen, daß die Ruſſen aus den ehemals ruſſiſchen Gouvernements viele Lieder auf der einen Seite, realiſtiſche Schilderungen aus dem eigenen Leben auf der anderen Seite gaben, aber kaum jemals Märchen erzählten, zum Unterſchiede von den Serben, die meiſtens Heldenlieder und Märchen wußten, aber wenig Lieder kannten. Ob das ein Zufall iſt, vermag man nicht zu ſagen. Aber ſchwermütiger, trauriger noch ſind die Geſänge der Kleinruſſen, entſprechend den ſchweren Geſchicken des Volkes von der Tatarenzeit an bis auf die heutige Zeit, wo immer ein Joch das andere ablöſte, entſprechend auch den weiten Steppen der Landſchaft.

In den Lagern wurden die Ruſſen als die ausgezeichnetſten Muſiker geſchätzt. Sie bauten ſich die Inſtrumente ſelbſt: die bekannten Balalaikas, die mit Drahtſaiten beſpannt wurden. Um die dunklen und hellen Klänge verſchiedenartig in das Inſtrument hineinzulegen, konſtruierten ſie kleinere und größere Formen. Balalaikas ſind die dreieckig geformten Inſtrumente. (Vgl. Bild.) Je kleiner die Balalaikaformen, um ſo heller die Klangfarbe des Holzes und um ſo höher der Eigenton des Holzes. Je größer das Inſtrument, um ſo dunkler die Klangfarbe und um ſo tiefer die Eigentonhöhe des Holzes. Man unterſchied Baßbalalaiken, Tenorbalalaiken, Altbalalaiken und Sopranbalalaiken. Erhielten dieſe Inſtrumente eine runde Form (vgl. Bild), dann wurde aus ihnen eine Bandura. Auch hier wieder unterſchied man, je nach der Größe der Banduren, Baßbanduren, Tenorbanduren, Altbanduren und Sopranbanduren. Zu einem Orcheſter gehörten dann außerdem noch einige Gitarren.

Mit inniger Inbrunſt ſpielten dann dieſe großen Muſiker Volkslieder, wie z. B. „Mein Feuer", getragen von ſchwermütiger Empfindung, um plötzlich in feurig helle, fröhliche Klänge überzuſpringen.

Faſt jedes Lager beſaß hervorragende ruſſiſche Chöre. Großruſſen und Kleinruſſen kamen zuſammen, der Dirigent war bald Kaufmann, bald Bankbeamter, ſelten Muſiker von Beruf. Dann ſangen ſie Volks- und Studentenlieder, Kirchen- und Begräbnislieder. Die meiſten kannten keine Noten, darum wurde ihnen ihre Stimme vom Dirigenten vorgeſungen, oder aber ſie erfanden ſelbſt inſtinktmäßig eine Tenor- oder Baßſtimme. So kam es oft zu mehrſtimmigen Geſängen. Alle kannten den Walzerchor oder einfache Volksweiſen. Die ruſſiſchen typiſch dunklen, weichen Orgelbaßſtimmen klangen ausgezeichnet. Unter den Sängern gab es immer begabte Leute, die über einen großen Schatz an Volksliedern verfügten. Die Volkslieder, die die Ruſſen ſangen, waren einfache, aber hübſche, oft durch kleinſte Motive beſtrittene Stücke, zu denen noch zuweilen Balalaika geſpielt wurde. Schwermütig, aber auch luſtig ausgelaſſen waren die meiſten Stücke und ſteigerten ſich oft, im ſteten ſchneller werdend, zu derbſter Ausgelaſſenheit. So hörte man das vielgeſungene und vielgeſpielte Arbeitslied von der Wolga.

Aber ganz herrlich ſangen die Ruſſen ihr Heimatlied „Die Abendglocken". Wo auch immer ein paar Ruſſen in der Abenddämmerung im Lager ſtanden, da wurde intoniert, ein paar Männer ſangen die Melodie und die anderen begleiteten leiſe ſummend mit den Lippen. In dieſes Heimatlied der „Abendglocken" konnten ſie ſo recht ihr ganzes Gefühl hineinlegen. Die Glocken, die den Menſchen begleiten von der Wiege bis zum Grabe, ſtellten unſichtbare Herzensfäden zwiſchen den Sängern und den Eltern und den Kindern, mit der Mutter und der Geliebten in der Heimat her. Die Lautaufnahmen dieſer Chöre verkörpern darum einzigartige lebendige Urkunden aus der Zeit- und Seelengeſchichte dieſer Völker aus dem Weltkriege.

## Die Völker des Kaukaſus

Auf der Suche nach charakteriſtiſchen Chören von Kaukaſiern, die zu den ruſſiſchen Fremdvölkern gehörten, fanden wir in einer Baracke ſingende Georgier im eigenartigen Chor. Ein Vorſänger begann, dann fielen die anderen Sänger im Chor ein, alles klang wild durcheinander und auseinander, um ſchließlich auf einer Tonhöhe zu endigen. Wir erlebten das Auseinanderklingen der Muſik, eine Heterophonie.

Die Georgier waren hübſche, große, ſtattliche, freundliche Männer mit leicht geſchwungener Naſe, die ſpäter erzählten, daß Georgien das Land der ſchönen Männer ſei. (Vgl. Bild.) (Auch die Georgierin und Tſcherkeſſin iſt orientaliſch ſchön.)

In den Gefangenenlagern waren eine ganze Reihe kaukaſiſcher Völker vertreten, die ſich alle luſtig und ſangesfreudig gaben. Der Kaukaſus iſt eines der bunteſten Völkergebiete der Erde. Überragende Gebirge ziehen ſich vom Nordoſtrande des Schwarzen Meeres bis zur Südhälfte des Kaſpiſees als rieſige

Scheidewand zwischen Asien und Europa hin. Die Riesenmauern des Kaukasus sind Zeugen großer geschichtlicher Vergangenheit geworden; die Schluchten und Täler des Gebirgslandes wurden Zufluchtsort für die hin und her geworfenen Völkertrümmer. Über den Kaukasus gibt es eigentlich nur einen Weg, die Georgische Heerstraße.

Etwa 30 verschiedene Völker waren aus dem Kaukasus in den deutschen Kriegsgefangenenlagern versammelt. Da ließen Armenier aus Transkaukasien ihre Straßenlieder in ¼ und ⅛ Tonhöhen erklingen. Eingewanderte Völker aus Persien waren vertreten: Osseten und Kurden. Turkotataren, Türken und Turkmenen, Kumücken und Kalmücken mit stark mongolischem Typus, die von den Kirgisen auf das rechte Wolgaufer in früherer Zeit gedrängt wurden. Die hübschen Georgier, auch Grusiner genannt, Mingrelier, Abchasen vom Schwarzen Meer, Tscherkessen in ihrer schmucken Tracht, Awaren mit den eigentümlich schnalzenden Preßlauten und viele andere.

Die Religion all dieser Völker verrät immer noch lebendige Reste des Heidentums, sonst sind das Christentum und der Islam die Hauptreligionen.

Der Kaukasier wohnt im allgemeinen ärmlich. Die Genügsamkeit dieser Menschen offenbart sich durch die geringen Ansprüche an ihre Behausung. Der Baustil paßt sich mehr oder minder der Umwelt an. In sumpfigen Gebirgsbecken der Pfahlbau, im waldreichen Nordwesten der Blockhausbau, im steinigen Daghestan werden die Häuser aus unbehauenen Steinen ohne Mörtel ausgeführt. Wie Wabenzellen hängen sie eines neben und über dem anderen an der Bergflanke. Das Dach des unteren ist zugleich der Hof des oberen Häuschens.

Wie kleidet sich der Kaukasier? Die Männertracht, für den größten Teil des Kaukasus die gleiche, ist jedermann bekannt; sie scheint tscherkessischen Ursprungs zu sein, dorther stammt auch der russische Name für das kleidsamste Stück der männlichen Tracht, die Tscherkéßka. (Vgl. Bild.) Es ist ein vorn offener Rock ohne Kragen mit langen, faltigen Schößen. Darunter trägt man den Beschmet, den man am besten einer geschlossenen Weste mit langen Schößen vergleicht. Die Hosen stecken in langen Stiefeln oder Leder- bzw. Tuchgamaschen, auch in langen, bunten Strümpfen mit angestrickter Schnursohle. Abweichend ist die Tracht der aderbeidjanischen Tataren, die sich persisch kleiden; abweichend auch die Tracht der Kurden, der Armenier, der Türken und einiger anderer. Auf dem Kopf tragen die meisten die Papache, die Fellmütze in verschiedenen Formen; die Berggeorgier, die Khartalinier und andere tragen das Papanaki, ein ganz kleines Tuchkäppchen mit aufgerolltem Rande, das je nach Stutzerhaftigkeit weiter nach hinten zu rutschen kommt, bis es bei manchen, wie angeklebt, am Hinterkopfe sitzt. Die Imereth er und Mingrelier trugen früher (teils heute noch) einen einfachen Filz- oder Tuchlappen in ovaler oder Mandelform, der mit einer Schnur unter dem Kinn festgebunden wird. Am Gürtel, meist in schwerer Silberarbeit, trug man früher die Waffen, von denen der Kinshal, das riesige Dolchmesser mit flacher, zweischneidiger Klinge und tiefen Blutrinnen, die bekannteste ist.

Voll Sang und Klang steckt Georgien, besonders die Mingrelier sind musikalisch hochbegabt. Unendlich viel Märchen und Erzählungen wurden in allen

Lesarten vorgetragen. Fast schien es, als wenn unsere bekanntesten Märchen, wie „Tischlein deck' dich, Knüppel aus dem Sack", „Der gestiefelte Kater", aus dem Kaukasus nach Europa herübergekommen sind.

Ein paar Worte zur kaukasischen Sprache: Vielleicht möchte mancher Leser wissen, wie diese Sprachen klingen. Europäer, die nicht hervorragendes Sprachtalent besitzen oder phonetisch vorgebildet sind, verlieren leicht den Mut, wenn sie die zahlreichen Zisch-, Kehl- und Mischlaute hören, mit denen jeder der eigentlich kaukasischen Sprachen gesegnet ist. Den Gipfel leisten sich die abchaso-tscherkessischen Idiome. Da gibt es Pfeif-, Blas- und Zitterlaute, die tatsächlich mehr an das Zwitschern, Pfeifen und Flöten von Vögeln erinnern, als an Laute menschlicher Sprachen. Der Volkswitz hat sich diese Gelegenheit natürlich nicht entgehen lassen. So erzählt ein kriegsgefangener Kaukasier: Ein Abchase sei einmal ins Wasser gefallen und vom Kapitän eines vorüberfahrenden türkischen Schiffes bemerkt worden. Als dieser den Mann im Wasser herumturnen sah und beständig ein „ffchffchffch" von sich geben hörte, dachte er, der fühle sich pudelwohl im Wasser und fuhr weiter. Der Abchase hatte aber um Hilfe gerufen!

Im Lager war der Kaukasier allezeit höflich, zuvorkommend und dienstbereit. Traurigen Herzens sind sie von uns geschieden, da sie damals nicht wußten, wie sich ihre weitere Zukunft nach der Loslösung vom russischen Reiche gestalten würde. Wir wünschten ihnen, daß ihre Zukunft ebenso sonnig sein möge wie ihr herrliches Bergland.

## Tataren aus Ufa und Orenburg und der Krim singen exotische Chöre

Seltsame Überraschung! Als man die ersten Chöre der Tataren im Lager vernahm — ein Vorsänger begann, und dann fielen die anderen Stimmen ein —, gemahnte sofort die Melodie des Vorsängers an Wagners Beckmesser aus den Meistersingern. Auch das Hinauf- und Hinunterziehen in der tatarischen Musik war höchst reizvoll und veranlaßte zum Nachdenken.

Die Tataren verrieten keinen einheitlichen Typus, was auch manchem anderen Besucher der Gefangenenlager aufgefallen war. Die einen von ihnen zeigten stark mongolischen Charakter, während die anderen wie Europäer aussahen. Und in der Tat konnte man Bauern aus ein und derselben Gegend nebeneinander sehen, von denen der eine das breite, gelbliche, bartlose Gesicht mit den ausladenden Jochbogen und den schiefgestellten Augen zeigte, während der andere, von höherem Wuchs, mit seinem hellen Haupt- und Barthaar, seinem längeren Gesicht und seiner weniger eingedrückten Nase den Eindruck eines Westeuropäers machte. Für jeden aber, der die Tataren auch nur flüchtig von ihrer zentralasiatischen Heimat aus auf ihren Wanderungen und ihren Kämpfen durch die Jahrhunderte begleitet hat, wird sich dieses Rätsel leicht lösen. Die Tataren anthropologisch dieser oder jener Gruppe bestimmt zuzuteilen, erscheint bei dem jahrhundertelangen Ineinanderfluten von Rassen und Sprachen gerade in den russisch-asiatischen Grenzlanden fast unmöglich.

Die auffallend nahe Verwandtschaft aller turko-tatarischen Sprachen untereinander macht es sicher, daß die Stämme vor ihrer Trennung einen einheitlichen Rassetypus getragen haben. Dieser wird sicherlich ein dem mongolischen verwandter gewesen sein. Darauf läßt schon die Nachbarschaft der ältesten Wohnsitze der Türken mit denen der Mongolen schließen. Der Name der Tataren hat in Europa gemeinhin einen wenig angenehmen Klang.

Nach der weitesten Auffassung werden unter den Tataren alle turko-tatarischen Stämme Innerasiens verstanden, soweit sie dort ansässig oder in früheren Jahrhunderten von dort aus nach Vorderasien und Osteuropa vorgedrungen sind.

Besonderer Fleiß und zielbewußte Energie zeichnete die Tataren im großen Rußland aus. Diese Eigenschaften bewiesen sie auch im Lager. Sie waren gehorsame, disziplinierte Soldaten, offene, freie Menschen, sehr wißbegierig, für alles ein offenes Auge, und doch dabei gute Menschen mit einem freundlichen Wesen.

Die Tataren sind Mohammedaner und besuchten im Wünsdorfer Sonderlager fleißig die Moschee. Auch war es oft ein Tatar, der mit weithin klingender Stimme als Muezzin, also als Gebetsrufer, die Gläubigen zum Betshaus rief. Innerhalb des russischen Islams sind die Tataren aus Kasan die Führer im kulturellen Leben und die Träger der Idee einer religiösen Erneuerung geworden, wodurch sie auch eine nationale Wiedergeburt erhofften.

## Die finnisch-ugrischen Stämme im europäischen Rußland

Von den Fremdvölkern aus der übergroßen Zahl der russischen Kriegsgefangenen erregten mongolische Menschen große Aufmerksamkeit. Eine beträchtliche Anzahl dieser mongolischen Völker kann man zu den finnisch-ugrischen Stämmen im europäischen Rußland rechnen. Da waren zunächst die Finnen! Ein tapferes Volk, wie wir es von früher her kennen und wie die jüngste blutige Auseinandersetzung mit Sowjetrußland — infolge der Maßnahmen einer unter englischem Einfluß handelnden Regierung — in dem ungleichen Kampf zeigte. Die Finnen, deren Land in ihrer eigenen Sprache Suomi heißt, bewohnen nicht nur das eigentliche Finnland, sondern reichen überall, wo es nicht das Meer verhindert, über diese Grenzen hinaus, im Norden nach Schweden, im Osten nach Karelien, im Süden ins damalige Gouvernement Petersburg (jetzt Leningrad). Die Karelier wohnen sogar noch weiter nach Südosten; sie bilden im Gouvernement Twer einen durch strengere Tüchtigkeit und Festigkeit unter den Russen jener Gegend auffallenden Teil der Bevölkerung. Der karelische Dialekt weicht schon beträchtlich von dem der eigentlich finnländischen Finnen ab. Als besondere Sprache muß man wohl betrachten das Wepsische am Onega-See.

Finnland bildete, wie politisch, so auch in anderer, wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht, einen selbständigen, nach Skandinavien neigenden Teil des zaristischen Rußland. Finnland ist ein Dreiklang von Wald, Wasser und Granit. Reich an Naturschätzen, mit einer vorbildlichen Landwirtschaft und der größten Milchwirtschaft Nord-Europas!

Eine andere mongoliſche Gruppe: die Wotjaken und die Syrjänen. Die Zahl der Syrjänen iſt in Rußland gering. Körperlich erſchienen die Wotjaken meiſt als kleine Leute, oft mit ſtark ausgeprägtem mongoliſchem Typus, breitem Geſicht und kurzer Naſe. Doch fand man auch hübſche junge Leute, die einen merkwürdig kindlichen Geſichtsausdruck bewahrt haben. Ihre Abhärtung ſchien erſtaunlich und erinnerte an das, was die Römer von den Germanen berichten.

Weiter wurden die Tſcheremiſſen in verſchiedenen Lagern erlebt. Sie waren meiſt ſehr einfache, aber treffliche kleine Menſchen, vorzügliche zuverläſſige Arbeiter. Ihre Geſchichten oft derb, aber ſelten gemein.

Bei den Mordwinen, die ſcheu und zurückhaltend waren, wich der Körperbau von den nah wohnenden Tſcheremiſſen und Wotjaken durchaus ab. Die mongoliſchen Züge waren bei ihnen weſentlich gemildert.

Sehr einfach klangen die Lieder der Tſcheremiſſen. Die Takte ſind nur wenige, auf die faſt endloſe Dichtungen immer in derſelben Weiſe geſungen wurden. Es war eine Freude, wenn man dieſe Bauern ihre einfachen Lieder ſingen hörte, wie ſie es verſtanden, hinter einfachen, kleinen Motiven Ausdrucks-werte hineinzulegen, Klänge, die man erſt nach langem Hören begreifen konnte. Noch einfachere Verhältniſſe lagen in vielen mordwiniſchen Liedern vor. Bei den Wotjaken fiel die Fünfſtufigkeit ihrer Lieder und Muſik auf.

## Ein Mordwine erzählt ein Märchen: Der Dummkopf

Als Beiſpiel für die einfach-natürliche Denkungsart der Mordwinen leſen wir hier ein Märchen:

Drei Brüder, ihrer drei (waren es). Ihr einer Bruder war ein Dummkopf, nichts arbeitet er und ſeine Brüder ſagten: Auf, ſchicken wir ihn auf den Bazar, auf, laßt uns (ihm) eine Kuh geben zum Verkaufen.

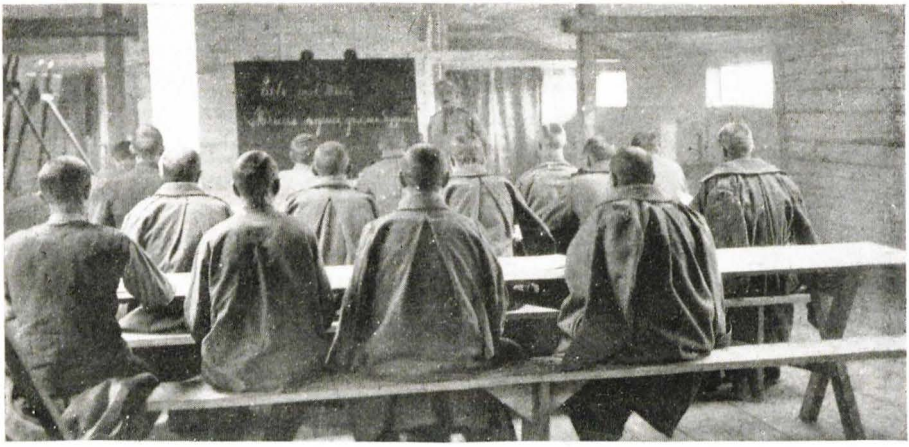
Er geht im Walde, ein Baum knarrt. Er horcht und fragt den Baum und ſpricht mit ihm, aber der Baum ſpricht nicht, er knarrt, der Wind bewegt ihn. Der Dummkopf fragt ihn: „Warum ſprichſt du denn nicht?“ Er antwortet nicht. „Kaufſt du meine Kuh?“ Der Baum antwortet nicht, (aber) knarrt. — „Wieviel gibſt du für meine Kuh?“ — Er führte ſie hin und band ſie an den Baum. — „Wann ſoll ich nach dem Gelde kommen?“ Aber der Baum antwortet nicht, er knarrt nur. — „Morgen komme ich nach dem Gelde.“

Er ging nach Haus, die Kuh ließ er zurück, er kam zu Hauſe an, ſein Vater fragte ihn: „Die Kuh, wohin haſt du ſie getan?“ — „Die Kuh habe ich verkauft.“ — „Wo iſt dein Geld?“ — „Morgen gehe ich nach dem Gelde.“ — Am Morgen ſtand der Dummkopf früh auf, ging nach dem Gelde. Schwupp! kam er hin. Der Baum knarrt nicht. Die Kuh haben die Wölfe gefreſſen und es freſſen von ihr die Elſtern, die Krähen tragen die Knochen fort. „Gib Geld“, (ſagte der Dummkopf). — „Warum ſprichſt du mit mir nicht?“ — Er hebt an, den Baum mit der Axt zu fällen, er ärgerte ſich. — „Warum gibſt du mir kein Geld?“ — Er begann den Baum zu fällen. Der Baum iſt hohl, aus ihm fällt Geld heraus: „Ah (jetzt)





Oben: Awaren aus dem russischen Kaukasus in der alten Tscherkessentracht. — Unten: Kaukasische Völker aus dem Lager Puchheim bei München werden von dem Fachgelehrten über Deutschland aufgeklärt. — Von links nach rechts: Eingewanderter Russe; Mingrelier; Fachgelehrter Dr. Dirr (†); Mingrelier; Ossete (ein aus Indien eingewanderter Volksstamm); Mingrelier. (Weltkrieg.)

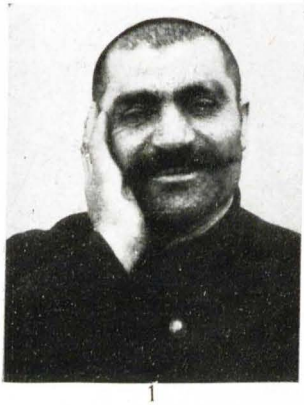




Oben: Schule im Lager Theresienstadt. — Unten: Russen schnitzen Kirchenstühle (vierbeinig) und Hochzeitsstühle (dreibeinig). (Weltkrieg.)

# Einige fremdländiſche Köpfe aus dem vielſtämmigen ruſſiſchen Reich





1

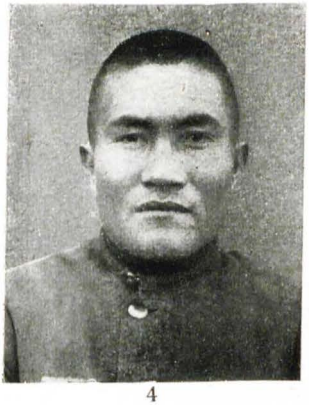


2

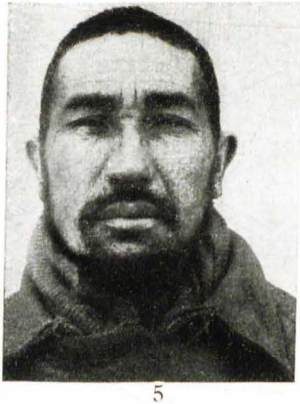


3

1. Armeniſcher Straßenſänger (er ſingt in $^1/_4$- und $^1/_8$-Tonhöhen).
2. Tſchuwaſche, tatariſierter finniſcher Volksſtamm aus Perm.
3. Mordwine aus dem ruſſiſchen Bezirk Simbirſk, zum finniſch-ugriſchen Volksſtamm gehörend.



4



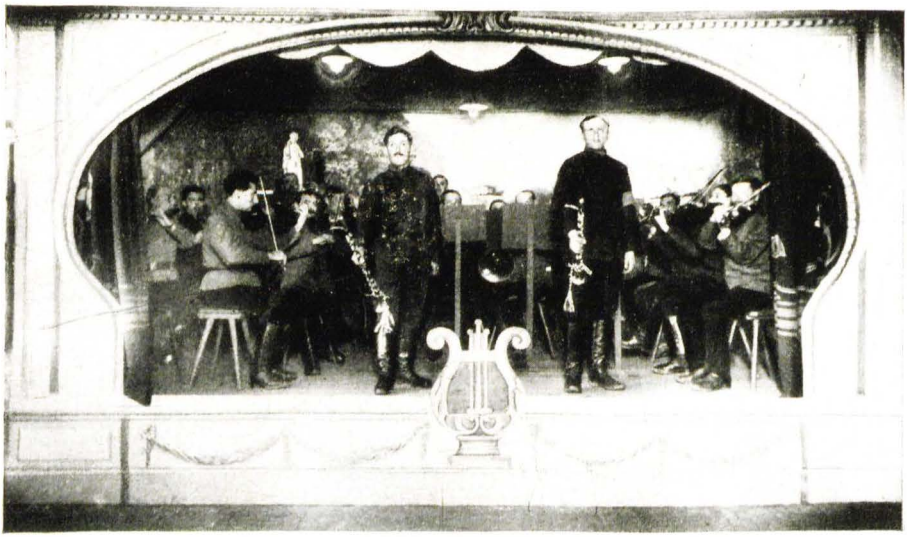
5



6

4. Baſchkire, Volksſtamm mongoliſcher Raſſe aus dem Uralgebirge.
5. Mohammedaniſcher Tatare aus dem ruſſiſchen Gouvernement Kaſan.
6. Mongoliſcher Tatare aus Uſa. (Weltkrieg.)





Oben: Koreanische Texte werden aufgezeichnet im Heilsberger Gefangenenlager.

Unten: Großrussisches Theaterorchester im Kriegsgefangenenlager Wittenberg. (Jedes Lager besaß ein Orchester, häufig auch noch ein Theater.) (Weltkrieg.)

gibſt du mein Geld!" Er nahm es, legte es in den Schoß des Hemdes, es iſt viel Geld. Schwupp! er kann ſelbſt nicht einmal aufſtehen. Er ging fort, ſchüttelte das Geld auf einen Haufen und kam ſo (ohne Geld) nach Hauſe. Sein Vater fragte ihn: „Die Kuh, wohin haſt du ſie getan?" — „Die Kuh haben die Fleiſcher geſchlachtet, die Bürger teilen das Fleiſch." (Der Vater) ſagte: „Geh nach dem Geld." — Er fing ſich mit dem Pferd (fing das Pferd), das Pferd ſpannte er an. Seine Brüder ſagen zu ihrem Vater: „Wohin ſchickſt du ihn mit dem Pferd? Die Kuh hat er verloren, auch das Pferd wird er verlieren." — Trotzdem ſchickte ihn ſein Vater.

Er kam hin, er lud das Geld auf die Fuhre, mit dem Geld fährt er nach Haus, von Geld fährt er ein ganzes Fuder. Es überholte der Pope den Dummkopf. „Woher haſt du das Geld genommen? Gib Geld!" — Nicht viel Geld dem Popen gab der Dummkopf. „Wenig Geld haſt du gegeben, gib noch (mehr)." Noch mehr gab er. Zum drittenmal verlangt der Pope noch. Er nahm den Popen, hieb ſeinen Kopf ab, auf ſeine Fuhre legte er den Popen. Das Geld fährt er und den Popen fährt er. Des Popen Kopf iſt abgehauen. Nach ſeinem Hauſe kam er mit dem Geld, ſeine Brüder ſahen es und freuten ſich. Das Geld iſt nötig. Da iſt ja der abgehauene Kopf des Popen! Der Pope iſt nicht nötig. Sie nahmen und warfen den Popen in den Brunnen. Schwupp! (Der) Pope (iſt) nicht (mehr). Sie begannen eine Totenfeier für den Popen abzuhalten, der Dummkopf kam auf die Totenfeier. „Ich habe ihn erſchlagen, aber Totenfeier haltet ihr ab." — „Wo haſt du ihn hingetan?" (fragte man). „In den Brunnen haben wir ihn geworfen." Seine Brüder erſchraken. Sie gingen und zogen ihn dort heraus. Eine weiße Ziege warfen ſie in den Brunnen. (Das Volk fragte): „Dummkopf, wohin haſt du (ihn) getan?" — „Auf, ich zeige wo."

Der Dummkopf nahm ſie zum Brunnen, ſie ließen den Dummkopf hinunter: „Gib einen Strick, euer Pope iſt mit Hörnern. Jetzt hat er Hörner." — „Ach!" ſagten ſie, „es lohnt nicht, auf ihn zu hören, er iſt ein Dummkopf."

## Wolgalied der ruſſiſchen Kriegsgefangenen

(Geſungen in den öſterreichiſchen Kriegsgefangenenlagern)

Wolga, Wolga, deine Fluten
Spiegeln Erde, Burg und Dom,
Wolkengrau und Sonnengluten,
Mutter Rußlands heiliger Strom.

Doch wie hin zum fernen Meere
Deine dunkle Woge quillt,
Alſo rann die Heimwehzähre
Der Gefang'nen ungeſtillt.

Denn wie deines Himmels Bläue
Dich umwirbt ſo hoch und breit,
Alſo kannte unſ're Treue
Grenzen nicht in Not und Leid.

Ob auch hart dein Winter lohnte
Uns mit Nacht in Eis und Schnee, —
Frühlingsglaube dennoch wohnte
Neben unſerm tiefſten Weh.

Wie die Blumen deiner Wieſen,
Spät, wie deiner Wälder Grün,
Durfte uns die Hoffnung ſprießen,
In die Heimat einzuzieh'n.

Wolga, Wolga, unſ're Träume
Wandeln oft an dein Geſtad',
Wo im Rauſchen deiner Bäume
Schläft manch guter Kamerad! —

---

# Deutſche Germaniſten entdecken Pfälzer Bauern-koloniſten im alten Rußland

Ein abendliches Schlachtfeld des Weltkrieges, im Oſten, in Rußland! Ein deutſcher Soldat beugt ſich über einen tödlich verwundeten Ruſſen. Da hört er erſchrocken, daß der Ruſſe — deutſch betet. Der Sterbende war ein deutſcher Koloniſt. Welche Tragik liegt in dieſem Bilde! Oftmals hörten wir aus Kriegsberichten von der Oſtfront, daß deutſche Soldaten verwundert waren, wenn ruſſiſche Gefangene ſie im reinſten ſchwäbiſchen Dialekt anredeten. Das waren deutſche Bauern aus dem Süden oder Oſten oder einer anderen Gegend Rußlands. Wir wußten nicht viel in der Zeit vor dem Kriege von dieſen Koloniſten — eine unſerer Unterlaſſungsſünden gegenüber dem Deutſchtum im Auslande! Nun ſind durch die Tat des Führers nach dem ſiegreichen polniſchen Feldzug 1939 gemäß den Abmachungen Deutſchlands mit der Sowjetunion dieſe braven, fleißigen deutſchen Koloniſten heimgekehrt ins Großdeutſche Reich und im Oſten unſeres Vaterlandes mit verſtändnisvoller Hilfe des Staates angeſiedelt.

Rußland hat dieſe deutſchen Bauern, allgemein Koloniſten genannt, zu verſchiedener Zeit ins Land gerufen, ſie kamen meiſt widerſtrebend und erſt, nachdem ihnen (ſpäter zum Teil nicht gehaltene) lockende Verſprechungen gemacht wurden. Trotzdem hat die ſchon ſeit Ende des 19. Jahrhunderts einſetzende deutſchfeindliche Hetze die Behauptung aufgebracht, die Kolonien ſeien im ruſſiſchen Oſten von den Deutſchen „planmäßig" angelegt worden. Das zähe Feſthalten dieſer friedlichen Bauern an ihrem Deutſchtum war es, was die Nationalpolitiker meinten, wenn ſie den Koloniſten feindliche, von ihnen nie gehegte Abſichten gegen den ruſſiſchen Staat unterſchoben.

Nach der Entſtehungszeit ſind an erſter Stelle die deutſchen Wolga-Kolonien zu nennen. Die Begründung dieſer bedeutſamen Koloniengruppe fällt in die Regierungszeit Katharinas II.

Katharina und die späteren russischen Kaiser riefen die Deutschen ins Land, weil der russische Staat schwebende Fragen der inneren Wirtschaftspolitik aus eigener Kraft nicht zu lösen vermochte. Gleichzeitig sollte diese deutsche Kolonisation in den östlichen und südlichen Steppengebieten des russischen Reiches einen lebendigen Schutzwall gegen die unruhigen Nomadenvölker aufrichten und jene halbwilden Gegenden der Kultur erschließen.

Die weltberühmten wanderlustigen Schwaben, Württemberger, Pfälzer zogen nicht aus lauter Wanderlust nach Rußland. Glänzende Versprechungen russischer Agenten haben manche lose auf der Scholle sitzenden Elemente nach der „russischen Tatarei in Asien", wie die Leute damals sagten, verlockt, die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse des mittleren Deutschlands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen hinzu. Dann spielten religiöse Beweggründe eine Rolle, wie bei den Auswanderern aus Württemberg oder den preußischen Mennoniten. So hatten die russischen Einwanderungsbehörden um so leichteres Arbeiten, trotz der Widerstände der ausländischen Regierungen.

Die deutschen Ansiedlungen in einer Gesamtzahl von mindestens 650 000 Köpfen lagen im Wolgagebiet, in einem zusammenhängenden Kreis in den Bezirken Samara und Saratow an beiden Ufern der Wolga. Ferner gab es zerstreute Einzelsiedlungen deutscher Bauern in den Bezirken Ufa und Orenburg, in Sibirien und Turkestan. Das ukrainische Gebiet von Neurußland hatte eine starke deutsche Bevölkerung, der fast durchweg die Führung in der Landwirtschaft gehörte. Die Bezirke Bessarabien, Jekaterinoslaw, Taurien und das Don-Gebiet gleichen mit ihren über 400 000 Quadratwerst im Flächeninhalt nahezu dem Flächenumfang des Großdeutschen Reiches. Wer in Deutschland mit den deutschen Rückwanderern aus Rußland zu tun hatte, die auf dem Lande als Arbeiter oder Ansiedler untergebracht wurden, wird geneigt sein, den deutsch-russischen Bauerntypus als etwas Einheitliches aufzufassen. Doch das entspricht dem wirklichen Sachverhalt durchaus nicht. Hinter den einheitlich erscheinenden Zügen in der bereits russifizierten Kleidung, in der Haltung, teilweise in der langsam-breiten, sich an das Russische anlehnenden Sprechweise pulst ein gar verschiedenes geistiges Leben und ungleiche Volkseigenart. Die Kleidung und der Rhythmus in Körperbewegung und Sprechweise ist bei den Kolonisten durch die slawische Umgebung, durch den gemächlichen Arbeitsrhythmus der Steppenbewohner bestimmt.

Die Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse in den Kolonien kann nur kurz angedeutet werden. Der deutsche Kolonist war für die russische Volkswirtschaft in der Geschichte sehr wichtig und in vieler Hinsicht richtunggebietend! Er nahm einen bedeutenden Anteil auch am wirtschaftlichen Leben der Gegenwart in Rußland und in den Randstaaten. Zur Ehre der deutschen Bauern Rußlands kann man sagen, daß sie im allgemeinen überall, im Süd-Westen, Süden und Osten, das am höchsten dastehende Kulturelement der bäuerlichen Bevölkerung darstellten. Leider wurde und wird die volle Entfaltung der für den russischen Staat segensreichen wirtschaftlichen Tätigkeit dieser Kulturpioniere fraglich gemacht. Schon bei der Begründung der Kolonien hatten die Kolonisten allerorts mit großen (natürlichen und anderen) Hindernissen zu kämpfen. Im Süden und Osten mußten sie eine jungfräuliche Steppe aufreißen

und die Anpassung an die eigenartigen, von den deutschen Verhältnissen sehr abweichenden klimatischen und sonstigen Bedingungen auf eigene Faust unter schweren Mißerfolgen suchen. So haben sie zum Teil unter beständiger Beunruhigung durch die Nomadenvölker, durch Mißernten und Viehseuchen, öde Länderstrecken der Kultur erobert.

Ähnlich lagen die Dinge in Wolhynien, wo die deutschen Kolonien von den hauptsächlich aus Polen zugewanderten deutschen Ansiedlern im Laufe des 19. Jahrhunderts meistens auf Grund von Pachtverträgen gegründet wurden.

Die deutsch-russischen Kolonisten waren also Kulturpioniere im wahrsten Sinne des Wortes. Sie haben im Laufe der Zeit den Wert des Grund und Bodens in ihren Gebieten vielfach erst geschaffen, die landwirtschaftliche Produktion gesteigert. Sie nahmen hervorragenden Anteil an der Getreideausfuhr Rußlands und haben bis in die letzte Zeit Pionierarbeit geleistet.

Das deutsche Buch und das deutsche Wort haben sich erhalten trotz der Schule, die ganz russisch war; wenn man den in deutscher Sprache erteilten Religionsunterricht und wenige Stunden der deutschen Sprache nicht mitrechnet, denen während des Weltkrieges völlige Verbannung aus den Volksschulen der Kolonisten drohte. Die deutsch-russischen Kolonisten ließen den Bildungsdrang in sich niemals ersticken, schickten sich ins Unvermeidliche und warteten auf bessere Zeiten. Daß sie für Bildungsaufgaben Sinn haben, beweist die Tatsache, daß z. B. die Kolonisten Schulzwang bei sich einführten; leider war diese Maßregel behördlicherseits wieder abgeändert worden. Und kernig und hart blieben diese Kolonisten und pflegten ihr Deutschtum, so gut es ging und hingen stets treu an ihrer Art und an Deutschland!

Die Volkslieder, die in den Kriegsgefangenenlagern gesammelt wurden, sind ein lebendiges Zeugnis des zäh bewahrten Deutschtums der Kolonisten, wenn sie auch in Text und Melodie die Wirkungen der Verhältnisse widerspiegeln.

Ergreifend war es, wenn man sie die naiven Worte singen hörte: „Das traurige Schicksal ist über uns gekommen, daß der russische Kaiser uns zu Soldaten hat genommen, die Reih', die war an mir, sonst könnt' ich bleiben hier. Aber ich muß scheiden, und ihr bleibet hier."

Oder aber das uralte deutsche Lied in schwäbischer Mundart: „O Straßeburg, o Straßeburg, du wunderschene Stadt, drinnen liegt begraben, ja begraben, so mannicher, so mannicher Soldat."

Bei ihrem Vorsingen vergaß man die Zeit und den Krieg, und wenn die Lieder verklungen waren, mußte man unwillkürlich an die Tragik denken, die diese unpolitischen, werktätigen deutschen Bauerngestalten mit knochigen, vielfach äußerst charakteristisch-süddeutschen Gesichtern durchleben mußten, als sie in den Krieg zogen — der gerichtet war gegen ihre deutschen Stammesbrüder, gegen ihr ewiges Vorbild: Deutschland!

## Litauer singen Dainos

Litauische Chöre hörten Fachgelehrte zum ersten Male im Kriegsgefangenenlager Preußisch-Holland. Die litauischen Volkslieder, die Dainos, kennen wir seit Herder in den „Stimmen der Völker in Liedern". Die kriegsgefangenen Litauer

sangen die Dainos einstimmig und zweistimmig im Chor. Ein Sänger begann, die andern Stimmen fielen nach einigen gesprochenen Worten ein. Ihre Arbeiten in den Arbeitslagern begleiteten die Litauer stets mit Liedern.

Um die Wende des 13. Jahrhunderts betrat der Deutsche Orden nach der Unterwerfung des altpreußischen Volks den Boden Litauens. Litauen ist wesentlich das Flußgebiet des unteren Njemen, ein Flachland mit gutem Ackerboden. Das bebaute Land wird durchbrochen von ausgedehntem Waldgebiet, weiten Torfmooren und durchsetzt mit den sogenannten Heiden, also mit Grasflächen, die mit Wacholder bestanden sind.

Die litauischen Völker zählt man zu den baltischen Volksstämmen, mit denen die Slawen im engeren Volksverband lebten. Bereits in vorgeschichtlicher Zeit wurde diese baltisch-slawische Einheit aus mancherlei Ursache in zwei Teile gespalten. Als große, eckige, muskulöse, schwerfällige Menschen mit breiten Schultern lernte man die Litauer im Lager kennen. Charakteristisch auch die dunkle Stimme, mit einer Art von Holzklang vermischt. Gerade diese dunkle Klangfarbe gab ihren schwermütigen Gesängen etwas Wehmütiges und Inniges. Und *darum* haben sich, wie oben erwähnt, die litauischen Dainos in die Herzen der Völker hineingesungen, Lieder, von denen bekanntlich Goethe schon viel erzählt hat.

Die Litauer sind Bauern, ein Menschenschlag, etwas von sich eingenommen, aber gastfrei! Daß der litauische Stammesdünkel gelegentlich ins Kraut schießt, ist aus ihrer beschränkten landschaftlichen Einsamkeit durchaus verständlich. Das Selbstgefühl dieses kleinen Volkes ist aus langer Unterdrückung erwacht — woher sollen sie unvermittelt ihr Gleichgewicht erworben haben? Ein Übermaß von Aberglauben wird ihnen nachgesagt — erst seit einigen hundert Jahren ist ein sogenanntes christliches Volk aus ihnen geworden. Nur langsam wandelt sich das ihnen äußerlich und auch mit weltlichen Mitteln aufgenötigte Christentum ihrer Staatsreligion zu einem inneren Besitz. Der evangelische Glaube wird daher von den ernsteren Litauern gern in außerkirchlichen Versammlungen gepflegt.

---

## Koreaner aus dem östlichen Rußland singen wehmütige Klagelieder

(Aus den Aufzeichnungen von Prof. F. W. K. Müller [†], ehem. Direktor des Museums für Völkerkunde, Berlin.)

Die kriegsgefangenen Koreaner hatte ich auf Einladung der Phonographischen Kommission während des Weltkrieges in den Lagern Hammerstein, Königsbrück und Münster besucht. Es galt, die Sprache und Laute dieses Volkes für lautliche Aufnahmen zu studieren und bei den Koreanern für Deutschlands Kultur und Größe zu werben.

Nur durch die freundliche Mitarbeit des schon längere Zeit hier weilenden Herrn Kimm Chung See gelang es, die unten in Übersetzung mitgeteilten Lieder

und Rätsel den zuerst zurückhaltenden Gefangenen — Nachkommen in dritter Generation von nach Sibirien ausgewanderten Koreanern — zu entlocken.

Die Koreaner sind ein palaeoasiatisches Volk, das heißt, sie gehören der ältesten nachweisbaren Bevölkerungsschicht Asiens an. Daher stehen die Koreaner isoliert (abgesondert), wie etwa in Europa die Basken und gewisse kaukasische Stämme einsam vertreten sind.

Der anthropologischen Stellung nach gehören die Koreaner zur mongolischen Rasse. Sie tragen die Kennzeichnung der mongolischen Rasse:

Kleine Gestalt, untersetzter Körperbau, gelbliche bis braune Hautfarbe, rundlicher Kopf mit straffem, schlichtem, schwarzem Haar, dunkle, schmale, meist schiefstehende, wie geschwollen oder geschlitzt aussehende Augen mit einer eigentümlichen Falte am inneren Winkel, der sogenannten Mongolenfalte; ferner haben sie sehr vorstehende Jochbeine und eine kleine, flache Nase mit tiefem Sattel, wodurch ihr ganzes Gesicht flach erscheint. Ihre Körperbehaarung ist spärlich. Besonders ist auffallend, daß die eigentliche Backenpartie und die seitlichen Teile der Unterlippe stets bartfrei bleiben, ferner sind die einzelnen Barthaare dick, ganz gerade, parallel zueinander gestellt. Die Mongolen haben im allgemeinen einen langen Rumpf und sehr kurze Beine, was auch eines ihrer wichtigsten Rassenmerkmale ist.

In Korea ist das Chinesische die Schriftsprache der oberen Klassen, und ganz wie in Japan, hat auch die Umgangssprache unzählige überflüssige Fremdwörter in sich aufgenommen. Allein die Japaner schätzen trotzdem das Altheimische, wenn auch mehr so, wie man Altertümer eines Museums schätzt.

Die Koreaner dagegen behandeln ihre Muttersprache geradezu mit Mißachtung; was sie in ihr schreiben, ist für Weiber und Ungebildete bestimmt, und jeder schreibt nach Gutdünken. Es gibt keine feste Orthographie, keine feste Grammatik. In der Kultur war Korea einst der Lehrmeister Japans. Die Künstler drangen aus China über Korea nach Japan.

Die Anfänge der japanischen Kunst, wie fast alle japanischen Dinge, die Reinlichkeit ausgenommen, können auf China, über Korea, zurückgeführt werden: Das älteste buddhistische Wandgemälde soll aus dem Jahre 607 stammen und von einem koreanischen Priester herrühren.

Die Bronzebearbeitung, ebenso Pflanzen und Tiere wurden aus Korea nach Japan eingeführt, wie ihre Namen noch verraten.

Der Buddhismus kam gleichfalls aus Korea. 552 wurde eine goldene Buddhastatue dem damaligen Mikado Kimmei übersandt.

Die Porzellanfabrikation wurde am Ende des 16. Jahrhunderts durch koreanische Gefangene übermittelt. Drucken mit Typen haben Japaner am Ende des 16. Jahrhunderts von den Koreanern erlernt. Die japanische Rasse selber ist nach Baelz aus zwei Einwandererströmen aus Korea, einem groben und einem feineren Typus, zusammengesetzt.

Die Seidenzucht wurde vermutlich im 4. Jahrhundert aus Korea eingeführt.

Nur schwer ließen sich die scheuen und still-ernsten Koreaner dazu bewegen, einige ihrer Rätsel zu erzählen und Nationalgesänge vorzutragen. Sie mußten

erſt warm werden, man mußte mit ihnen von ihrer Heimat reden, und dann wurden ſie traurig, ſprachen von ihren Eltern oder auch von der Geliebten, die ſie zurücklaſſen mußten.

Zunächſt einige koreaniſche Rätſel, die von Koreanern zur Löſung aufgegeben wurden:

1. Wenn es zu geht, hat es 4 Ohren,
   Wenn es auf geht, hat es 8 Ohren (oder Ecken).
   Was iſt das?

   Die Tür.

2. Wenn es hereinkommt, iſt ſein Magen voll,
   Wenn es hinausgeht, iſt ſein Magen leer.
   Was iſt das?

   Der Mörſer-Stößel.

3. Wer geht mit fliegendem Haar in die Luft?
   Was iſt das?

   Der Mann.

4. Am Morgen läuft er auf 4 Füßen.
   Am Mittag läuft er auf 2 Füßen.
   Am Abend läuft er auf 3 Füßen.
   Was iſt das?

   Der Menſch.

Mit Tränen in den Augen ſang ſchließlich ein koreaniſcher Bauer in wunderbarer einfacher Harmonie das Klagelied. Der Inhalt iſt: Eine Koreanerin zog mit ihrem Mann in ein fremdes Land, worauf ſie folgendes Lied dichtete:

Ach, ſchade, wenn ich es vergäße.
Ich wollte ein Haus erbauen und wir wollten darin leben
harmoniſch.
Aber die Verhältniſſe haben ſich unharmoniſch geſtaltet.
Ohne Heim iſt dieſer Körper und hat keinen Ort, an den er ſich
begeben könnte.
Dieſer ſchön gepflegte Körper geht jetzt betteln.
Ich lege den Sattel auf den Rücken des Eſels, um die vier Weltgegenden zu durchſtreifen.
O du bunter, lieblicher Becher, dich will ich mit Wein anfüllen
und will mit meiner Geliebten Abſchied feiern (ſo ſprach er).
Die innigſte Liebe iſt zunichte geworden.
Zur Zeit, da mein Herz von Kummer und Betrübnis erfüllt iſt,
gibt es keinen Weg, um zum Geliebten zu gelangen.
O du fliegende Mandarin-Ente, ſoll ich dich begleiten?

(Die Mandarinen-Enten sind in Ostasien Symbole der Gattentreue. Sie sah den Vogel und dachte: Sollte ich nicht meinen Mann begleiten?)
„Die Weide am Wege, die Blume an der Wand."
Welcher Bogenschütze hat diese Ausdrücke (für leichtsinnige Mädchen) erfunden?
(Du hast mich zur Frau nehmen wollen und mich dann im Stich gelassen.)
Den Mann wollte ich nicht, (ihm wollte ich nicht mein Vertrauen schenken. So dachte ich als Mädchen ursprünglich, dann nahm ich ihn doch, aber)
tatsächlich geht er ohne weiteres.
Du bist lieblos, daß du mich verläßt.
Herzlos ist die Trennung vom Gatten.
Sinnend sitze ich bei der Mahlzeit da. Ohne Genossen vermag ich nichts zu essen.
Doch möchte ich ihn sehen, doch möchte ich ihn sehen,
wenn der Mond in Wolken eingetaucht erscheint,
zur Zeit der dritten Nachtwache.
Entschwunden ist der Geliebte, mit dem ich zusammen mein Leben zu verbringen gedachte.

## Italiener aus Norditalien, Neapel und Sizilien erzählen und singen ihre berühmten Volkslieder

Das Rad der Weltgeschichte dreht sich schneller als vor Jahrzehnten. Seit dem Weltkriege haben sich die politischen Interessen mancher Nationen, besonders der von der Tätigkeit oder besser Untätigkeit und Unfähigkeit des Völkerbundes enttäuschten Völker geändert. Die Geister schieden sich, und politische Umgruppierungen waren die notwendige Folge. Italien zählte im Weltkriege zu unseren Gegnern; es hat seine politischen Ziele, für die unser nationalsozialistisches Deutschland das größte Verständnis hat, damals nicht erreicht und nur Undank geerntet.

Die Gegensätze zwischen Italien und den Westmächten verschärften sich besonders anläßlich der Haltung, welche England und Frankreich Italien gegenüber während des Abessinienkrieges einnahmen. Es ist durchaus natürlich, wenn sich das neue faschistische Italien von diesen plutokratischen Mächten abwandte und sich dem wieder erstarkenden Deutschen Reiche anschloß, mit dem es seit Jahren in Verfolg der gleichen Ideale freundschaftlich verbunden ist.

Die geschichtliche Wahrheit fordert den hier folgenden Bericht über die italienischen Gefangenen aus dem Weltkriege.

Die Italiener waren in einem rheinischen Lager den Gelehrten persönlich am nächsten getreten. Sie waren soeben von der Front als Kriegsgefangene ge-

kommen und hatten bitter unter Not und Hunger zu leiden. Sie waren höchst erschlafft, bewahrten aber trotzdem ihre soldatische Haltung. In gleicher Weise wie unsere deutschen Frontkämpfer brachten sie tiefsten Abscheu gegen Drückeberger und Kriegsgewinnler zum Ausdruck.

Die Norditaliener hoben sich im Charakter wesentlich von den Süditalienern ab. Der Lombarde, der Pimontese, der Angehörige der östlichen Alpentäler, ging wenig aus sich heraus, anders der Bewohner der Poebene. Diese waren von einer stark lebensbejahenden Frohnatur. Da fanden wir Ausbeute von Liedern neckischen und komischen Inhalts. Ein Canavese trug uns im Dialekt von Valperga die lustige Anpreisung eines Scharlatans vor, der allerlei Waren empfiehlt. Ein genuesischer Droschkenkutscher pries in einer Anrede an reisende Ausländer die Herrlichkeit seiner Stadt. Ein Bauer aus Domodossola erzählte in stiller, aber eindringlicher Weise ein Märchen in dem Dialekt, wie er an den Abhängen der meistens Schweizerdeutsch redenden Bevölkerung des Simplonpasses gesprochen wird.

Durch und durch lyrisch waren die sehnsuchtsvollen Liebeslieder der Romagnolen aus der Poebene von Ferrara, lautlich hochbedeutsam die Erzählungen von Bauern aus den Vorstädten und Dörfern der Umgebung von Bologna.

Von darstellerischen Talenten zeigten sich einerseits die Toskaner, die nicht müde wurden, lustige Dialoge in der Sprache ihres Landes aufzuzeichnen. Dann weiter römische Stadtkomödianten, die von „Gigetto" und allerlei ortsbekannten Spaßmachern lustige Monologe preisgaben.

Unverwüstlich in ihrer Fröhlichkeit waren auch die Neapolitaner, die in Liedern und epischen Dichtungen sprudelten. Das melancholische Moment herrschte vor bei den Calabresen, die außerordentlich schöne, originelle kleine Lieder sangen.

Über eine Fülle von Liedern verfügten die Sizilianer, leidenschaftliche und melancholische, nur selten humoristische Lieder.

Alle Italiener sangen aber auch charakteristische Soldatenlieder.

Unter den Süditalienern befanden sich auch Angehörige des albanischen Volksstammes. In dem Bezirk von Campobasso gibt es drei albanische Dörfer, die zu jenen Albanern gehören, die im 15. Jahrhundert nach Italien gewandert sind. Die größte Kolonie hat sich damals in Calabrien festgesetzt, einzelne wenige Gemeinden auch in Sizilien. Diese Albanesen von Campobasso sind eigentümliche, weich gestimmte, freundlich entgegenkommende und intelligente Menschen. Ihre Melodien sind alle durchaus von italienischem Typus. Nur wenige Greise der Dörfer singen noch echte balkanische Melodien, die in ihrem Charakter völlig verschieden sind von den italienischen. Ihre Sprache ist in allem ein toskanischer Dialekt, weich und melodisch, nur hie und da von italienischen Ausdrücken durchsetzt.

Alle diese braven italienischen Frontsoldaten blieben uns in bester Erinnerung.

---

# Großdeutschlands koloniale Sendung auf kulturellem Gebiet während des Weltkrieges in den Kriegsgefangenenlagern

## A. Seelenkultur

Für die Pflege des geistigen Lebens unter den Kriegsgefangenen hatte die damalige Heeresverwaltung alle nur erdenklichen Mittel ersonnen und erfolgreiche Wege gefunden. Bei aller Mannigfaltigkeit der verschiedenen Volkskulturen und Gebräuche ist die deutsche Militärbehörde ihrer Pflicht in einer Weise gerecht geworden, die über das gewöhnliche Maß der völkerrechtlichen Bestimmungen hinausging.

Wenn die Gefangenen die ersten Monate ihres veränderten Schicksals in der ihnen aufgenötigten Unfreiheit mit dem darin beschlossenen heißen Widerstreit der Empfindungen überwunden hatten, und auch das erste Heimweh einigermaßen niedergerungen war, gewöhnten sie sich zum größten Teil unwillkürlich daran, sich mit ihrer Umgebung irgendwie auszusöhnen. Sie fanden sich in die Gewißheit, daß sie vielleicht mehrere Jahre als Kriegsgefangene in Deutschland leben müßten. Was sollten sie einst bei ihrer Rückkehr ihren Angehörigen erzählen von dem Lande der „Boches" und der „Barbaren?" Und die Ernsteren unter ihnen legten sich die inhaltschwere Frage vor, ob sie ihr gegenwärtiges Stück Leben nicht auszunützen, nicht mit einem bleibenden Gewinn für ihre ferneren Jahre auszufüllen die Pflicht hätten. So regte sich in den meisten, neben vielfacher Langeweile unter dem Druck der Untätigkeit, das Bedürfnis, sich des neuen Daseins zu bemächtigen, Neues zu lernen und ihren Gesichtskreis zu erweitern. Die Wohltat des gewohnten täglichen Berufs wurde schmerzlichst vermißt — so suchte man nach allen möglichen Ersatzmitteln. Die Leitung der militärischen Behörden erkannte frühzeitig das Ringen und Suchen der Gefangenen nach geistiger Nahrung: den Bildungshunger, und so entstand allmählich in allen Lagern eine Reihe von Einrichtungen, die der Belehrung und der Unterhaltung gedient haben.

Die Unterrichtskurse seien mit Fug und Recht vorangestellt. Vielfach wurden sie von gelehrten Deutschen, die in Rußland, Indien, Australien und anderen Ländern gelebt hatten, erteilt. Aber auch die gebildeten Gefangenen nahmen als Lehrer lebhaften Anteil an diesen Bildungsbestrebungen. Viele Professoren, Lehrer und Studenten der fremden Nationen, die mit Befriedigung, ja mit Begeisterung die Gelegenheit ergriffen, ließen ihre Berufsbegabung spielen. Die Schüler konnten ihre Kenntnisse erweitern und festigen; gar manche unter ihnen waren durch Verwundung und durch andere Umstände genötigt, sich auf einen anderen Beruf für die Zukunft einzustellen und vorzubereiten.

Das Studium der deutschen Sprache wurde deshalb in fast allen Lagern betrieben, am eifrigsten von Serben und Russen, in geringerem Maße von den Franzosen, seltener von den Engländern. Wie bei den erworbenen deutschen Kolonien die Kolonialarbeit zunächst mit der Ver-

ständigung durch die deutsche Sprache begann, so galten im Gefangenenlager in erster Linie die Unterrichtskurse der deutschen Sprache. Die Gefangenen konnten sich von der Wichtigkeit der Kenntnis fremder Sprachen leicht überzeugen. Denn wer unter ihnen über Sprachkenntnisse verfügte, konnte als Dolmetscher oder Barackenältester verwendet werden und genoß dadurch allerlei schätzenswerte Vorteile — er war auch nicht den mancherlei Mißverständnissen ausgesetzt, die im Verkehr mit den Bewachungsmannschaften leicht eintraten.

Im Gefangenenlager Gießen z. B. stand die geistige Fürsorge unter der Leitung eines Professors (Professor Bressien war vor dem Kriege jahrelang als Lehrer des Deutschen in Paris tätig). Er verfügte über ein seltenes Maß Erfahrungen, sich mit den Franzosen anzufreunden und ihre Zuneigung zu gewinnen. Die von ihm geleiteten Unterrichtskurse in der deutschen Sprache und deutschen Geschichte erfreuten sich der besonderen Beliebtheit der Franzosen und waren überfüllt. Es ist begreiflich, daß dieser deutsche Professor, der in dauernder persönlicher Fühlung mit dem Lagerkommandanten stand, viel Gutes für die Erfüllung der Gefangenenwünsche geleistet und die militärischen Lagerbehörden vor manchen Mißgriffen bewahrt hat.

Daneben gab es Unterrichtskurse in vielen anderen Sprachen. Für die ganzen oder halben Analphabeten aus Frankreich, Belgien, Rußland wurden Anfängerkurse bewilligt. Vorgerückte, die bereits daheim Unterricht in fremden Sprachen genossen hatten, nahmen dankbar die ihnen vom Schicksal so seltsam dargebotene Gelegenheit wahr, im kameradschaftlichen Umgang mit den Angehörigen anderer Völker sich in der praktischen Ausbildung ihrer Sprachkenntnisse zu vervollkommnen. Doch die Unterrichtskurse blieben nicht bei den Sprachen stehen. Es wurde außerdem, je nach den besonderen Lagerbedürfnissen, auch Unterricht erteilt in Arithmetik und Mathematik, in doppelter Buchführung, Astronomie, Geographie und Geschichte, Elektrizität, Landwirtschaft, Rechtslehre, Musiklehre. In der Regel trugen diese Kurse die Form des Schulunterrichts, mit schwankender Teilnehmerziffer. Es kam bei starker Beteiligung auch zu Parallelklassen. Auch in freien Vorträgen vor aufmerksamer Zuhörerschaft wurde Bildung verbreitet: deutsche Geschichte und Geographie, deutsche Sozialgesetzgebung, deutsches Universitätswesen, Musikgeschichte, die Sprachen Europas, die Anfangsgründe der Rechtslehre, Religionswissenschaft und Weltanschauung wurden vorgetragen. Eine dritte Form des Unterrichts wurde durch die Gründung von Sozietäten gegeben. So bestand z. B. im Lager Göttingen eine eigene „Société d' étude", welche das Studium der deutschen Kultur und Sprache sich zur Aufgabe machte, eine eigene deutsche Bibliothek besaß, besondere Kurse veranstaltete und ihre Mitglieder zu Vorträgen mit Diskussion heranzog. Im Ruhlebener Internierungslager gab es eine richtige kleine Universität. Arbeitsgemeinschaften in etwa 15 kleinen Hörräumen mit je 20 Teilnehmern wurden nach einem sorgfältig ausgebauten Arbeitsplan ins Leben gerufen.

Eng verbunden mit dem Unterrichtswesen waren die dankenswerten Bibliotheken. Diese unschätzbaren Tröster und Anreger wurden als Leihbibliotheken entweder von den Gefangenen selber oder durch die Lagerkom-

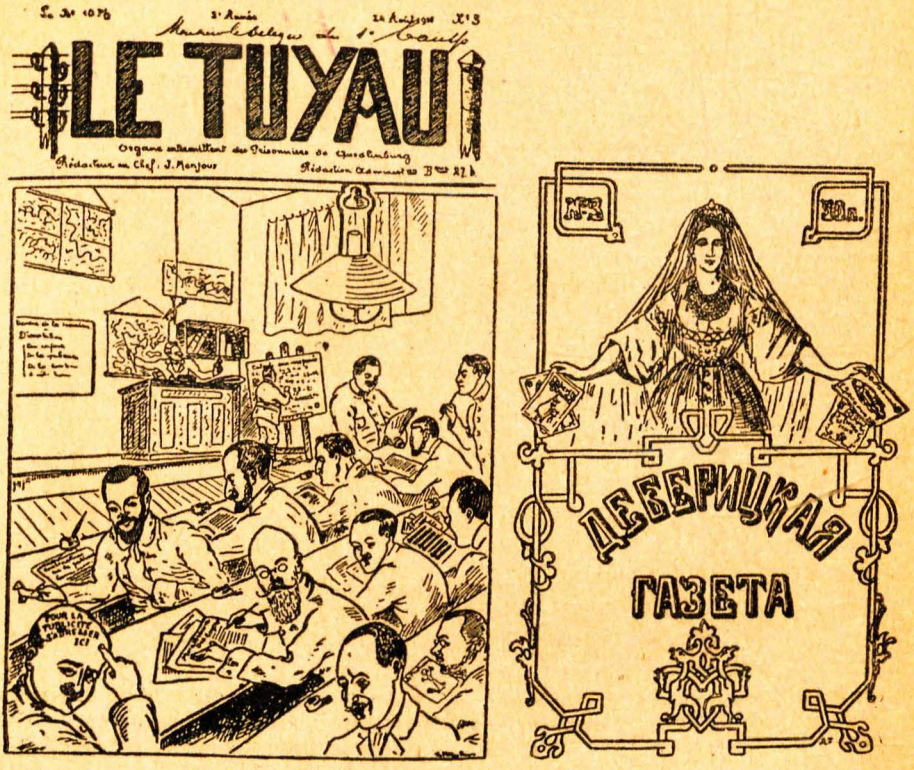
mandanturen mit Hilfe deutscher christlicher Jünglingsvereine eingerichtet. In manchen Lagern gab es nach Nationen getrennte Bibliotheken mit zum Teil wertvollem Bücherbestand, so daß nebeneinander französische, englische, deutsche, flämische und russische Büchereien aufgestellt werden konnten. Nicht selten trugen Lesesäle alle wohnlichen Annehmlichkeiten der Neuzeit. Im Gießener Gefangenenlager z. B. stand eine schöne, große, helle, heizbare Lesehalle, mit matter Tapete ausgestattet, darauf Kulturbilder (Stiche), in den Ecken Büsten berühmter Dichter und Denker, über den Arbeitstischen reichlich verstellbare elektrische Beleuchtung, ein wahrlich so anheimelnder Raum, daß manche deutsche Volkseinrichtung die Gefangenen hätte darum beneiden können.

Es erwies sich als zweckmäßig, die Benutzer der Lesehallen von den Gästen der Leihbibliotheken dadurch zu trennen, daß man in dem einen Fall einen kleinen Geldbeitrag erhob, in dem anderen nicht. Auch mit Gesangbüchern, Bibeln und christlichen Kalendern nebst mancherlei erbaulichem Lesestoff wurden viele Lager versorgt.

Die Lagerzeitungen haben sich ein erhebliches Verdienst um die Anregung und Belehrung der Gefangenen erworben. Eine aufklärende Lagerzeitung, welche geschickt und vielseitig geleitet, verständlich und fesselnd geschrieben wurde, war überall willkommen. Neben Aufsätzen über Deutschland brachten sie volkstümlich gelehrte Beiträge von den Gefangenen als Tagebuchblätter, Gedichte, kleine Erzählungen und philosophische Betrachtungen. Auch stellte sich der Brauch heraus, in einer Sonderbeilage von den Tagesereignissen im Lager zu berichten — eine solche Zeitung konnte im Hauptteil für eine Reihe von Lagern zugleich hergestellt werden, also für den Bereich eines ganzen Armeekorps. Die Beilagen dienten den Sonderbedürfnissen des Einzellagers zum Austausch und zur Erheiterung. Von solchen Lagerzeitungen war u. a. bemerkenswert die aus dem Lager Quedlinburg. Sie hieß scherzhaft „Le tuyau", d. h. Sprachrohr, das Organ der Kriegsgefangenen, in dem neben allerlei wissenswerten Aufschlüssen Humor, Witz und Satire ihr launiges Spiel trieben. Im Döberitzer Lager wurde eine „Gazetta" in russischer, englischer und französischer Sprache herausgegeben. Von den vielen englischen Zeitungen sei „The Barb" (Der Bart) aus Schweidnitz genannt. In Altengrabow beispielsweise suchten illustrierte Zeitungen das Lesebedürfnis der Kriegsgefangenen zu befriedigen: „Les Ames libres" und „L'Exilé" in französischer, „Niwolnik Polak" in polnischer Sprache.

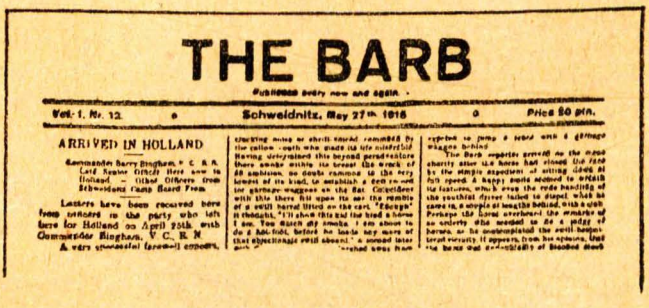
Um die Fäden des Weltgeschehens in dem Bewußtsein der Gefangenen nicht abreißen zu lassen, hatte man ihnen den Bezug deutscher Zeitungen und Zeitschriften erlaubt und machte ihnen sogar Zeitungen in ihrer Muttersprache zugänglich, wie z. B., um nur einige herauszugreifen, die „Nouvelles Hebdomadaires", „Gazette des Ardennes" in französischer, „Gazet van Brüssel" in flämischer und die „Continental-Times" in englischer und russischer Sprache.

Einige Beispiele für die geistige Betreuung und Erholung der Kriegsgefangenen in Deutschland: Titelseiten von Lagerzeitungen aus dem Weltkriege, welche die Gefangenen selbst herausgeben durften, und Lagerzeitungen von heute.




Le Tuyau (Sprachrohr): Titelblatt einer Nummer (Nr. 3 vom 24. Augst 1916) dieser zwanglos erscheinenden Zeitschrift der Kriegsgefangenen in Quedlinburg. Die Zeitschrift wurde von dem französischen Gefangenen J. Monjour als Chefredakteur geleitet. Hier trieben neben allerlei wissenswerten Aufschlüssen Humor, Witz und Satire ihr launiges Spiel.

Doeberitzkaja Gazeta, Titelblatt der im Döberitzer Lager von Russen, Franzosen und Engländern in ihren Sprachen herausgegebenen Zeitschrift. Der Hauptredakteur war ein Russe.


THE BARB

Published every now and again

Vol. 1. Nr. 12 — Schweidnitz, May 27th 1916 — Price 50 pfn.

ARRIVED IN HOLLAND

Commander Barry Bingham, V. C. R. N. Lord Squire Ditch Here now in Holland — Other Officers from Schweidnitz Camp Board From

Letters have been received here from persons in the party who left here for Holland on April 25th with Commander Bingham, V. C. R. N. A very successful (crowded) concert,

Thee Barb (Der Bart), eine von Engländern herausgebrachte Zeitung im Lager Schweidnitz im Weltkrieg.




Die Kriegsgefangenen in deutschen Lagern erhalten gute Bücher, ganze Büchereien werden durch die gemäß Abkommen zugelassenen Hilfsgesellschaften ständig zur Verfügung gestellt, auch dürfen Zeitungen und eine Anzahl Zeitschriften in fremden Sprachen gehalten werden. Über das Weltgeschehen und den Krieg können sich die Gefangenen aus den Lagerzeitungen unterrichten. Hier werden die polnische, die englische und die französische Lagerzeitung gezeigt.

In nicht wenigen Lagern entstanden neben den für die Gottesdienste vorbehaltenen Baracken eigene Räume für Unterricht und Lesebedürfnis, für Schreib- und Spielgelegenheit. In diesen Versammlungshäusern oder Kriegsgefangenenheimen wurden mancherlei Veranstaltungen abgehalten, welche der geselligen Unterhaltung dienten. In jedem Lager traten die musikbegabten Gefangenen zu einem Orchester zusammen. Außerdem wurde der Chorgesang allerorten mit Liebe gepflegt. In Lagern mit gemischter Bevölkerung bildeten die verschiedenen Nationen getrennte Chöre. Unter ihnen haben überall die russischen Chöre Freude und Bewunderung erregt. Die mannigfachen Musikinstrumente wurden entweder aus der Heimat der Gefangenen geschickt oder aus einer benachbarten Stadt geliehen und gekauft. Die russischen Gefangenen, die als geschickte Instrumentenmacher ihr erfreuliches Handwerk übten, bauten sich die Instrumente selber. Die russische Balalaika wurde in mehr als einem Lager in Massen gebaut und den Liebhabern zum Kauf dargeboten. (Vgl. Artikel: Die Russen.)

Wer will in ein armseliges Wort zusammenpressen, welche Entspannung der Gemüter die Musik hervorgezaubert hat, wenn sie, ob einzeln betätigt von

dem einsamen Gefangenen oder in Gruppen mit den Schicksalsgenossen ausgeübt, diese armen Menschen in der Fremde auf ihre Schwingen hob und sie gnädig entführte in das Traumland der Phantasie, wo Freiheit herrscht und Freude waltet! Sie sangen und spielten schwermütige und heitere Heimatslieder, fühlten sich dadurch ihrem Volk und ihren Familien nahe und verbunden und kehrten ausgesöhnt in die Wirklichkeit mit gestärkter Seele zurück.

Neben den Konzerten, in denen nicht selten namhafte Solokünstler, hervorragend begabte und berühmte Einzelkräfte auftraten, fanden in den Lagern an Sonn- und Festtagen, zuzeiten an einem Wochentage die allgemein beliebten Theateraufführungen statt. Hier marschierten nach allgemeinem Zeugnis die Franzosen an der Spitze, doch auch die Russen standen ihren Mann. Es versteht sich von selbst, daß bei diesen Volksstücken und Varieté-Vorstellungen, die gewöhnlich gegen ein kleines Entgelt allen zugänglich waren, auch die weiblichen Rollen von den Gefangenen gemimt wurden — wobei die Beschaffung der weiblichen Bekleidung viel muntern Scharfsinn ans Licht lockte. Die Theaterdekorationen fielen den Lagermalern als ehrenvolle Aufgabe zu. In manchem Lager wurden richtige Schauspielertruppen von Beruf zusammengebracht, und es gab auch vor kritischen Augen und Ohren anerkennenswerte Leistungen.

Die deutsche Militärbehörde unterstützte und förderte diese Unternehmungen dadurch, daß sie Räume und Materialien zum Zweck kunstgerechter Ausmalung und Ausstattung zur Verfügung stellte. In verschiedenen Lagern gab es deutsche Hauptleute, die mit friedlicher Begeisterung derartige Unternehmungen zum Nutzen und Frommen der Gefangenen leiteten und möglichst alle Wünsche der ihnen anvertrauten Schutzbefohlenen erfüllten.

Neben der Musik und dem Theater sind die Malerei und die bildenden Künste mit freundlicher, ja oft hingebender Teilnahme der Lagerkommandanturen gehegt worden. Maler und Bildhauer von Beruf und begabte Liebhaberkünstler durften sich eigene, kleine Ateliers einrichten und im Malerkittel, mit Pinsel und Palette vor der Leinwand, der Kunst leben. Aus den Malerei- und Bildhauerwerkstätten sind viele tüchtige Arbeiten in den Kriegsjahren hervorgegangen. Auch diese individuelle geistige Fürsorge wird Deutschland immer zur Ehre gereichen. Ferner entstanden kunstgewerbliche Arbeiten in bunter Fülle. Die russischen Holzschnitzer und die Virtuosen für Laubsägearbeiten ließ man gern in ihrem Kunstgewerbe sich betätigen. Die Franzosen und Belgier verstanden sich auf reizvolle Stickereien, Web- und Knüpfarbeiten und anderes. So blühte in den Lagern allmählich eine eigenartige, buntfarbige Kultur heran. In den Baracken schmückten Zeichnungen aus Natur und Menschenwelt vom einfachsten Strich bis zur ausgelassenen Karikatur im selbstgefertigten Rahmen die Wände. Aus Konservenbüchsen und Bisquitkästen entstanden Blumentöpfe, Trink- und Kochgeschirre und ähnliche Dinge: aus Knochen schnitzten die Franzosen entzückende Vasen, Serviettenringe und andere kunstsinnige Gegenstände. Kleine Schränke wurden hergestellt für die Aufbewahrung der Habseligkeiten, Schachbretter und Schachfiguren geschnitzt, gediegene geschweifte Möbelstücke gearbeitet. Modelle von Schiffen und mechanische Apparate wurden gebaut. Die religiöse Kunst sorgte in einfältigen

Formen und in ergreifender Schönheit für die Ausschmückung der Kultusräume. In einzelnen Lagern, wie z. B. Altengrabow, Offiziersgefangenenlager Königstein, wurden auf Veranlassung der Kommandanturen Ausstellungen der im Lager entstandenen Kunst- und Gebrauchsgegenstände veranstaltet.

Bis zu welcher Höhe diese individuelle geistige Fürsorge sich entwickelt hat, dafür waren die Opferfeste der Inder im Sonderlager Wünsdorf und die Nationalfeier des Bairamfestes im Mohammedanerlager Zossen besondere charakteristische Beweise. (Vgl. die betreffenden Artikel.) Ein mohammedanischer Tatare hat dieses sein höchstes, heimatliches Opferfest, das ihm im deutschen Kriegsgefangenenlager mit seinen Religionsgenossen unter Beteiligung der Lageroffiziere ermöglicht wurde, in einem Briefe lebendig geschildert: „Schon zwei Tage vor dem Fest Kurban Bairam machte sich eine lebhafte Geschäftigkeit und eine aufgeregte Stimmung unter meinen Stammesgenossen geltend. Überall wurden die Baracken gereinigt, überall erhob sich die bange Frage, womit wir das Innere unserer Wohnstätten schmücken würden. Zum Glück fanden sich einige alte deutsche Zeitungen, aus denen man phantastische Zeichnungen ausschneiden konnte. Auch die Fenster blieben nicht ungeschmückt, sie erhielten Vorhänge aus denselben Zeitungen. Dann verschafften sich einige blaues und rotes Papier und verhüllten damit die elektrischen Lampen, so daß das Innere der Baracke bei dieser phantastischen Beleuchtung und mit all den Zeichnungen einer Tropfsteinhöhle gleich sah, und daß unsere Gedanken weit, weit in die Ferne schweiften. Ungewißheit bringt immer Aufregung; sie äußerte sich in einem Gerücht, wonach die Türkei in Übereinkunft mit Deutschland etwas vorbereitet hätte, eine Überraschung auf die Feiertage für uns, die vom Spiel des Schicksals in die Ferne Verschlagenen. Der Morgen des ersehnten Tages kam. Wir hatten die Ehre eines Besuches von Gästen aus Berlin als Vertreter der Türkei in der Person des Botschafters Ibrahim Hakki Pascha und vieler anderer, aber auch eines Generals von Deutschland mit seinem Stabe, die uns alle nach dem Morgengebet beglückwünschten. Statt des üblichen Hurra riefen wir zum Gruße Padischahim tschok jascha (langes Leben dem Sultan)! Nach dem Gebet richteten wir unsere Blicke unwillkürlich nach der Seite, wo wir das Gebrüll von Kühen und das Blöken von Schafen hörten. Da entdeckten wir die Überraschung, die man uns bereitet hatte! Nach der Zeremonie besuchten die Gäste unsere Baracken, wo die Tische gedeckt waren. Eine Militärkapelle spielte dazu. In der Baracke, wo der Tisch für die Gäste gedeckt war, stellten wir uns in dankbarer Stimmung auf. Beim Essen kam ich neben einen Kameraden zu sitzen, der uns andere mit Tee, Brot, Butter, Honig und Süßigkeiten bewirtete. Wie gut hatte man für uns Muselmanen gesorgt! — So verbrachten wir den Festtag, wie es sich für jeden Muselmanen geziemt, indem unter uns die längst vergessene Sitte der Gastfreundschaft wieder auferstand."

## B. Seelsorge

Der Pflege der religiösen Bedürfnisse für die Gefangenen widmete die deutsche Heeresverwaltung ihre ausgedehnte Sorgfalt. Man hielt sich nicht nur an Artikel 18 des Haager



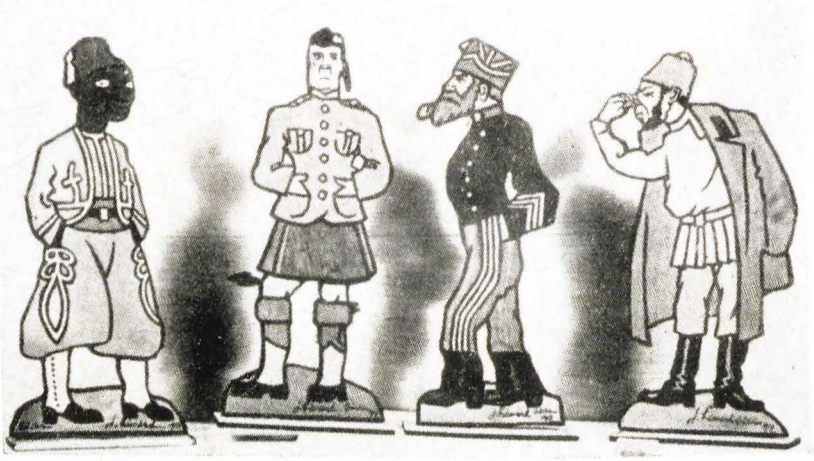


Oben: Russischer Chor singt das in Rußland allerorten bekannte innige Volkslied „Die Abendglocken". Einige Sänger führen die Melodie, die andere Mehrzahl begleitet, summend mit den Lippen, Begleitinstrumenten nachahmend.

Links: Ein serbischer Dudelsackbläser. Das Instrument wurde vom Spieler aus einem Schafsmagen mit darangebundener, selbstgeschnitzter Flöte gefertigt. Der Serbe spielte zunächst die eigenartige serbische Tonleiter. Dann gab er mit meisterhafter Geschicklichkeit ursprüngliche Volkslieder zum besten, wie sie die Hirten daheim in ihren Bergen seit uralten Zeiten pflegen.

(Weltkrieg.)

100/1



Wie ein russischer Künstler im Gefangenenlager die Entente in der Karikatur sah (Weltkrieg.)



Eine Nähschule für Kinder der Eingeborenen, wie sie in zahlreichen deutschen Missionen in Afrika betrieben wird — neben den vielen Eingeborenen-Schulen und Wanderschulen, die von Deutschen errichtet wurden.



Oben: Gefangene Serben in der Zitadelle von Banja-Luka erfuhren von der Waffenruhe. Sie sind glücklich, daß der Krieg für sie zu Ende ist.



Mitte: Gefangener Offizier einer australischen Division in Griechenland — beim Durchbruch am Klidi-Paß.



Jugoslawische Soldaten eines serbischen Regiments als Gefangene in Deutschland im April 1941.

100/2



Griechische Verwundete, die bei dem harten Kampf um die Metaxaslinie im April 1941 gefangengenommen wurden, warten auf ihren Abtransport.



Völkergemisch, das England — wie 1914/18 — in seinen Krieg schickte. Abtransport britischer Gefangener australischer, indischer und kanadischer Herkunft an der nordafrikanischen Front im Mai 1941.

Abkommens, nach welchem den Kriegsgefangenen in Ausübung ihrer Religion und Teilnahme volle Freiheit gewährt werden sollte, sondern man ging vielmehr trotz der großen Schwierigkeiten, die sich aus dem Lagerbetriebe und der Vielstämmigkeit der Völker ergaben, weit über das geforderte Maß dieser Verfügung hinaus.

Bereits am 14. Dezember 1914 wurde dem Kriegsministerium die Gründung eines Hilfsausschusses für Gefangenen-Seelsorge angezeigt. Der Zentral-Ausschuß für die Innere Mission der Deutsch-evangelischen Kirche verhandelte bei einer Konferenz mit Vertretern der ihm angeschlossenen Vereine aus ganz Deutschland am 10. und 11. November 1914 über die geistliche Versorgung der Kriegsgefangenen, wobei der evangelische Feldpropst D. Wölfing darauf hinwies, daß die Heeresverwaltung bereits Schritte für die Seelsorge an den Kriegsgefangenen getan habe. Beschlossen wurde ein interkonfessioneller Hilfsausschuß für Gefangenenseelsorge. Ihm gehörten mit Anschluß des katholischen und evangelischen Feldpropstes der Armee namhafte Vertreter der evangelischen und katholischen Kirche an, auch damals sogar ein Vertreter für die Juden in den Lagern. Der Direktor der Deutschen Evangelischen Missionshilfe, Pastor D. A. W. Schreiber, wurde zum Schriftführer ernannt. So war eine gemeinsame Stelle geschaffen, an welche für jede Religionsgemeinschaft Einzelwünsche und Anfragen zu einer Vorprüfung verwiesen werden konnten. Der Hilfsausschuß stellte sich die Aufgabe, den Feldpropsten bei der vom Kriegsministerium angeordneten, durch die Generalkommandos und Lagerkommandanturen durchzuführenden Seelsorge der Kriegsgefangenen Hilfsdienste zu leisten:

1. durch Gewinnung von Persönlichkeiten, die für die Seelsorge der Kriegsgefangenen in Deutschland geeignet waren, unter Vorprüfung der Meldungen;

2. durch Beschaffung, Empfehlung und Verteilung der für die Gefangenen bestimmten Literatur.

Der Ausschuß gliederte sich in konfessionelle Abteilungen; jede Abteilung sollte ihre Arbeit nur innerhalb ihrer Konfessionsangehörigen betreiben.

Die Geschichte der Tätigkeit des Hilfsausschusses für die Kriegsgefangenen-Seelsorge hat ergeben, daß diese interkonfessionelle Gruppe erhebliche Verdienste beanspruchen darf bei der Einrichtung und Durchführung der Gefangenen-Seelsorge.

Die Militärbehörde stellte den Grundsatz auf, daß die Gefangenen-Seelsorge durch kriegsgefangene Geistliche zunächst und in der Regel auszuüben sei. Für die allgemeine Aufsicht über die Seelsorge bei den Gefangenen hatten die zuständigen militärischen Seelsorger des Korpsbezirks eine beratende Stellung bei den einzelnen Lagerkommandanturen eingeräumt erhalten. Die in den Stammlagern tätigen Geistlichen wurden auch mit der Seelsorge in den Arbeitslagern betraut, wenn eine Regelung in anderer Weise nicht möglich war.

Die kriegsgefangenen Geistlichen in den Mannschaftslagern wurden wie gefangene Offiziere behandelt und mußten in den Mannschaftslagern entsprechend untergebracht werden.

Ihnen wurde in weitem Maße Gelegenheit zur Abhaltung von Gottesdiensten und zur Spendung der Sakramente gegeben. Den kriegsgefangenen katholischen Priestern ward entsprechend ihren kirchlichen Vorschriften möglichst das tägliche Lesen einer Messe gestattet.

Jeder Kriegsgefangene konnte in der Regel alle vierzehn Tage bis drei Wochen an einem Gottesdienst teilnehmen. Wie die Heeresverwaltung darauf bedacht war, jeglichen fremden Eingriff in die religiösen Empfindungen und Rechte der Gefangenen zu verhindern, zeigt die erlassene Verfügung an sämtliche Generalkommandos: „Es liegt Veranlassung vor, darauf aufmerksam zu machen, daß Bestrebungen, Kriegsgefangene zum Wechsel ihres Glaubens zu bestimmen, nicht geduldet werden können. Das Kriegsministerium ersucht ergebenst, Versuchen dieser Art entgegenzutreten, insbesondere die mit der Gefangenen-Seelsorge beauftragten Geistlichen und andere Personen, die zur Verteilung religiöser Schriften unter den Gefangenen zugelassen sind, darauf hinweisen lassen zu wollen."

Unter den kriegsgefangenen Geistlichen konnte man nur solche Persönlichkeiten zur Seelsorge auswählen, gegen die seitens der stellvertretenden Generalkommandos nichts einzuwenden war. Fanden sich geeignete kriegsgefangene Geistliche auch in den nächstgelegenen Gefangenenlagern nicht, so wurden deutsche Seelsorger aus benachbarten Gemeinden der Gefangenenlager in Anspruch genommen. Die Zahl der in den einzelnen Lagern befindlichen Konfessionen bedingte die Regelung der Seelsorge. Sprachkundige, inländische Geistliche, die sich bald nach Kriegsausbruch in erheblicher Zahl freiwillig zur Verfügung stellten, wurden vielfach mit der Leitung der Gottesdienste und mit der Wahrnehmung der Seelsorge betraut. Genannt sei mit wärmster Anerkennung statt mancher Namen nur der reformierte Pfarrer Correvon aus Frankfurt a. M., ein Hugenott von Abstammung, für seinen Seelsorgedienst an den Franzosen.

Für die italienischen Geistlichen und Seminaristen in deutschen Gefangenenlagern wurde im Sommer 1918 in Tauberbischofsheim eine theologische Studienanstalt begründet, die von den fleißigen Benutzern dankbarst begrüßt wurde.

Die deutsche Heeresverwaltung ließ es sich angelegen sein, alle Wünsche der Kriegsgefangenen in Hinblick auf ihren Kultus menschenfreundlich zu erfüllen. Jedem Glaubensbekenntnis waren in weitherziger Weise Kirchenbaracken und Betsäle aller Art erbaut: von den einfachsten protestantischen (englischen Hochkirchen), katholischen, mohammedanischen, indischen Kirchen und Gebetsecken bis zu den würdigsten Baudenkmälern aus Stein und Holz, wie sie in den typisch russischen Kirchen oder in der Moschee im Sonderlager Wünsdorf, wo man sich nach dem Orient versetzt fühlte, sich darstellten. (Vgl. Bilder.)

Im Offizierslager Königstein z. B. hatte man den kapellenartigen Rittersaal des Schlosses zum Betsaal umgestaltet. Die geräumigen Kirchen waren meist mit eigenartig geformten Bänken ausgestattet, die die künstlerische Holzschnitzkunst der Russen bewiesen. Hehre Altäre, im einfachen vornehmen Stil, aber auch in bunter Farbenpracht waren errichtet. Farbig ausgemalte Decken, mit blinkenden

Leuchtern geziert, konnte man bewundern. An den Wänden hingen Heiligenbilder von der Hand der Künstler im Lager.

Kirchengeräte, Tücher und Gewänder, Klavier und Harmonium wurden entweder von benachbarten deutschen Kirchengemeinden oder von der Lagerverwaltung aus Reichsmitteln beschafft.

Meßwein und Altarlichte vermittelten für die Römisch-Katholiken die römisch-katholischen deutschen Gemeindeämter, für die Orthodoxen christliche Vereine.

Die protestantischen Kriegsgefangenen nahmen, solange sie im Lager weilten, in bestimmten Zeitabschnitten unter deutscher militärischer Begleitung an Gottesdiensten teil, die in ihrer Muttersprache in der für das Lager zuständigen Kirche abgehalten wurden. Auf den Einzelkommandos besuchten die Gefangenen den Gottesdienst der Gemeinde, in der ihre Arbeitsstätte lag. Die Rücksichtnahme auf religiöse Betätigung der Kriegsgefangenen ging sogar so weit, den Juden reichlich Gelegenheit in eigenen Lagertempeln wie zum Besuche benachbarter Synagogen in der Zeit der „hohen Feiertage" zu geben.

Bis zu welchem Grade die Sonderfürsorge der obersten Heeresverwaltung überhaupt ausgedehnt wurde, dafür sei ein charakteristisches Einzelbeispiel angeführt! Die Königlich Spanische Regierung unterbreitete im Auftrage der Kaiserlich Russischen Regierung am 23. 12. 15 dem Auswärtigen Amt in Berlin folgende Bitte: Die heilige russische Synode möchte zwei heilige Antiminses (geweihte Altardecken) nach Deutschland in die russischen Gefangenenlager schicken zur Feier der griechischen Messe nach orthodoxem Ritus. Da diese Antiminses nur von Hand zu Hand der Priester gehen durften, so beschloß die Synode, einen Priester an die dänisch-deutsche Grenze zu senden, um einem russischen Priester aus dem Mainzer Lager diese beiden Antiminses zu übergeben. Es wurde zunächst um Erlaubnis des Zusammentreffens der beiden griechisch-orthodoxen Priester nachgesucht mit Angabe der Förmlichkeiten bei Überreichung der Antiminses. In dieser intimen kirchlichen Angelegenheit fand zwischen allen beteiligten Stellen ein eingehender Notenaustausch statt. Aus dem Offiziersgefangenenlager Burg bei Magdeburg klagte der Priester über den Mangel an einer Antiminse, dieser zum heiligen Abendmahl unumgänglichen Reliquie, die ihn daran verhindere, beim Gottesdienst die Liturgie zu vollziehen. Eine große Menge der kriegsgefangenen Offiziere und Mannschaften griechischer Konfession konnten, so berichtet er unter dem 3. 12. 15, seit länger als einem Jahr das heilige Abendmahl nicht feiern. Er bat die griechische Botschaft in Berlin mit bewegten Worten um Abstellung. Es wurde ermittelt, daß die Antiminse (oder Anthymince) ein geweihtes Tuch ist, in das die Reliquie eines Heiligen eingenäht wird, und daß sie für den Gottesdienst zur Liturgie und beim Abendmahl schlechthin unentbehrlich ist. Nur von einem Bischof der griechisch-katholischen Kirche durfte sie bezogen und nur persönlich von einem Geistlichen zum andern übergeben werden, da jede Berührung von ungeweihter Hand diese Altardecke entheiligte! Aus verschiedenen Lagern

liefen die Bitten der Popen[1]) um solche Antiminses ein. Mehrere Popen hatten sich die Antiminses bei benachbarten griechisch-katholischen Gemeinden der Städte persönlich geliehen und sie persönlich wieder zurückgebracht. Die deutsche Kriegsgefangenenhilfe berichtete von einer amerikanischen Überweisung von zehn Antiminses für griechisch-katholische Lager, die durch den Pfarrer Zotos von der griechischen Kirche der Griechischen Gesandtschaft in Warnemünde in Empfang genommen wurden. Pfarrer Zotos sollte nun die Lager besuchen, deren Popen Antiminses — eine dritte Schreibung dieser heiligen Altartücher lautete: Antiminsions — begehrten. Das Kriegsministerium gab genaue Anweisungen für die gewissenhafte Ausführung dieses intimen rituellen Wunsches und ebnete mit Entgegenkommen dem Vertrauensmann Pfarrer Zotos die Wege zur persönlichen Überbringung seiner Kostbarkeiten. Alle betreffenden Lager wurden verständigt. Pfarrer Zotos konnte schließlich berichten, daß er sich seines ihm übertragenen Auftrages persönlich und vertraulich im ganzen Umfange entledigt habe, so daß alle russischen Gefangenen in unseren Lagern das Osterfest im Vollgenuß der ihnen aus der Heimat vertrauten Riten begehen konnten.

Wollte es das Geschick, daß der Tod die Gefangenen hinwegraffte, dann hielt es die deutsche Lagerverwaltung für ihre selbstverständliche Pflicht, dem Körper eine würdige Ruhestätte zu bereiten. Feierlich und angemessen mit allen militärischen Ehren, unter Begleitung eines freiwilligen Kommandos von Kameraden des Verschiedenen, insonderheit nach dem Ritus der Religion, wurde die Beisetzung vorgenommen. Freunde und Bekannte folgten dem oft mit Blumen geschmückten Sarge. Vertreter der Lagerverwaltung nahmen regelmäßig an der Beisetzung teil. Die Leichenfeier hielt, wenn irgend möglich, ein kriegsgefangener Geistlicher, sonst der zuständige deutsche Pfarrer der zum Pfarrbereich gehörenden Ortsgemeinde.

Auf einem abgegrenzten Teile des Stadtkirchhofes oder aber auf eigenem Friedhof in der Nähe des Gefangenenlagers ruhen die Toten fern von der Heimat; Kameradenhände hegten die Stätten mit hingebender Sorgfalt. Jedes Grab trägt ein schlichtes Holzkreuz. Es bewahrt Namen, Dienstgrad, Regiment, Geburts- und Todestag des Erdenwanderers, der ohne Schuld ein Opfer des großen Krieges werden mußte. Weithin ragen die Doppelkreuze des russischen Friedhofs. Bildende Künstler aus dem Gefangenenkreise, aber auch deutsche Talente, haben aus rohem Stein mit geübter Hand kunstsinnige Denkmäler zum Gedächtnis der Toten geschaffen. Ihrer Fürsorge durch die deutsche Heeresverwaltung dürfen die nachtrauernden Hinterbliebenen sicher sein.

### C. Körperkultur

Freundliche Aufmerksamkeit wandten die Generalkommandos durch die einzelnen Lagerkommandanturen in der geistigen Fürsorge für die Kriegsgefangenen auch den freiwilligen Leibesübungen zu, um durch Turnen, sowie durch

[1]) Amtsbezeichnung der Weltgeistlichen.

Spiele und allerlei Sport die Gefangenen in den Freistunden angenehm zu unterhalten, zugleich körperlich zu ertüchtigen und beweglich zu halten.

153 Lager besaßen Spielplätze und die mannigfachsten Turngeräte, dazu war das verschiedenartigste Material für sportliche Spiele angeschafft und in Benutzung gegeben. 129mal wurden Spielplätze gemeldet, 120mal Recke, 110mal Barren. Dazu Pferde und Böcke und Sprungtische, Ringe und Schaukelgeräte und Trapeze, Taue und Klettergerüste, Sprungständer und Sprungstäbe. Es waren vorhanden Kugeln, Steine und Diskusscheiben, Kegel- und Kugelspiele, Hanteln und Keulen, Hürden, Schwebebäume und Federsprungbretter (Trampolin). In 60 Fällen haben die Gefangenen selber sich die ihnen erwünschten Geräte besorgt, in 70 Fällen sind die Kommandanturen hilfreich gewesen. Die weitgreifende Pflege von Spiel und Sport in den Lagern hatte naturgemäß besondere Gründe; man kann sie unter folgende Zielpunkte gruppieren: seelische Ablenkung, zerstreuende Abwechslung, Kräftigung der Gesundheit erkrankter und nichtkranker Gefangenen, Anregung Arbeitsunwilliger, Überwindung von Lebensunlust, Beseitigung von Fluchtversuchsplänen, Hebung der Arbeitsfreudigkeit im allgemeinen, Belohnung für zuverlässige Arbeit, z. B. im Ukrainelager.

Mannschaftslager wie Offizierslager entwickelten ihre Sportanlagen durchgängig mit Lust und Geschick, einige wiesen einen beneidenswerten Bestand an Anlagen und Geräten auf. Besonders erfreulich blühten die zahlreichen Tennisplätze, auf denen reges Leben herrschte. England und Frankreich führten die ledernen Fuß- und Tennisbälle freigebig als „Liebesgaben" ein. Wo die Lageranlagen sich für sportliche Spiele, wie Fußball, Hockey und Kricket, nicht eigneten, mietete man von benachbarten Sportvereinen gute Sportplätze, auch Weideplätze wurden verwendet.

Der Erwähnung wert ist die handfertige Geschicklichkeit, mit der in verschiedenen Lagern sich Gefangene ihre Geräte selber zu verfertigen wußten. Große Hanteln als Kugelstäbe wurden in halber und ganzer Zentnerschwere mittels Quadersteinen hergestellt, die unter sich mit einem hölzernen Stiel verbunden waren; mit Sand gefüllte Konservenbüchsen wurden ähnlich miteinander befestigt. Die Baracken lieferten häufig die Ringe. Auch orthopädische Geräte — zur Stärkung der Gelenke — machten sich die Leute erfinderisch zum Teil selber.

Turnerische Geräteübungen wurden betrieben, volkstümliche oder leichtathletische Übungen, Frei- und Handgerätübungen, Turnspiele, sportliche und Nationalspiele der Amerikaner, Engländer, Russen, Franzosen, Italiener, Belgier und Ukrainer; besondere Leibesübungen und eine Fülle von Scherzübungen. Im ganzen sind 85 bis 90 verschiedene Formen von Spiel und Sport festgestellt worden, denen sich die Gefangenen in ihren Lagern hingegeben haben. Es fehlt der Raum, um dieses vielfarbige Bild froher und gesunder Bewegung und erholender wie stärkender Betätigung in Einzelzügen aufzurollen. Doch dürfte aus den knappen Bemerkungen sich der Eindruck von selbst einstellen, daß hier ein reichsprudelnder Quell geöffnet war, der die Landsleute gesellig zusammenführte, sie an Leib und Seele

erfrischte und ihnen die Luft ihrer Heimat in der Fremde vermittelte.

In vielen Lagern organisierten sich gutgeleitete Vereinigungen als Klubs und Sportkomitees, die zumeist unter zielbewußter englischer, französischer und auch deutscher Führung von Sport und Turnlehrern von Beruf standen. In Kassel z. B. gab es nicht weniger als vier Fußballvereine. Der Tennissport unterstand zumeist einem Ausschuß, der die Instandhaltung von Platz und Geräten besorgte, die Listen führte, die Spiele einteilte, Turniere veranstaltete. Geregelte Kurse im Turnen und Tanzen bedienten in einem Lager ein französischer Offizier und ein deutscher Zivilturnlehrer. In einem anderen Lager pflegte eine Gruppe russischer Offiziere das Boxen; französische Offiziere fochten miteinander; Balten und Kosaken turnten gemeinsam. Militärisch-gymnastische Frei- und Marschübungen wurden verschiedentlich dienstlich angeordnet für die nicht zur Arbeit eingeteilten Gefangenen. Offizier- und nichtarbeitende Unteroffizierlager bevorzugten die frühen Morgenstunden zu Dauerlauf und Freiübung. Englische Offiziere in mehreren Lagern brachten den größten Teil des Tages mit Sportübungen aller Art hin; amerikanische Offiziere spielten am Vor- und Nachmittag Tennis und Fußball, nach dem Abendessen liebten sie den Volleyball. Vorbildlich waren die Anlagen in Ruhleben für die englischen Zivilgefangenen auf einer früheren Rennbahn (Tennis und Golfspiel). Ein Lager verteilte seinen Sportplatz, ähnlich wie in Ruhleben, stundenweise auf die Offizierssportgruppen. Die Mannschaftslager begnügten sich mit ihren Freistunden in der Mittagszeit und am späten Nachmittag, mit den Sonntagen und Feiertagen. Auch die Jahreszeiten brachten einen natürlichen Wechsel in den bevorzugten Spielen zur Anschauung. — Örtliche und klimatische Verhältnisse wirkten auch sonst ein.

So beweisen die vorstehenden Tatsachenberichte, was in Deutschlands schwerster Zeit geleistet und geschaffen wurde, um den fremdländischen Völkern die Gefangenschaft so leicht wie möglich zu machen.

## Anhang und Ausklang

Da das vorliegende Werk in erster Linie den deutschen Frontkämpfern zum Gedächtnis geschrieben wurde — denn diese Helden haben nach zähem Ringen die vielfarbigen Völker und Rassen gefangengenommen —, ist es nur selbstverständlich, daß auch derjenigen deutschen Männer gedacht wird, die draußen mit gleichen und verwandten Völkerstämmen gerungen haben: „Unserer Schutztruppe". — Es entspricht deutschem Wesen, in gerechter Weise aber auch der afrikanischen Askaris zu gedenken, ohne deren treue Anhänglichkeit und soldatische Haltung das lange Standhalten und die erbitterten Kämpfe gegen die stets vielfache Übermacht unmöglich gewesen wären. Das Band, das diese braven Askaris an Deutschland fesselte, soll nimmer zerrissen werden.

Dieses Erinnerungswerk soll ausklingen mit einem kurzen, allgemeingeschichtlichen Abriß über unsere Kolonien und einer Schilderung der Organi-

sation und der unvergleichlichen Leistungen unserer Kolonialsoldaten und schließlich zur Ehre des deutschen Volkes und seiner Kolonialarbeit an fremden Völkern und Rassen mit dem Abschnitt: Kulturelle Streiflichter aus deutschen Kolonien.

# Das Oberkommando der Schutztruppen und vom Dienst unserer Kolonialsoldaten

Von Oberst der Schutzpolizei a. D. Georg Bullrich

Wenn Fremde vor dem Weltkriege in Berlin die Stadtgegend Wilhelmstraße—Mauerstraße—Jägerstraße aufsuchten, so trafen sie hier häufig deutsche Soldaten in einer merkwürdigen, ihnen gänzlich fremden Uniform. Die Farbe war hechtgrau. Sie trugen mächtige gelbe Reiterstiefel und einen großen grauen Schlapphut mit aufgeschlagener Krempe und schwarz-weiß-roter Kokarde. Darunter schaute ein von Tropensonne tiefgebräuntes Gesicht im ernsten männlichen Selbstbewußtsein hervor. Es handelte sich um die Soldaten der Schutztruppe, die sich schon den Wind hatten um die Ohren wehen lassen, Männer, die wußten Verantwortung zu tragen und persönlicher Gefahr zu trotzen, sowie Entbehrungen zu erdulden, Männer, welche, wenn es sein mußte, schon vor dem Weltkriege ihr Leben im Kampfe gegen wilde Völkerstämme für die Größe und Ehre des Vaterlandes eingesetzt hatten. Wenn sie nun auf Heimaturlaub kamen oder hinausgingen in die Kolonien, so mußten sie sich bei dem „Oberkommando der Schutztruppen" melden, das in Berlin seinen Sitz hatte. Aber vielen war es nicht vergönnt, sich dort zurückzumelden, denn sie hatten ihr Leben dem Kolonialreich des Vaterlandes geopfert, sie starben in Afrika den Heldentod.

Zu dem Befehlsbereich des Oberkommandos der Schutztruppen gehörten die Schutztruppen in Südwestafrika, Ostafrika, Kamerun. In den übrigen Kolonien, wie z. B. Togo und Südsee, reichte die Polizei für die Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung aus. Tsingtau unterstand dem Reichsmarineamt.

Um die Bedeutung und den Arbeitsbereich des Kommandos der Schutztruppen zu erkennen, ist es nötig, sich kurz den Werdegang und Zweck unserer Schutztruppen vor Augen zu führen.

Der Seefahrer und tapfere Verteidiger Kolbergs, Joachim Nettelbeck, schrieb nach der Niederringung Napoleons an seinen Freund Gneisenau nach Paris, daß bei den Friedensverhandlungen Preußen Kolonien erlangen müsse, damit es seine Kolonialwaren selbst herstellen könne und das gute Geld nicht ins Ausland ginge. Seine Anregung fand natürlich damals keine Berücksichtigung angesichts des Kampfes, den Preußen um seinen Bestand durchführen mußte. Aber die einfache Forderung Nettelbecks beleuchtet überzeugend die Notwendigkeit deutschen Kolonialbesitzes, deren Verwirklichung 80 Jahre später unter des Altreichskanzlers Bismarck weitschauendem Blick in Erfüllung ging. Nach seiner Auf-

fassung von der Lösung des Kolonialproblems lehnte er die französische Methode ab, die darin bestand, möglichst viel Land von Staats wegen zu annektieren, um dann später Beamte, Soldaten und Siedler zur Ausbeutung herauszuschicken. Bismarck wollte vielmehr, daß der Kaufmann vorangehen müsse und daß man einer auf gesunder Basis erworbenen Kolonie alsdann den Schutz des Reiches gewähren solle. Allerdings sollte dieser Schutz zunächst ein durch die Konsularvertretungen gewährter Rechtsschutz sein, unterstützt durch die Kreuzer der Flotte. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit in den erworbenen Gebieten sollten die Privatunternehmer und Kolonialgesellschaften selbst sorgen. Aber bald zeigte sich, daß für diese Aufgabe die Kräfte nicht ausreichten und daß das Reich mit der Aufstellung einer Schutztruppe eingreifen mußte. In Unkenntnis der Verhältnisse hatte man leider zunächst die Truppe zahlenmäßig so schwach bemessen, daß sie den farbigen Völkern gegenüber einen vollkommen falschen Eindruck von Deutschlands Macht und Größe geben mußte. Die erste Gelegenheit, eine überseeische Schutztruppe aufzustellen, ergab sich, als der Bremer Großkaufmann Lüderitz Gebiet an der Angrapequena-Bucht in Südwest von den Hottentotten-Häuptlingen erworben hatte, über das Bismarck am 24. April 1884 den Reichsschutz aussprach. Dem daraufhin entsandten Reichskommissar Dr. Göring*), welcher durch Verträge mit den Eingeborenen-Häuptlingen das Gebiet auf den jetzigen Umfang von Südwest gebracht hatte, stand eine Truppe von sieben Europäern und 20 Eingeborenen zur Verfügung, welche dabei noch eine Privattruppe im Dienst der Deutschen Kolonialgesellschaft war. Diese Truppen„macht" konnte naturgemäß nichts ausrichten und mußte am 16. April 1889 durch 21 Weiße ersetzt und später auf 250 Weiße unter Hauptmann Curt v. François verstärkt werden. Sie war aber immer noch als „Privat"truppe auf François vereidigt. Aufgewiegelt durch den neidischen Nachbar, standen bald die Hottentotten im Süden des Landes unter ihrem Häuptling Hendrik Witboy gegen die deutsche Herrschaft auf. Ein dauernder erfolgloser Kleinkrieg entstand, der die Unsicherheit des Landes so vermehrte, daß weitere zwei Kompanien nach Südwest entsandt wurden unter gleichzeitiger Umwandlung der Truppe in eine Kaiserliche Schutztruppe. 1894 wurde Major Leutwein Kommandeur und gleichzeitig Gouverneur von Südwest, ein Posten, den er 11 Jahre innehatte. Er stellte den Frieden im Lande wieder her. Entsprechend dem Charakter des Landes bestand die Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika hauptsächlich aus berittener Infanterie und einigen Batterien, die sich aus Angehörigen aller Waffen des deutschen Heeres ergänzten. Die sich freiwillig Meldenden verpflichteten sich jeweils auf eine Dienstperiode von 3½ Jahren. Die kleine, über das ganze Land verteilte Truppenmacht von 700 Mann konnte aber auf die Dauer die kriegerischen und stolzen Eingeborenen nicht im Zaun halten, besonders nachdem die Besiedlung der Kolonie fortschritt. Es kam denn auch zu mehreren blutigen Aufständen, die jedesmal von der Truppe unterdrückt wurden. Schließlich brach 1904 der große gemeinsame Aufstand der Hereo und Hottentotten gegen die deutsche Herrschaft aus, der erst nach vierjährigem blutigem und verlustreichem Ringen niedergeschlagen werden konnte, nachdem fast 18 000 Mann aus der Heimat herangezogen waren.

*) Vater des Reichsmarschalls Hermann Göring

Dann war Friede im Lande, bis der Weltkrieg die weißen Gegner auch in den Kolonialgebieten auf den Plan rief. Die Schutztruppe hatte bei Ausbruch des Krieges nur noch 1800 Mann. Die Stärke wurde durch Einziehung von Reservisten und Landsturmleuten auf etwa 4600 erhöht. Ihre Ausrüstung aber hatte mit den fortschrittlichen technischen Errungenschaften der Heimat nicht Schritt gehalten, da man die Geldmittel nicht bewilligt hatte. 4600 Deutsche standen gegen 78 000 Engländer und Buren unter dem General Botha, 28 Maschinengewehre gegen 119, 18 Kanonen (zum Teil alten Modells) gegen 142 und sogar 2 Automobile gegen 2000. Bei diesem Kräfteverhältnis konnte die Truppe nicht lange Widerstand leisten. Dazu kam, daß das Land arm an natürlichen Hilfsmitteln ist, nicht zu vergleichen mit dem reichen und fruchtbaren Ostafrika. Nach vielen harten und siegreichen Kämpfen bis zur völligen Erschöpfung mußte die Truppe 1915 kapitulieren, weil sie kein Brot und keine Munition mehr hatte, um den Kampf fortzusetzen.

Wie in Südwest, so wurden auch in Deutschost die Erwerbungen von Dr. Karl Peters zunächst einer privaten Gesellschaft, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, übertragen, die mit einer Handvoll farbiger Polizeisoldaten die Hoheitsrechte ausübte. 1888 kam es zu dem großen Araberaufstand, um die Deutschen zu vertreiben. Am 8. Februar 1889 erhielt der zum Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika ernannte Afrikadurchquerer Hauptmann Hermann v. Wissmann den Auftrag zur Bildung einer Truppe zur Niederwerfung des Aufstandes. Fürst Bismarck übergab persönlich Wissmann diesen Auftrag mit den Worten: „Ich bin nicht der Kaiserliche Hofkriegsrat in Wien, und Sie sind Tausende von Meilen entfernt. Stehen Sie auf eigenen Füßen. Ich gebe Ihnen den Auftrag: Siegen Sie!" Für den erfahrenen Afrikaner Wissmann stand es fest, daß diese Aufgabe nur mit einer farbigen Truppe mit farbigen Chargen, aber geführt von deutschen Offizieren und Unteroffizieren, zu lösen sei. Mit 25 Offizieren, 63 Unteroffizieren und 850 schwarzen Soldaten zog er gegen den Halbaraber Buschiri ins Feld, das Haupt des Aufstandes, welcher unter Anteilnahme der Marine niedergeschlagen wurde. Nach und nach wurde die Truppe auf eine Stärke von 250 Europäern und 2500 Askari gebracht. Sie hatte zahlreiche Aufstände zu bekämpfen, darunter die großen Aufstände gegen die Wahehe 1891 und den Maji-Maji-Aufstand 1905. Die gewaltigste Aufgabe wurde ihr aber im Weltkriege gestellt, als Lettow-Vorbeck sich mit dieser Truppe gegen einen weit überlegenen Feind behauptete und unbesiegt bis zum Kriegsende blieb. Die Schutztruppe bestand 1914 aus 14 Kompanien und einem Rekrutendepot in einer Gesamtstärke von etwa 260 Europäern und 2500 schwarzen Soldaten. Die Kompanien waren über die ganze Kolonie verteilt, welche eineinhalbmal so groß wie Deutschland ist. Jede Kompanie bestand aus 10 Weißen (Offiziere und Unteroffiziere) und 160 Askari (schwarze Soldaten). Durch Einziehung aller wehrfähigen Deutschen gelang es, die Zahl der Weißen auf 2800 zu bringen. Dazu traten noch die Besatzungen des Kreuzers „Königsberg" und des Vermessungsschiffes „Möwe". Die Zahl der Askari wurde auf 11 500 gebracht. Diese Macht kämpfte gegen die vereinigten Engländer, Belgier und Portugiesen, von denen die Engländer allein 50 000 Weiße und 250 000 Farbige stellten. Der Feind war mit allen modernen Kriegsmitteln ausgerüstet, mo-

dernste Geschütze, Minenwerfer, Flugzeuge, schnellbewegliche Lastkraftwagen. Die deutsche Truppe hatte zu Beginn des Krieges außer einer Anzahl von Maschinengewehren nichts Gleichwertiges. Die Askari waren sogar noch mit Gewehren Modell 71 ausgerüstet. Erst nachdem in der Schlacht bei Tanga am 4. November 1914, in der die Truppe gegen eine zehnfache Übermacht den Sieg errang, indem sie die gelandeten Engländer ins Meer zurückjagte, war es möglich, mit den erbeuteten Waffen und Munition die Schutztruppe einigermaßen modern auszurüsten. Der Sieg von Tanga reiht sich, an dem Erfolg gemessen, in die größten Taten des Weltkrieges würdig ein.

Auch in Kamerun, in dem Dr. Nachtigall 1884 die deutsche Flagge gehißt hatte, entwickelte sich die Schutztruppe langsam aus kleinen Anfängen. Aus einer 1891 aufgestellten kleinen Polizeitruppe wurde 1893 die Schutztruppe. Ihr erster Kommandeur war Hauptmann v. Morgen, später der bekannte Heerführer des Weltkrieges. In zahlreichen Expeditionen des noch gänzlich unbekannten Landes, in vielen Kämpfen gegen räuberische und wilde Eingeborene hat die Truppe das Land allmählich erschlossen. Hervorgehoben müssen die Expeditionen des Leutnants Dominik nach dem oberen Sanaga und Njong werden, des Hauptmanns v. Kamptz nach Tibati, des Oberstleutnants Pawels nach Adamaua. Erst 1907, nachdem die Schutztruppe auf 9 Kompanien angewachsen und mit Artillerie und Maschinengewehren ausgerüstet war, gelang die endgültige Befriedung des Schutzgebietes, so daß die friedliche Arbeit des Verwaltungsbeamten, des Pflanzers und Kaufmanns beginnen konnte. Im Weltkrieg kämpfte die Truppe in zahlreichen Gefechten, wohl siegreich, aber schließlich in hoffnungslosem Kampf auf verlorenem Posten. 1914 bestand die Truppe aus 155 weißen Offizieren und Unteroffizieren und 1650 Askari. Sie war eingeteilt in 12 Kompanien. Bei Ausbruch des Weltkrieges wurde die Stärke der Truppe auf 185 Weiße und 3000 Farbige gebracht. Von allen Seiten vom Feinde umstellt, unzulänglich ausgerüstet, hatte sie sich Engländern, Franzosen und Belgiern in einer Stärke von 1000 Weißen und 18 000 schwarzen Soldaten gegenüber zu behaupten. Dies gelang in zahlreichen Gefechten bis zum Februar 1916. Dann trat die Truppe auf spanisches Gebiet über; sie war unbesiegt geblieben.

Der Dienst unserer Kolonialsoldaten war aber nicht nur ein allein militärischer und kriegerischer. Solange nicht die Befriedung vollendet war, lag der Truppe die gesamte Verwaltung des Landes ob. Sie tat Polizei-, Zoll- und Nachrichtendienst, vermaß das Land, stellte Karten her, baute Stationen als Rückhalt für Pflanzer und Kaufleute, erschloß Wasser, legte Felder und Gärten an, baute Brücken, Wege und Eisenbahn. Aus der Truppe kamen die besten und erfolgreichsten Pflanzer und Siedler. Eine hervorstechende Rolle spielte das Sanitätswesen, das weit über den Rahmen der Schutztruppe hinausging, allen weißen und farbigen Bewohnern zugute kam und durch seine Forschungstätigkeit Weltruf erhalten hat. Das gleiche gilt auch für die Tätigkeit unserer Veterinäre in der Bekämpfung von Tierseuchen aller Art.

Für diese Schutztruppen war das Oberkommando in Berlin die Zentrale in der Heimat. An der Spitze des Oberkommandos stand der Kommandeur der

Schutztruppen als Befehlshaber. Die Behörde unterstand aber nicht dem Landheer, sondern dem Kolonialstaatssekretär des Reichskolonialamtes in der Wilhelmstraße, und dem Reichskanzler unmittelbar. Die Dienstgeschäfte wurden entsprechend den für ein Generalkommando gültigen Bestimmungen geführt unter Berücksichtigung der afrikanischen Verhältnisse. Das Oberkommando war Generalstab und Kriegsministerium zugleich. Es sorgte für die gesamte Ergänzung und Versorgung der unterstellten Schutztruppen. Der Schwerpunkt seiner großen und umfangreichen Arbeit lag sicherlich in den Jahren 1904—1906, zur Zeit der großen Aufstände in Südwest- und Ostafrika. Gefahr war im Verzuge, denn es handelte sich um das Ansehen des Reiches und den Schutz des Lebens deutscher Volksgenossen. In kurzer Zeit mußten damals große Verstärkungen aus der Heimat nach Südwest gesandt werden. Dem Ruf waren viele Freiwillige aus dem Heer und dem Beurlaubtenstand gefolgt. Sie wurden zu Transporten zusammengestellt und vollkommen neu für die Kolonie ausgerüstet. Damals herrschte auf dem Übungsplatz Munster regstes Leben. Die Transporte erhielten dort vor ihrer Ausreise zwei- bis dreiwöchige Ausbildung nicht nur im Gefecht, sondern sogar im Reiten und in der Pferdepflege. Die Pferde kamen aus Ostpreußen, sie sollten ihre Reiter in die Ferne begleiten und diese durch Sonnenbrand und Wüste gegen den Feind tragen. Die Woermann-Linie wurde mit der Durchführung der Überfahrt beauftragt. Ihre 6000 bis 10 000 Tonnen große Schiffe wurden schleunigst hierfür eingerichtet. In die Laderäume wurden Mannschaftsquartiere und Pferdeställe eingebaut. Besonders die Anlage der Pferdeställe hat zunächst viel Sorge und Kopfzerbrechen gemacht. Sie befanden sich in mehreren Etagen übereinander, welche durch Laufstege mit Sprossen verbunden waren. Die Pferde gewöhnten sich bald an die Kletterei, überstanden infolge der sorgsamsten Pflege die heißen Zonen und die stürmische See, um dann ihre Pflicht in Südwest zu tun. Das Oberkommando hatte aber auch zahlreiche Versorgungstransporte für Ausrüstung, Verpflegung und Futter zu veranlassen, das nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus dem Auslande herbeigeschafft werden mußte. Als Zugtiere wurden vornehmlich Maultiere aus Argentinien nach Südwest gebracht, aber auch Zugochsen und Esel aus der Union. Für Seetransporte diesen Umfanges gab es damals noch keine Erfahrungen, denn die China-Expedition anläßlich des Boxeraufstandes hatte derartige Tiertransporte nicht nötig. Das Oberkommando der Schutztruppen hat in diesen Jahren eine ungeheure Arbeit geleistet. Über 16 000 Mann mit allen Waffen, Kanonen, Maschinengewehren und Ausrüstung, sowie viele Tausende von Pferden gingen damals den Weg über den Atlantik.

Das Schanddiktat von Versailles hat Deutschland zwar seiner Kolonien beraubt und damit haben die Schutztruppen zunächst aufgehört zu bestehen, aber unser aller Kampf gegen die entehrende Kolonialschuldlüge geht weiter — eines nicht mehr fernen Tages wird unsere Schutztruppe wieder auferstehen. Ihre Tradition wird in unserem nationalsozialistischen Großdeutschland gepflegt, damit ihre Taten für alle Zeit unvergessen bleiben.

In den Kolonien des Dritten Reiches wird aber die j u n g e deutsche Schutztruppe im Geiste ihrer ruhmreichen Überlieferung ihren verantwortungsvollen schweren Dienst tun und wirken zum Segen unseres Volkes.

# Deutschlands Kolonialreich zu Beginn des Weltkrieges
## Größe und Bevölkerung der deutschen Kolonien

| Kolonie | qkm | Einwohner | Europäer | Davon Deutsche | Schutztruppe Deutsche | Schutztruppe Farbige |
|---|---|---|---|---|---|---|
| **Deutsch-Ostafrika** | 995 000 | 7 750 000 | 5 300 | 4 100 | 260 | 2 470 |
| dazu Polizeitruppe | | | | | 55 | 2 140 |
| **Deutsch-Südwestafrika** | 885 000 | 260 000 | 14 800 | 12 300 | 1 870 | — |
| dazu Polizeitruppe | | | | | 550 | — |
| **Kamerun** | 790 000 | 3 850 000 | 1 871 | 1 650 | 200 | 1 600 |
| dazu Polizeitruppe | | | | | 30 | 1 200 |
| **Togo** | 87 000 | 1 000 000 | 370 | 320 | 5* | 560* |
| **Neuguinea mit Bismarck-Archipel** | 240 000 | 600 000 | 970 | 750 | 20* | 932* |
| **Karolinen, Marianen, Marshall-Inseln** | 2 500 | | 460 | 260 | | |
| **Samoa** | 2 600 | 40 000 | 550 | 330 | 2* | 52* |
| **Kiautschou** | 500 | 190 000 | 4 500 | 4 300 | 2 600 | — |
| dazu Polizeitruppe | | | | | 32 | — |
| | 2 952 600 | 13 690 000 | 28 821 | 24 010 | 5 594 | 7 764 |

* Nur Polizeitruppe.

# Die Gouverneure und Reichskommissare in unseren Kolonien und dem Schutzgebiet

### Deutsch-Ostafrika

| | |
|---|---|
| Dr. Carl Peters | 1885—1889 |
| Hermann von Wissmann | 1889—1891 |
| Julius von Soden | 1891—1893 |
| Friedrich R. v. Schele | 1893—1895 |
| Hermann von Wissmann | 1895—1896 |
| Eduard von Liebert | 1896—1901 |
| Adolf Graf Götzen | 1901—1906 |
| Albrecht von Rechenberg | 1906—1912 |
| Dr. Heinrich Schnee | 1912—1918 |

### Kamerun

| | |
|---|---|
| Dr. Max Buchner | 1884—1885 |
| Julius v. Soden | 1885—1891 |
| Eugen v. Zimmerer | 1891—1895 |
| Jesko v. Puttkamer | 1895—1907 |
| Dr. Theodor Seitz | 1907—1910 |
| Dr. Otto Gleim | 1910—1912 |
| Karl Ebermaier | 1912—1916 |

### Deutsch-Südwestafrika

| | |
|---|---|
| Dr. Heinrich E. Göring[1]) | 1885—1890 |
| Curt von Francois | 1891—1894 |
| Theodor Leutwein | 1894—1905 |
| Lothar von Trotha[2]) | 1905 |
| Friedrich v. Lindequist | 1905—1907 |
| v. Schuckmann | 1907—1910 |
| Dr. Theodor Seitz | 1910—1915 |

### Togo

| | |
|---|---|
| Ernst Falkenthal[1]) | 1885—1887 |
| Eugen v. Zimmerer[2]) | 1888—1891 |
| Jesko v. Puttkamer | 1891—1895 |
| August Köhler | 1895—1902 |
| Waldemar Horn | 1902—1903 |
| Julius Graf Zech | 1903—1910 |
| Edmund Brückner | 1911—1912 |
| Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg | 1912—1914 |

[1]) Kommissar
[2]) Nur vorübergehend

**Die Namen der ersten führenden Männer, die in anderen Erdteilen unsere Kolonien betreuten, seien der Vollständigkeit halber hier ebenfalls genannt.**

### Deutsch-Neuguinea mit Bismarck-Archipel

| | |
|---|---|
| Rudolf v. Bennigsen | 1899—1902 |
| Dr. Albert Hahl | 1902—1914 |

### Samoa

| | |
|---|---|
| Dr. Wilhelm Solf | 1900—1911 |
| Dr. Erich Schultz-Ewerth | 1912—1914 |

### Pachtgebiet Kiautschou

| | |
|---|---|
| Carl Rosendahl | 1898—1899 |
| Paul Jäschke | 1899—1901 |
| Oscar v. Truppel | 1901—1911 |
| Alfred Meyer-Waldeck | 1911—1914 |

## Als Leiter der deutschen Kolonialpolitik die Staatssekretäre des Reichskolonialamtes

| | |
|---|---|
| Dr. Bernhard Dernburg | 1907—1910 |
| Dr. e. h. Friedrich v. Lindequist | 1910—1911 |
| Dr. Wilhelm Solf | 1911—1918 |

---

## „Heia, Safari"

A. Aschenborn

„Heia Safari" ist der Ruf, mit dem die Führer ihre schwarzen Soldaten anzufeuern pflegten.

1. Wie oft sind wir geschritten
auf schmalem Negerpfad,
wohl durch der Steppe Mitten,
wenn früh der Morgen naht,
wie lauschten wir dem Klange,
dem alten trauten Sange
der Träger und Askari:
Heia, heia, Safari!

2. Steil über Berg und Klüfte,
durch tiefe Urwaldnacht,
wo schwül und feucht die Lüfte
und nie die Sonne lacht,
durch Steppengräserwogen
sind wir hindurchgezogen
mit Trägern und Askari:
Heia, heia, Safari!

3. Und saßen wir am Feuer
des Nachts wohl vor dem Zelt,
lag wie in stiller Feier
um uns die nächt'ge Welt.
Und über dunkle Hänge
tönt es wie ferne Klänge
von Trägern und Askari:
Heia, heia, Safari!

4. Tret' ich die letzte Reise,
die große Fahrt einst an,
auf, singt mir diese Weise
statt Trauerlieder dann,
daß meinem Jägerohre
dort vor dem Himmelstore
es kling' wie ein Halali:
Heia, heia, Safari!

---

## Treuegedenken

Ihr hieltet in dem sonndurchglühten Lande
Die alte deutsche Treue bis zum Tod,
In langen Märschen auf dem Dünensande,
In den Entbehrungen, in Kampf und Not.

Ihr wurdet matt, und es versagten euch die Glieder,
Doch immer wieder rafftet ihr euch auf,
Und willensstark zwangt ihr die Schwachheit nieder,
Da ging's mit letzter Kraft und Hurra drauf.

Doch nun bracht ihr zusammen, es ging zu Ende,
Die Krankheit packte euch, es droht' der Tod.
Vorbei der Marsch in schwierigem Gelände,
Vorbei der Kampf, Entbehrungen und Not.

Es senkten leise sich die Todesschatten
Auf euer treues, jugendfrisches Herz,
Sie schlossen euch die Augen zu, die matten,
Und führten eure Seele heimatwärts.

Doch in die Klage um das junge Leben
Mischt sich wie Glockenton ein Trostesklang:
Für seine Pflicht hat er sich hingegeben,
Getreu — bis er zur letzten Ruhe sank.

Ihr pflücktet Lorbeer euch und Grabzypressen,
Jetzt ruht ihr friedevoll bei eurem Gott.
Wir werden unsre Helden nie vergessen;
Sie lehren uns die Treue bis zum Tod.

Nun halten über den verklärten Toten
Die hellen Sterne droben stille Wacht;
Sie weben als des Himmels heil'ge Boten
Lichtstrahlen um ihn in der Tropennacht.

Freifrau Adda von Liliencron.

# Kulturelle Streiflichter aus deutschen Kolonien

Von Franz Hübner

Es gibt unzählige Beweise einer verständnisvollen und individuellen Behandlung der Eingeborenen durch die Deutschen — entgegen der Lügenpropaganda interessierter Staaten, welche durch ihre riesenhafte Presseorganisation immer wieder in der Welt die Behauptung verbreiteten, daß Deutschland nicht fähig sei, zu kolonisieren und die Eingeborenen richtig zu behandeln. Mit dieser erst im Jahre 1919 entstandenen Kolonialschuldlüge wollte man den Raub des deutschen Kolonialbesitzes auch noch „moralisch" begründen. In Wirklichkeit haben Sachverständige der gleichen Nationen vor dem Weltkriege Deutschlands vorbildliche Leistungen auf dem Gebiete der kolonialen Verwaltung und gerade der gesundheitlichen Aufklärung und Schulung besonders anerkannt.

Andere Völker haben mehrere Menschenalter lang gebraucht, um ihre Kolonien leidlich zu entwickeln. Oft genug hat es 100 Jahre und länger gedauert. Deutschland hat nur ein kurzes Menschenalter Zeit gehabt, 1884—1914. Als wir 1884 mit der Erwerbung von Kolonialbesitz begannen, hatte schon rund ein halbes Jahrhundert die Dampfschiffahrt den Verkehr über See sicherer und schneller gemacht. Es ist nicht verwunderlich, daß zu dieser Zeit schon alle an der See gelegenen, einen leichten Erwerb versprechenden Länder vergeben waren. Was damals noch frei war, kann durchaus nicht als „schlecht" bezeichnet werden, aber es bot vielerlei natürliche und auch politische Schwierigkeiten, die selbst den alten Kolonialvölkern, wie Engländern und Franzosen, den Erwerb bis dahin nicht wünschenswert erscheinen ließen. Als die Deutschen aber kamen, um Besitz von Teilen dieser unvergebenen Länder zu nehmen, da griffen auch diese alten Kolonialvölker zu, und auf Grund ihrer Erfahrungen verstanden sie es besser als wir, den Wert eines noch freien Landes zu beurteilen. So blieben uns oft Stücke, die nicht abgeschlossen sind, denen das natürliche Hinterland zum Teil abgeschnitten worden ist, denen fremde Gebietsteile ein- oder vorgelagert sind, alles Umstände, welche die natürlichen schon vorhandenen Schwierigkeiten der Entwicklung noch künstlich erhöhten. Die großen Erfolge und vorbildlichen Leistungen der deutschen Kolonisation in nur drei Jahrzehnten sind nach den soeben kurz geschilderten Tatsachen um so höher anzuerkennen!

Im Rahmen dieser Abhandlung, welche dieses Buch über Deutschlands Gegner und die Behandlung, Beschäftigung und Betreuung dieser fremden Völker durch Deutschland, lediglich hier in einem Anhang, ergänzen soll, können unsere kolonialen Leistungen nur in großen Zügen als „kulturelle Streiflichter" erwähnt werden.

Es wurden unzählige Straßen und Wege gebaut, der Eisenbahn- und Brückenbau war mit ganz besonderen, in der Natur des Landes liegenden Schwierigkeiten verbunden. Betriebe der Landwirtschaft und des Bergbaus wurden eingerichtet, das Studium neuer Wirtschaftsarten und -formen wurde gepflegt, auch für die Vieh- und Forstwirtschaft, alles wurde gefördert durch botanische, zoologische und geologische Forschungen. Zu gleicher Zeit erfolgte eine Hebung der Eingeborenen, ihre Rettung von Seuchen (ärztlich betreute

Aussätzigenlager) und eine hygienische Aufklärung mit entsprechenden Einrichtungen. Es wurde Sprache und Volkstum der Eingeborenen erkundet; wertvollste Dienste leisteten hierin wie auch auf allen anderen Gebieten die christlichen Missionen. Nach und mit den Missionsschulen entstanden vorbildliche Regierungsschulen, landwirtschaftliche und Handwerkerschulen sowie Industrieschulen für Kolonialmaschinen, den Erzeugnissen deutschen Erfindergeistes und deutscher Präzisionsarbeit.

Wenden wir uns in unserer kurzen Betrachtung den praktischen Erfolgen unserer Schulen bei den Eingeborenen zu.

Der hier folgende Aufsatz eines 19jährigen Negers und die beiden Briefe schwarzer Schuljungen, die im Austausch an Schüler in Deutschland gerichtet waren, sind aus zahreichen ähnlichen Schriftstücken herausgegriffen. Es sind einfache Äußerungen und dennoch ebenfalls Beweise gediegener deutscher Kolonisationsarbeit. Dabei sind diese Schriftsätze von jungen Menschen einer völlig anderen und primitiven Rasse in deutscher Sprache absichtlich nicht einmal aus der Zeit kurz vor Ausbruch des Weltkrieges gewählt, als die deutsche Organisation auf allen Gebieten des Lebens der Eingeborenen segensreich gewirkt hatte, sondern aus dem Jahre 1901. Das war zu einer Zeit, als Deutschland in seinen Kolonien in kultureller Beziehung erst kaum 15 Jahre geforscht und an den oft schwer umgänglichen Eingeborenen gearbeitet hatte. Solche Schulung bei Angehörigen dieser in ihren Lebensgewohnheiten und in ihrer Denkungsart verschiedenen Naturvölker ist nur ein Bruchteil unserer vielseitigen Kolonisationsarbeit, und wir können beim Lesen der Zeilen dieser Negerjungen vielleicht ahnen, was deutsche Lehrer und Erzieher unter denkbar schwierigsten Verhältnissen zur Ehre unseres Volkes geleistet haben.

Der Eingeborene Ayayi Ama schreibt:

„Dies ist ein Aufsatz, welchen ich verfaßt habe. Lome ist eine wunderschöne Handelsstadt. Sie liegt 20 Schritt vom Meer weg.

Ungefähr im Jahre 1896 wurde das Gouvernement von Sebbe nach Klein-Popo, da es in jenem Orte nicht genug Platz gab und wegen der ungesunden Lage, nach Lome verlegt. Damals hatte diese Stadt ein garstiges und unordentliches Aussehen. Zuerst baute die Regierung am Strand eine Gouvernementswohnung und dann nebenan ein Gebäude für das Zollamt. Für sich besorgte sie östlich außerhalb der Stadt einen schönen und großen Platz. Darauf wurden etliche Werkshäuser und Wohnungen gebaut; nämlich: eine für den Richter, ein Handwerkshaus und ein Bezirksamt usw. Unter der Wohnung des Richters befand sich der Materialschuppen und nebenan die Kammer der Truppe. Vor dem Bezirksamt ist eine runde Halle. In dieser Halle werden an den Palavertagen (Gerichtstagen) die verschiedenen Palaver mit den Eingeborenen gemacht, also Gerichte gehalten. Links von dem Bezirksamt ist ein Nebenraum, das ist das Gouvernementsbüro, und rechts ist die Kasse. Noch weiter östlich gegen die englische Grenze baut die deutsche Regierung für den Gouverneur ein Schloß. Der Regierungsarzt wohnt in der Mitte der Stadt; jetzt ist auf dem Regierungsgrundstück links von der Regierungsstraße ein Krankenhaus neu angelegt.

Um durch die Post Verbindung mit Nachricht nach Deutschland herzustellen, wurde auch in Lome ein Postamt gegründet. Das Postamt liegt im Westen kurz am Ende von der Hamburger Straße. Darin kann man telegraphieren nach Europa und nach einigen afrikanischen Küstenstädten. Telephon ist noch nicht über die Grenze. Wir geben Briefe und Pakete der Post ab, und sie sorgt für die Weiterbeförderung durch Dampfer nach Europa.

Vorher haben die Bewohner ihre Häuser durcheinander gebaut, und es hat auch keine festen Straßen gegeben. Nun hat die Regierung breite gerade Straßen angelegt. Hierbei mußten allerdings einige Häuser abgebrochen und weggeräumt werden.

Von Lome aus führen zwei Hauptwege in das Innere: der eine nach der Station Misahöhe und der andere nach der Station Atakpame, von wo aus dieselben weiter nach dem nördlichen Hinterland fortgesetzt sind.

Die deutsche Regierung wünscht, daß die handeltreibenden Kreise im Schutzgebiete gute Geschäfte machen und hat unter anderem deshalb auch die beiden Wege 10 Meter breit gebaut.

Die Händler benützen die für sie bequemen Wege heran bei Tag und Nacht. Die Faktoreien in Lome machen mit jedem Jahre bessere Geschäfte, sie verschiffen Palmöl, Kerne, Gummi und sehr selten — auch Elfenbein nach Europa.

Lome, den 5. April 1901.

Verfasser: Ayayi Ama."

Es mögen noch zwei andere Briefe von Negerjungen folgen, die ebenfalls wörtlich wiedergegeben werden:

„Lieber Freund!

Hier will ich Dir etwas erzählen von das Chamäleon.

## Das Chamäleon

Das Chamäleon tut keinem Menschen etwas zuleide. Es ist ein kleines langsames Tier, ein Bewohner der Tropen. Es kann seine Farbe wechseln, so daß es bald grau, bald braun, bald grün aussieht. Es kann seine lange Zunge schnell vorstrecken. Das Chamäleon Schluß.

Es kann seine Augen verdrehen. Das sieht ganz merkwürdig aus. Es klammert sich mit seinem Schwanze und mit seinen Füßen wenn es ruht. Wenn es gehen will, dann löst es langsam seinen Schwanz und seine Füße los. Es hat einen Greifschwanz und Greiffüße.

Lieber Freund. Bitte, wenn Ihr Geschichte hören will, so sollt Ihr recht mit dem nächsten Dampfer schreiben. Ich habe viele Geschichte zu erzählen. Ich verbleibe Dein Freund

Viktoria, den 9. Januar 1901 Johannes Haddison."

den 6. 4. 1901

„Lieber Guſtav.

Ich gratuliere für Deine Sachen. Es würde mich ſehr intereſſieren, zu erfahren, in welchen Lehrfächern Du unterrichtet werden. Bitte, ſchicke mir Dein Bild. Ich bin 16 Jahre alt. Wieviele Schweſtern haſt Du? Ich habe zwei Schweſtern. Sage Wilhelm Schmitt, daß er mir ſchreiben ſolle. Ich will Bibliotheksbücher leſen. Frei-Briefmarken habe ich nicht viel. Ich habe nur 6 Briefmarken. Nächſtenmal Du wirſt viel Briefmarken erhalten. Ich habe das Buch und den Brief erhalten. Nächſtenmal viel mehr ſchreiben als dieſe. Bitte antwort. Beſte Gruß an deine Bekannten. Thomas Garber."

Zu den kulturellen Streiflichtern ſei hier — ebenfalls als Beweis richtiger Behandlung der Eingeborenen durch die verantwortlichen Deutſchen — der Lettow-Vorbeck-Askari-Marſch „Tutafuata" als Dichtung der Schwarzen Deutſch-Oſtafrikas in ihrer Sprache und in ſinngemäßer Überſetzung wiedergegeben.

Tutafuata bedeutet: Wir folgen nur immer dir nach! Es handelt ſich hier um zwei von den Eingeborenen auf deutſchem Melodiegrunde ſelbſt gedichtete Kriegslieder: Das Tanga- und das Lettow-Lied. Den erſten Teil bilden die Verſe von der Schlacht bei Tanga am 4. November 1914 und von der Vernichtung des engliſchen Kreuzers „Pegaſus" durch die „Königsberg" am 20. September 1914 vor Sanſibar. Das Trio enthält das Lettow-Lied; Askari, Boy und Träger ſangen beide Lieder vereint mit den Eingeborenen des Landes bei der abendlichen Goma (Tanzfeſt). In ihrer Denkungsart ſind die Lieder ein glänzender Beweis der treuen Anhänglichkeit an die deutſche Sache und an den Führer General von Lettow-Vorbeck, der ſeinerzeit ihr Oberſt war.

## Tutafuata (Lettow-Vorbeck-Askari-Marsch)

1. Na barua yenu miliyoleta
   Na maneno yenu tumeyasikia!

2. Wamekudja Tanga kutakakupiga!
   Waana wa kidatschi wamekasirika! Zansibar

3. Sasam meschindwa! wa taka amani?
   N'—godjeni schauri, schirika wensangu!

4. Milingoti yao tumeivundja,
   Manowari yao tumeisamischa! Zansibar!

(Trio)

Watu wetu Kwenda vitani
Na doria kasi askari!
Watu tschesa arinoti jamaa
Wafurahi matata adui!
Matscheso ya kompania,

Matscheso ya kompania!
Tutakwenda tutaschinda
Tutafuata bwana Obersti!
Hippu lippu! Hurra!

Nicht zu singende Übersetzung:

1. und 2. Nun in eurem Briefe, den ihr uns gebracht, alle eure Worte, die haben wir bedacht! Ja, sie dachten, Tanga zu nehmen sei ein Spiel! Doch den deutschen Schwarzen war dieser Spaß zu viel!

3. und 4. Ihr seid jetzt geschlagen! Wollt Frieden nun erflehn? Wartet auf Beratung, ihr werdet es schon sehn! Ihre Flaggenmasten, die zerbrachen wir, und ihr stolzes Kriegsschiff versenkten wir dafür. Sansibar!

(Trio)

Unsre Brüder ziehen in den Krieg, einen Feldzug lieben Askari! Alle Leute eilen hin zum Tanze, weil sie sich freun des Kampfes mit dem Feind!

Den Kompanien ist's nur ein Spiel! Den Kompanien ist's nur ein Spiel. Wir marschieren und wir siegen und wir folgen dem Herrn Oberst nur! Hippu lippu! Hurra!

Schon aus den wenigen Beispielen für die richtige Menschenbehandlung seitens der Reichsdeutschen in den Kolonien und während des Weltkrieges von Gruppen fast aller Völker und Rassen in den deutschen Gefangenenlagern, wie sie als geschichtliche Wahrheiten in diesem Buche wiedergegeben sind, ist zu erkennen, daß die deutschen Verwaltungsbehörden aller Art sich den Verhältnissen praktisch anpaßten und in der Heimat wie auch in den deutschen Kolonien sich von ihrem Kulturgewissen leiten ließen.

Ein Volk wie das deutsche, das während seines Heldenringens eine ganze Welt und während dieses Daseinskampfes von 1914—1919 trotz der eigenen schweren Kriegsnot es noch fertig brachte, in Afrika Eingeborene aus vielerlei Stämmen um sich zu scharen, im Vaterlande selbst aber Millionen fremder Menschen mit zu ernähren, zu beschäftigen, zu pflegen und sogar geistig zu fördern, ein Volk, das ebenso im jetzigen Kriege Millionen von Gefangenen, darunter wieder afrikanische Rassen, richtig behandelt und verpflegt, einer praktischen Arbeit zuführt und betreut, ein solches Kulturvolk muß und wird seinen Anspruch auf Kolonien, auf *seine* Kolonien, durchsetzen.

Wir wollen bei unseren berechtigten Forderungen niemals vergessen, was man uns angetan hatte: Im Weltkriege und im besonderen nachher kam zu der Kriegsschuldlüge die schon erwähnte Kolonialschuldlüge, die den gemeinen Raub der deutschen Kolonien und des deutschen Eigentums begründen sollte, weil es selbst den „Großen" in Versailles bei der Anfertigung ihres Schanddiktates so ungeheuerlich erschien, die deutschen Schutzgebiete ohne weiteres zu beanspruchen. Zu diesem Zweck mußte erst eine Kolonialschuldlüge *erfunden* werden, in der Deutschland die Fähigkeit zu kolonisieren und die Eingeborenen richtig zu behandeln, abgesprochen wurde.

Man wußte plötzlich nichts von den vorbildlichen Leistungen der deutschen Ärzte, der deutschen Lehrer und Geistlichen, der deutschen Ingenieure und Kaufleute, Wegebauer, Feldmesser, der vielen deutschen Forscher auf allen Gebieten des Lebens. — Wer tat denn dem Wüten der gefährlichsten Krankheiten im schwarzen Erdteil, der Schlafkrankheit und der alles mordenden Seuchen, Einhalt? Es waren *deutsche* Forscher! (Deutsche Tropenmedizin ist in der Welt

an erster Stelle, z. B. „Germanin" gegen die Schlafkrankheit, ferner sichere Mittel gegen Malaria usw.)

Deutsche Ärzte haben in den Kolonien eine schwere, entsagungsvolle, aber für die Eingeborenen segensreiche Arbeit geleistet. So berichtete z. B. der ehemalige Missionsarzt Dr. Kröber im Oktober 1940 vor Mitgliedern des Berliner Vereins für ärztliche Mission. In seinem Vortrag gab er einen Überblick über seine zehn Jahre umfassende Tätigkeit als Arzt der Bethel-Mission in Kamatschumu-Bukoba am Viktoriasee, wo er mit Unterstützung von einigen deutschen Missionsschwestern über 35 000 Eingeborene behandelt und jährlich 300 Operationen und 500 Entbindungen ausgeführt hat. Das Vertrauen der Eingeborenen, gegen deren eigene primitive, ja meist sogar die Gesundheit der Kranken gefährdende Heilmethoden er gleichzeitig ankämpfen mußte, sei ihm auf Grund der Erfolge schnell entgegengeflogen. — In gleicher Weise könnten noch viele andere deutsche Ärzte von ihrer Arbeit und von ihren Erfolgen mit berechtigtem Stolz berichten.

Und haben nicht sogar Ausländer unsere Farmbetriebe als mustergültig bezeichnet? — Unsere koloniale landwirtschaftliche Produktion hatte von Jahr zu Jahr bedeutend zugenommen zum Segen der deutschen Volkswirtschaft und zum Segen der Eingeborenen selbst.

Die Bedeutung unserer Kolonien, wie wir sie uns geschaffen und dort organisiert haben, als Bezugsquelle von Rohstoffen und als Absatzgebiet für vielerlei industrielle Erzeugnisse der Heimat, ist gewaltig. Die in eigenen Kolonien gewonnenen Rohstoffe sind unabhängig von fremder Währung.

Was aber bei all den unbestreitbaren Erfolgen in den uns feindlich gesinnten Nationen mit Absicht verschwiegen wurde, das sind die großen kulturellen Leistungen auf dem Gebiete der Schule, wie schon erwähnt, denen die anderen kolonialen Mächte trotz ihrer bedeutend längeren kolonialen Arbeit nichts Gleichwertiges an die Seite stellen können. Während diese fremden Mächte unsere Kolonien nur als Ausbeutungsobjekt sehen, hielt sich von jeher die deutsche Kolonialverwaltung als die Vertretung eines zivilisierten Volkes für verpflichtet, die Schutzgebiete kulturell zu entwickeln. Es wurde viel getan für die geistige Entwicklung der Eingeborenen durch den Betrieb dieser Schulen, die verschiedenen Zwecken dienten und ihren Schülern das Grundwissen für alle Kolonialberufe vermittelten. Hierin war Deutschland trotz der kurzen Zeit seiner kolonialen Aufbauarbeit führend. Selbstverständlich wurde für die Erziehung der weißen Kinder nicht minder gesorgt als für die eingeborenen Kinder. Volksschulen und Realschulen nach dem Vorbild der Heimat sorgten im ausreichenden Maße für die geistige Betreuung der Kinder unserer Volksgenossen in den deutschen Kolonien.

Nach Professor Martin Schlunk in seinem Buch „Das Schulwesen in den deutschen Schutzgebieten" (Verlag L. Diedrichsen & Co., Hamburg 1914) waren durch die noch junge deutsche Kolonisation 1914 etwa 3200 Schulen mit etwa 170 000 Schülern vorhanden.

Am 1. Juni 1911, also drei Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges, waren bereits 2710 deutsche Schulen für Eingeborene in Betrieb, davon

1682 von der Evangelischen Mission,

916 von der Katholischen Mission,
112 Regierungsschulen.

Von diesen 2710 Schulen in unseren Kolonien im Jahre 1911 wurden 2548 als Elementarschulen, 109 als gehobene Schulen und 53 als Lehranstalten für praktische Arbeit bezeichnet — nach einer Umfrage des Hamburgischen Kolonialinstituts.

An den Elementarschulen waren damals 483, an den gehobenen Schulen 183 und an den Lehranstalten für praktische Arbeit 115 weiße Lehrkräfte tätig. Die Zahl der eingeborenen Lehrer betrug 3243, 149 und 22, die der Schüler damals schon (am 1. Juni 1911) 141 916 auf den Elementarschulen, 6146 auf den gehobenen Schulen und 1466 auf den Lehranstalten.

Diese stolzen Zahlen zeugen von unermüdlicher großer Geduld und entsagungsreicher Arbeit für die kulturelle Aufklärung der Menschen in Afrika und in der Südsee durch die Deutschen. Das ist grundlegende, hochwertige deutsche Kolonialarbeit, hier wie auf vielen anderen Gebieten.

Es ist nicht Zweck dieses Buches, Kolonialfragen zu behandeln. Wenn aber unsere kulturellen Leistungen in den deutschen Kriegsgefangenenlagern gezeigt werden, wenn ferner der Leser erlebt, wie Deutschland diese fremden Völker und Rassen in ihrer Eigenart und in ihrer Lebensauffassung zu verstehen suchte und richtig beurteilte und als kriegführender Staat trotz der eigenen Sorgen möglichst individuell behandelte, so ist im Hinblick auf die Kolonialschuldlüge der Vergleich mit anderen deutschen kulturellen Großtaten an fremden Völkern und Rassen in den deutschen Schutzgebieten geradezu notwendig.

Für den Erfolg der Kolonisation ist in erster Linie maßgebend das rechte Verhältnis zu den primitiven Völkern, die richtige Behandlung dieser Naturkinder. Entgegen all den längst widerlegten Verleumdungen seitens unserer Neider hat Deutschland sowohl in seinen Kolonien als auch in den Gefangenenlagern gerade an den einfachen, kulturell unentwickelten Völkern und Rassen als Kulturpionier und Missionar im höchsten Sinne eine von keiner „fortgeschrittenen Nation" aufzuweisende Erziehungsarbeit geleistet.

Eine hetzerische Kriegspropaganda hat in der Welt die falschen Vorstellungen erzeugt über die koloniale Wirksamkeit Deutschlands. Allmählich hat sich jedoch die Wahrheit durchgesetzt und Staatsmänner und Kolonialsachverständige fremder Nationen müssen auf Grund einwandfreier geschichtlicher Feststellungen zugeben, daß die Rückführung des deutschen Kolonialbesitzes an das Großdeutsche Reich nicht nur im Interesse des deutschen Volkes und der Eingeborenen dieser Kolonien liegt, sondern im Interesse aller Völker.

Die deutsche Organisation ist auf allen Gebieten des staatlichen und kulturellen Lebens in der Welt vorbildlich. Deutschlands koloniale Berufung, bewiesen in seinen früheren Kolonien und in Kriegszeiten in den deutschen Gefangenenlagern und Gefangenenarbeitsstätten ist unbestreitbar und anerkannt.

Der Anbruch einer neuen Weltordnung, eingeleitet durch Deutschland und Italien, hat die Reorganisation Afrikas zur Folge, welche untrennbar ist von der europäischen Neuordnung. Hierbei wird Deutschland sich sein Recht holen,

denn kein Volk der Erde besitzt größere kolonisatorische Fähigkeiten wie das unsere!

Für das deutsche Volk selbst, das in kolonialen Fragen durch den Reichskolonialbund unter der tatkräftigen Führung seines Bundesführers, des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp, aufgeklärt wurde, ist es eine tausendfach bewiesene politische, wirtschaftliche und kulturelle Notwendigkeit, überseeische Gebiete zu besitzen. Unsere Kolonien sind zugleich auch die beste Schule für unsere kolonialfreudige Jugend, besonders für solche jungen unerschrockenen Volksgenossen, welche das harte und freie Leben in einem anderen Erdteil suchen, deutsche Menschen mit guten Nerven, gestähltem Körper und starkem Willen, die draußen in der Welt für unser Großdeutschland förderlich und sehr wichtig sind: deutsche Kampfnaturen, die durch ihre Leistungen immer wieder Zeugnis ablegen von

**Großdeutschlands kolonialer Sendung!**